



Idiomatizität - Ikonizität - Arbitrarität

Beitrag zu einer funktionalistischen Theorie der Idiomäquivalenz

Farø, Ken Joensen

Publication date:
2006

Document version
Også kaldet Forlagets PDF

Document license:
[Andet](#)

Citation for published version (APA):
Farø, K. J. (2006). *Idiomatizität - Ikonizität - Arbitrarität: Beitrag zu einer funktionalistischen Theorie der Idiomäquivalenz*. Museum Tusculanum.



Ph.d.-afhandling

Ken Farø

Idiomatizität – Ikonizität – Arbitrarität

Beitrag zu einer funktionalistischen Theorie der Idiomäquivalenz

Bind 1: Hovedtekst

English abstract

This PhD thesis explores the problem of *idiom equivalence* on the basis of Danish and German languages. The primary aim is to investigate in-depth theoretical and empirical problems related to this complex and to formulate a concept of idiom equivalence that serves the needs found in the cross-linguistic analysis.

A quite narrow and positive idiom concept is suggested for this purpose. The semiotics of idioms corresponding to this concept is thoroughly discussed and it is concluded that these idioms are basically arbitrary signs which nevertheless show iconic features. This *semiotical dualism* makes them hard to cope with cross-linguistically. It is also shown that idioms are functionally completely normal lexemes and that their functional properties often seem to be misunderstood and exaggerated in both theory and practice.

Three different macrocontexts are investigated empirically: (1) *cross-linguistic lexicology* (around 300 examples systematically excerpted mainly from the Internet), (2) *translation* (around 1200 examples from recent novels and short stories), and (3) *bilingual lexicography*. Each of these disciplines is found to be a (macro-)context in its own right, and hence demanding a specific notion of idiom equivalence. Furthermore, on a deeper level each discipline shows quite diverse (micro-)contexts for which only a highly differentiated understanding of "idiom equivalence" would be adequate. An interesting feature of the empirical investigation of cross-linguistic idiom treatment is the phenomenon "iconicism". Many translators and lexicographers seem to more or less identify idiom function with its *form*, seemingly transcending the arbitrariness of the idiom.

The genuinely functionalist view on idiom equivalence (GFI) is a reaction to *iconicistic*, *monolithic* and *essentialistic* interpretations of idiom equivalence found in both research literature as well as in applied contexts. Such a concept possesses the flexibility to cover the great diversity of theoretical and practical contexts in which idiom equivalence plays a role.

Dansk resume

Afhandlingen behandler *idiomækvivalens* med dansk og tysk som grundlag. Det primære mål er en dybdegående undersøgelse af teoretiske og empiriske problemer, der knytter sig til dette kompleks og samtidig formuleringen af et idiomækvivalensbegreb, der tager højde for alle de behov, der fremkommer ved den interlingvale analyse.

Til det formål fremlægges et snævert og positivt idiombegreb. Disse idiomers semiotik diskuteres indgående, og det konkluderes, at de er principielt arbitrære tegn men at de ikke desto mindre ofte opviser ikoniske træk. Denne *semiotiske dualitet* gør dem vanskelige at håndtere interlingvalt. Det demonstreres også, at idiommer funktionelt set er helt normale leksemer, og at deres egenskaber tilsyneladende ofte misforstås og overdrives, både i teori og praksis.

Der undersøges tre forskellige makrokontekster empirisk: (1) *kontrastiv leksikologi* (omkring 300 belæg systematisk excerperet primært fra Internettet), (2) *oversættelse* (omtrent 1200 idiommer i kontekst fra nyere romaner og noveller), og (3) *bilingval leksikografi*. Hver af disse discipliner viser sig at være en (makro-)kontekst i sin egen ret, som kræver sit eget idiomækvivalensbegreb. Herudover opviser hver disciplin på et underliggende niveau forskellige (mikro-)kontekster, som gør det nødvendigt med et meget differentieret idiomækvivalensbegreb, hvis det skal dække dem alle. Et interessant træk ved den empiriske undersøgelse af den interlingvale idiomhåndtering er

fænomenet „ikonicisme“. Mange oversættere og leksikografer ser ud til mere eller mindre at identificere idiomets funktion med dets *udtryksside*, hvorved dets arbitraritet tilsyneladende transcenderes. Men det er næppe en fortolkning, som gavner nogen, tværtimod.

Det genuint funktionalistiske idiomækvivalensbegreb (GFI) er en reaktion på *monolitiske, essentialistiske og ikonistiske* tilgange til idiomækvivalens, som findes både i forskningslitteraturen og i den praktiske interlingvale idiomhåndtering. Kun et sådant idiomækvivalensbegreb er fleksibelt nok til at dække over den store variation af teoretiske og anvendte kontekster, hvor idiomækvivalens spiller en rolle.

0. Vorwort

Den Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit bildet das Problem *Idiomäquivalenz*, das für die interlinguale¹ Phraseologie von entscheidender Wichtigkeit ist. Die Empirie liefert das Sprachenpaar Dänisch und Deutsch, und die Untersuchung ist u.a. in einen allgemeinen semiotischen und funktionalistischen Rahmen eingeordnet. Es werden dabei – was bei einer auslandsgermanistischen Arbeit nahe liegt – theoretische mit angewandten Aspekten verknüpft. Gleichzeitig werden die unterschiedlichen Bedingungen von Idiomäquivalenz in verschiedenen disziplinären Rahmen expliziter als bisher in der Forschung beschrieben. Vieles aus der traditionellen und der neueren Phraseologieforschung wird dabei kritisiert. Die Kritik ist m.E. notwendig, um neue Perspektiven in der Phraseologieforschung zu eröffnen, darunter auch um sie in die allgemeine Sprachwissenschaft besser zu integrieren. Das Ziel der Arbeit ist die Formulierung eines genuin funktionalistischen Idiomäquivalenzbegriffes (= GFI).

Es soll betont werden, dass diese Arbeit das Ergebnis von genau 2 Jahren Arbeit ist. Somit entspricht sie genau der Zeitnorm der Doktorandenausbildung der Fakultät, bei der ich angestellt war. Hätte ich längere Zeit zur Verfügung gehabt, hätte der eine oder andere Punkt durchaus gründlicher ausgearbeitet werden können. Die Arbeit sollte daher gerechterweise im Lichte der zur Verfügung gestellten Arbeitsbedingungen gesehen werden.

Ich kann unmöglich allen meine Dankbarkeit ausdrücken, die direkt oder indirekt auf die Arbeit eingewirkt haben. Unten wird deshalb nur den wichtigsten Menschen und Institutionen explizit gedankt.

Zu danken habe ich an erster Stelle der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Kopenhagen, die mir eine dreijährige Stelle als Doktorand angeboten hat. Außerdem möchte ich meinen zwei dänischen Betreuern, Herrn Lektor Jens Erik Mogensen, ph.d., und Frau Lektorin Lisbeth Falster Jakobsen, besonders herzlich danken. Zu danken ist auch meinem Institut und dessen Mitarbeiter, die mir praktisch und menschlich eine große Stütze waren.

Es sei darüber hinaus der Eidgenössischen Stipendienkommission gedankt, die mir einen Gewinn bringenden zweiseimestrigen Aufenthalt als Bundesstipendiat an der Universität Zürich ermöglichte, wo ich u.a. mit meinem dortigen Betreuer, Herrn

¹ Ich benutze "interlingual" als Überbegriff für alle mehrsprachigen (angewandten sowie nicht-angewandten) Zusammenhänge, um "kontrastiv" für systematische, nicht-angewandte Zusammenhänge verwenden zu können.

Professor Dr. Harald Burger, im Kontakt sein konnte. Ihm möchte ich für wertvolle Anregungen herzlich danken. Auch Herrn Prof. Dr. Naumann aus der Abteilung für Skandinavistik danke ich für die Einladung, mehrere Vorträge vor Ort zu halten, die mir auch konstruktive Kritik eingebracht haben.

Mein Dank gilt auch den vielen Kollegen und Studenten, die mir in Seminaren, bei Vorträgen und während Diskussionen durch Kritik und Fragen geholfen haben, Thesen und Pointen zu verschärfen und Gedanken und Ideen tiefer zu entwickeln oder zu verwerfen.

Frau Dr. Erla Hallsteinsdóttir habe ich für umfassende Kommentare sowie viele fachliche Diskussionen, die mir sehr weitergeholfen haben, besonders herzlich zu danken. Auch Herrn MA Sebastian Kürschner aus der Universität Freiburg bin ich für Kommentare und Diskussionen dankbar.

Außerdem möchte ich der Forskerskole Øst danken, deren wertvolle Doktoranden-Seminare viele Anregungen geliefert haben. Dem Ph.d.-Studienævn der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Kopenhagen gebührt Dank für seinen Entschluss, mir eine vierjährige Teilzeitstelle zu gewähren, statt der üblichen 3 Jahre. Dies hat Flexibilität ermöglicht, darunter an mehreren Wörterbuchprojekten mitzuarbeiten. Meiner im fernen Ausland arbeitenden Frau und meinen Eltern widme ich diese Arbeit.

0. Vorwort	2
1. Zeichen und Abkürzungen	8
2. Einleitung	9
2.1. Drei Fallbeispiele	9
2.1.1. „Wie sagt man <i>stirre sig blind på ngt</i> auf Deutsch?“ Kontrastive Lexikologie	9
2.1.2. „Angreifbare Übersetzungen“. Translatologie	10
2.1.3. Wann geht man über den Fluss, um Wasser zu holen? Bilinguale Lexikographie.....	10
2.2. Forschungsfrage(n)	11
2.3. Inhalt und Struktur der Arbeit	12
3. Zur theoretischen Basis	14
3.1. Einleitung	14
3.2. Die auslandsgermanistisch-kontrastive Perspektive	16
3.3. Sprache als soziales Phänomen	17
3.4. Semantische Gebrauchstheorie	19
3.5. Produktionsorientierung	22
3.6. Idiome verstehen vs. interpretieren – können und kennen	22
3.7. Teilzusammenfassung	23
4. Methodik und Empirie	24
4.1. Zu Introspektion und Wörterbüchern als Quelle lexikalischer Fragestellungen	24
4.2. Empirismus	25
4.3. Falsifikationismus	26
4.4. Distributionalismus und Kontextualismus	27
4.5. Korpuslinguistik	28
4.5.1. Einleitung	28
4.5.2. „Richtige und falsche“ Korpora – „Google-Linguistics“?	29
4.5.3. Das Internet und Frequenzuntersuchungen	31
4.5.4. Das Internet als Teilquelle dieser Arbeit	32
4.6. Teilzusammenfassung	32
5. Zum Begriff „Äquivalenz“	33
5.1. Einleitung	33
5.2. Kritik an den Begriff „Äquivalenz“	33
5.3. Zum Kern der Äquivalenz	34
5.4. Relative, absolute und funktionale Äquivalenz	34
5.5. Subjektive und objektive Äquivalenz	35
5.6. Äquivalenz und Granularität	35
5.7. Disziplinspezifische Äquivalenz	36
5.8. Teilzusammenfassung	36
6. Kritische Forschungsbesprechung	37
6.1. Interlinguale Arbeiten zur Idiomatik	37
6.2. Zu einzelnen Beiträgen	38
6.3. Problematisierung von dominanten Themen	44
6.3.1. Äquivalenztypen und -stufen	44
6.3.2. Phraseologische „falsche Freunde“	45
6.3.3. Inventarielle Konfrontationen	46
6.4. Teilzusammenfassung	47
7. Ein positiver Idiom-begriff	48
7.1. Einleitung	48
7.2. Probleme der Terminologie	49
7.3. Probleme der Begrifflichkeit	50
7.4. Die phraseologische Normaldefinition	50

7.5.	Phraseologie im weiteren Sinn.....	52
7.6.	Phraseologie <i>im engeren Sinn</i> : (Semantische) Non-Kompositionalität	53
7.7.	„Idiom“ – „Idiomatik“ – „idiomatisch“	54
7.8.	Eine positive Idiomdefinition – Idiome <i>im engeren Sinn</i>	55
7.9.	Legitimation der Kategorie Idiomatik i.e.S. – und warum sie nicht „prototypisch“ ist	55
7.10.	„Phraseologie“ vs. „Idiomatik“	56
7.11.	Merkmalspezifizierung und Ausschluss fremder Kategorien	59
7.11.1.	Zum Merkmal „lexikalisiert“	59
7.11.2.	Zum Merkmal „non-enzyklopädisch“	60
7.11.3.	Zum Merkmal „(graphisch disjunkte) Polylexeme“	61
7.11.4.	Zum Merkmal „Ikonographie“	65
7.11.5.	Zum Merkmal „semantische Transformation“	68
7.12.	Teilzusammenfassung	70
8.	Zeichentheoretischer Rahmen	72
8.1.	Einleitung	72
8.2.	Idiome als Zeichen	72
8.3.	Zur Semiotik von Idiomen – Ausdruck und Inhalt	73
8.4.	Retrospektive und prospektive Zeichenanalyse	75
8.5.	Motivation, Ikonizität und Arbitrarität	76
8.5.1.	Einführung	76
8.5.2.	Arbitrarität (I)	77
8.6.	„Le signe n'est pas arbitraire“	79
8.6.1.	„Motivation“	79
8.6.2.	Idiome und Motivation	80
8.6.3.	Ikonizität	82
8.6.4.	Eine „ikonische Wende“?	83
8.6.5.	Bestimmung von „Motivation“ und „Ikonizität“ in Bezug auf Idiomatik	84
8.7.	Kritik an „Motivation“ und „Ikonizität“	84
8.8.	Arbitrarität (II) – eine Rehabilitation	86
8.8.1.	Einleitung	86
8.8.2.	Saussures Definition und Argumente – eine Präzisierung	87
8.8.3.	Das allgemeine Arbitraritätsprinzip	89
8.8.4.	Arbitrarität am Beispiel einzelner Zeichentypen	90
8.8.5.	Spezifische Arbitraritätsprinzipien	93
8.9.	Ikonizität und Arbitrarität von Idiomen	95
8.10.	Kritik am Arbitraritätsprinzip: Aufklärung von Missverständnissen	97
8.11.	Übersicht über die Unterschiede von Arbitrarität und Motivation	99
8.12.	Teilzusammenfassung	99
9.	Zur Funktion der Idiomatik	101
9.1.	Einleitung	101
9.2.	Starke Idiomhaltungen	101
9.2.1.	Idiome als Klischees	101
9.2.2.	Problematische Idiomfunktionen	102
9.2.3.	Semantischer Mehrwert	103
9.2.4.	Sprach- und Kulturspezifizität	103
9.3.	Primär- und Sekundärfunktionen	105
9.3.1.	Sekundärfunktion: Thematisierung	105
9.4.	Idiomfunktionale Potenziale	108
9.5.	Konnotationen und Expressivität / Informalität und pragmatische Markiertheit	109
9.6.	Die Primärfunktion von Idiomen	110
9.7.	Eine radikal funktionalistische Sicht auf Idiome	113
9.8.	Das Prinzip der abstraktiven Relevanz und funktionalistischer „Ikonoklasmus“	113
9.9.	Idiomatische Kompetenz und Senderintention	115
9.10.	Die funktionale Normalität von Idiomen	117
9.11.	Teilzusammenfassung	119
10.	Lexikologischer Teil	120

10.1.	Einleitung. Zum Begriff „Lexikologie“	120
10.2.	Kontrastive Lexikologie.....	121
10.3.	Kontrastive Idiomatik aus der lexikologischen Perspektive	122
10.4.	Äquivalenzaspekte	123
10.4.1.	Einleitung	123
10.4.2.	Idiomäquivalenzaspekte	124
10.4.3.	Die einzelnen Äquivalenzaspekte.....	125
10.5.	Teilzusammenfassung	161
11.	Translatorischer Teil	166
11.1.	Einleitung.....	166
11.2.	Allgemeine übersetzungstheoretische Überlegungen	166
11.3.	Literarisches und sachtextliches Übersetzen.....	168
11.4.	Idiomübersetzungstheorien	168
11.4.1.	Idiomtranslatorischer Dogmatismus	168
11.4.2.	Idiomtranslatorischer Skeptizismus	169
11.4.3.	Idiomtranslatorischer Nihilismus	169
11.4.4.	Idiomtranslatorischer Funktionalismus	170
11.5.	Idiomübersetzungsoperationen, -typen und -strategien.....	170
11.5.1.	Idiomübersetzungsoperationen	171
11.5.2.	Idiomübersetzungstypen.....	171
11.5.3.	Idiomübersetzungsstrategien	172
11.6.	Das Dänisch-Deutsche Idiomübersetzungskorpus (DDIK).....	172
11.6.1.	Bemerkungen zu den Texten des DDIK.....	172
11.6.2.	Zur Kontextgröße u.ä.....	173
11.6.3.	Analyse des Korpus.....	173
11.7.	Prinzipielle Übersetzungsdiversität, -heterogenität und -funktionalismus	182
11.8.	Die Übersetzungstendenz im Korpus	184
11.9.	Probleme	184
11.9.1.	Rezeptionsprobleme	185
11.9.2.	Produktionsprobleme.....	187
11.9.3.	Äquivalenzprobleme (i.e.S.)	190
11.10.	Kurze Diskussion von alternativen theoretischen Zugängen	198
11.11.	Teilzusammenfassung	199
12.	Lexikographischer Teil	201
12.1.	Einleitung.....	201
12.2.	Zur Thematisierung von Idiomäquivalenz in der Metalexikographie	202
12.3.	Das spezifisch Lexikographische: Zwei Theorien	203
12.3.1.	Zur „Aktiv/Passiv-Theorie“.....	203
12.3.2.	Der lexikographische Funktionalismus	205
12.4.	Welche lexikographische Theorie?.....	206
12.5.	Lexikographische Funktionen.....	207
12.6.	Die Wörterbücher und ihre ex- und impliziten Funktionen	207
12.6.1.	Zur Benutzersprache.....	208
12.6.2.	Zum Benutzerniveau	208
12.6.3.	Zu den Funktionen (i.e.S.)	209
12.7.	Default- und Spezialfunktionen	210
12.8.	Analysen	210
12.9.	Lexikographische Normäquivalente	215
12.10.	Untersuchung lexikographischer Funktionen bezüglich Idiomäquivalenz	215
12.10.1.	Primär <i>kommunikative</i> Funktionen	215
12.11.	Primär <i>wissensorientierte</i> Funktionen.....	222
12.11.1.	Hinweis auf nicht funktionsäquivalentes konvergentes Idiom	222
12.11.2.	Einsicht in die Komposition von L2-Idiomen	223
12.12.	Teilzusammenfassung	223
13.	Idiomäquivalenz zwischen Lexikologie, Lexikographie und Translatologie	226
13.1.	Einleitung.....	226

13.2.	Das idiomäquivalenztheoretische Verhältnis zwischen den drei Disziplinen	227
13.3.	Die drei Fallbeispiele revisited	229
13.3.1.	Wie sagt man also „stirre sig blind på ngt“ auf Deutsch?.....	229
13.3.2.	Wann sind Idiomübersetzungen also „angreifbar“?	230
13.3.3.	Wann geht man also lexikographisch über den Fluss, um Wasser zu holen?	231
13.4.	Teilzusammenfassung	234
14.	Zusammenfassung	235
14.1.	Was ist also Idiomäquivalenz?.....	235
14.2.	10 Thesen zur Idiomatik und Idiomäquivalenz	242
14.3.	Abschließender Kommentar	242

1. Zeichen und Abkürzungen

In der Arbeit werden aus Platzgründen eine Menge verschiedener Siglen, Zeichen und Abkürzungen benutzt. Die gängigen davon, die etwa in den großen Wörterbüchern (z.B. DUW) kodifiziert sind, werden als bekannt vorausgesetzt. Doch einige sind eher idiosynkratisch, obwohl als Vollzeichen durchaus lexikalisiert, und werden deswegen hier dechiffriert:

Zeichen:

(-) markiert, dass das Exzerpt aus einer Replik stammt, dass aber der erste Teil aus Platzgründen abgeschnitten worden ist
 (") dasselbe
 „ “ werden rund um literale Übersetzungen benutzt
 , ’ werden um Bedeutungsparaphrasen benutzt

° markiert, dass das Idiom aus dem Übersetzungskorpus stammt
 ≠ markiert, dass die beiden Idiome nicht äquivalent sind
 * * markieren eine „ikonographische Lesart“

Abkürzungen:

A- = Ausgangs-
APT = Aktiv-passiv-Theorie
AS = Ausgangssprache (L1)
AT = Ausgangstext
bW = bilinguals Wörterbuch
DDO = HJORTH et al. (2003f.)
DSECD = LUND et al. (2004)
dt. = deutsch(-)
DU₁₁ = DOSDROWSKI et al. (2002)
DUW = Duden Deutsches Universalwörterbuch = DUDENREDAKTION (2003)
GA₁ = HANSEN (1993)
GA₂ = THOMSEN (2000)
GY₁ = BORK et al. (1999)
GY₂ = FARØ/VOLLER (2003)
GY₃ = BERGSTRØM-NIELSEN et al. (2005)
gW = geflügeltes Wort
HIP = hypothetisches Idiompaar
i.A. = im Allgemeinen
i.e.S. = im engeren Sinn
i.w.S. = im weiteren Sinn
JE = JENSEN (1981)
K90 = Korpus 90
KF = Ken Farø
[QUANT] = Wort, dessen semantischer Inhalt ein Quantum von etwas bezeichnet
lit. = literal, d.h. Wort-für-Wort-Übersetzung
LTD = ANDRESEN et al. (2001)
MED = RUNDELL et al. (2002)
m.H. = meine Hervorhebung

m.Ü. = meine Übersetzung
LF = die lexikografische Funktionslehre
MU = BERGSTRØM-NIELSEN et al. (1996)
m.W. = meines Wissens
n.m.A. = nach meiner Auffassung
ns = native speaker
[VERF.NAME]⁰ = Originaltext
NUO = BECKER-CHRISTENSEN et al. (2001)
ODS = DAHLERUP et al. (1919-1956)
ODEI = COWIE et al. (2000)
POL = Politiken
POL = JENSEN et al. (2003)
Shd. = Schweizerhochdeutsch
TA = ANDERSEN (2001)
[VERF.NAME]^Ü = Übersetzung
zit.n. = zitiert nach
ZS = Zielsprache (L2)
ZT = Zieltext

2. Einleitung

Bevor die Forschungsfrage(n) und die Struktur der Arbeit ausführlicher beschrieben werden sollen, werden im Folgenden drei linguistische Fallbeispiele dargestellt. Sie sollen dazu dienen, den Leser für den Gegenstand der Arbeit zu sensibilisieren, weil hier bereits wesentliche Themen der Problemstellung in komprimierter Form angedeutet werden:

2.1. Drei Fallbeispiele

2.1.1. „Wie sagt man *stirre sig blind på ngt* auf Deutsch?“. Kontrastive Lexikologie

In einem Internet-Forum², das sich mit deutsch-dänischen Themen beschäftigt, wurde 2004 folgende Frage gestellt:

A: wie sagt man *stirre sig blind på noget*³ auf Deutsch?

Die weitere Diskussion verlief folgendermaßen:

B: Es gibt wohl keine deutsche Redewendung dazu, aber frei übersetzt würde ich sagen: *sich nur auf etwas bestimmtes konzentrieren*

A: Danke für deine Antwort. Ich habe schon gedacht, dass es auf deutsch [sic!] keine feste Wendung ist

C: Ich würde sagen: sich so auf etwas konzentrieren, dass man den Wald vor Bäumen nicht sieht

Es handelt sich um einen reinen Wortschatzvergleich zwischen zwei Sprachen, ohne dass irgendein linguistischer oder textueller Kontext definiert wird. man weiß nicht, wozu der Fragende⁴ diese Information braucht; es scheint, dass er einfach wissen möchte, wie es im Allgemeinen um das Idiom *stirre sig blind på ngt* im Vergleich zum Deutschen bestellt ist. Interessant ist, dass C einen Gegenvorschlag macht, in dem ein Idiom (S. 48) eingebaut ist. Ich möchte diesen Problemtyp „kontrastiv lexikologisch“ nennen und komme in 10.2. auf ihn zurück.

Fragen wie die von A können als die „kontrastiv-lexikologische Urfrage“ (vgl. 10.3.) bezeichnet werden, und es ist eine wesentliche Aufgabe dieser Arbeit, die Prämissen zu untersuchen, nach denen solche lexikologischen Fragen in Bezug auf Idiome entschieden werden können: Was steckt überhaupt hinter der Aussage, *ha ett finger med i spelet* sei „the Swedish equivalent to *have a finger in the pie*“ (SKÖLDBERG 2004:310)? Meistens werden Aussagen wie diese einfach intuitiv gemacht. Für einen wissenschaftlichen Zusammenhang müssen aber operationelle Methoden herangezogen werden.

² www.dk-forum.de

³ Vgl. SKÖLDBERG (2004:151ff.) über schwedisch *stirra seg blind på ngt*.

⁴ Ich benutze aus praktischen Gründen immer Nomina Agentis und sonstige Personenbezeichnungen generisch, nicht sexistisch (vgl. SABBAN 2004:403). Die Kritik PUSCHs (1984, 1990) an diese Praxis halte ich für rigide.

2.1.2. „Angreifbare Übersetzungen“. Translatologie

Unter dieser Kapitelüberschrift bespricht KORHONEN (1992a:119) literarische Idiomübersetzungen aus dem Deutschen ins Finnische, „die in irgendeiner Hinsicht zu beanstanden sind“. Eine Kategorie, die herausgegriffen wird, sind solche Fälle,

„in denen der finnische Ausdruck zwar idiomatisch ist, aber bezüglich der Lexik und Syntax keine primäre Entsprechung darstellt“ (ebd.)

Die Passage, um die es konkret geht, ist:

(1.) aber im Augenblick, Charlotte, rate ich dir abzuwarten und nicht gleich die Flinte ins Korn⁵ zu werfen (Lenz, *Das Vorbild*)

Die finnische Übersetzung des Idioms lautet in Korhonens Literalisierung (KOLLER 1977, WOTJAK 1992a:123) „die Handschuhe auf die Theke schlagen“. Dabei wäre ein finnisches Idiom, das nach Korhonen literal⁶ „seine Axt in den Brunnen werfen“ zu lesen wäre, „eine lexikalisch genauere Entsprechung“, obwohl es zwischen der *Bedeutung* der beiden finnischen Idiome „keinen deutlichen Unterschied“ gebe (ebd., m.H.). Von den „kritisierbaren Übersetzungen“ KORHONENS (op.cit:124) beziehen sich die meisten im Übrigen darauf,

„daß ein idiomatischer Ausdruck des Deutschen nichtidiomatisch übersetzt wurde, obwohl im Finnischen ein Idiom zur Verfügung gestanden hätte“

Wie in 2.1.1. werde ich zu diesen Problemen noch keine Stellung nehmen, sondern bloß anklingen lassen, dass sie vielleicht nicht ganz so einfach sind, wie sie sich hier präsentieren. Ich werde in Kap. 11. *translatorische* Idiomäquivalenzprobleme genauer diskutieren.

2.1.3. Wann geht man über den Fluss, um Wasser zu holen? Bilinguale Lexikographie

Nach dem lexikologischen und translatorischen komme ich auf ein drittes Fallbeispiel zu sprechen; es handelt sich um interlinguale Idiom-Probleme in der *bilingualen Lexikographie*. Nur selten entsteht aus Wörterbucheinzügen eine Diskussion, die direkt oder indirekt auf metatheoretische Probleme hinweist. Gerade dies passierte aber Anfang der 1990er Jahre nach dem Erscheinen des großen dänisch-deutschen Wörterbuchs MU, und zwar entstand eine Diskussion, die aus der Sicht einer theoretischen Idiomäquivalenzdiskussion interessante, wenn auch unausgegrenzte Perspektiven enthält.

Auslöser der Debatte war das im Wörterbuch aufgenommene dänische Idiom *gå over åen efter vand*. Zwei Rezensenten stellten zu diesem Idiom die Frage:

„Entspricht die dänische Redewendung *gå over åen efter vand* (unidiomatisch als *gå over åen for at hente vand* angeführt) wirklich *mit der Kirche ums Dorf fahren/laufen*? Wäre *Eulen nach Athen tragen* nicht passender?“ (COLLIANDER/HANSEN 1992:57f.) [m.Ü.]

⁵ Fettdruck des Idioms hier und im Rest der Arbeit von mir.

⁶ BURGER (2003:13) spricht sich gegen diesen Terminus zugunsten „wörtlich“ aus, weil der erstere „keine Vorteile hat“. Dagegen wäre einzuwenden, dass der letztere als Latinismus sowohl die internationale Forschungskommunikation erleichtert (z.B. mit englisch- und französischsprachigen Forschern, s. PONTONX 2005:353) als auch morphologisch flexibler ist, vgl. die Substantivierung auf dieser Seite.

In der nächsten Ausgabe der Zeitschrift kam eine Antwort von AXELSEN (1992:1f.). Seine Einwände gegen den Vorschlag der Rezensenten waren die folgenden:

””gå over åen efter vand’ heißt ’sich überflüssige Mühe machen um etwas zu erreichen’: das Wasser kann ja genauso gut auf der Seite des Wasserlaufs geholt werden, auf der man sich gerade befindet (Wasser bekommt man aber trotzdem davon), während ’Eulen nach Athen tragen’ sich etwas komplett Nutz- und Sinnloses unternehmen heißt, weil sie ja in Athen überhaupt keine Eulen brauchen. Der deutsche Ausdruck kann deshalb nicht verwendet werden” [m.Ü.]

Den vorläufig letzten Beitrag der Diskussion lieferten BERGENHOLTZ/MOGENSEN (1993:27):

”Beide Vorschläge sind u.E. nicht ganz treffend. *Eulen nach Athen tragen* verfehlt in jedem Fall den Kern des dänischen Idioms, das keine überflüssige, sondern eine umständliche/dümmliche, aber dennoch praktische Handlung umschreibt. Wir würden eine wortwörtliche Übersetzung wählen: *den Fluß überqueren, um Wasser zu holen*”

Sämtliche Vorschläge sind von Vorstellungen geprägt, wie Idiome bi-lexikographisch zu handhaben sind. Gleichzeitig spiegeln sie jeweils Verfahren wider, die in der praktisch-kontrastiven Idiomhandhabung begegnen (siehe 166ff.).

2.2. Forschungsfrage(n)

Diese Arbeit beschäftigt sich allgemein mit dem linguistischen Problem *interlinguale Idiomatik*. Anhand des Sprachenpaars Deutsch-Dänisch werden grundlegende Fragen beantwortet, die sowohl beim rein theoretischen als auch angewandten Umgang mit Idiomen zwischen mehreren Sprachen relevant sind. Letztendlich ist das Ziel der Arbeit die Bemühung um eine allgemeine Theorie der Idiomäquivalenz. Eine solche existiert m.W. nicht. Im Gegenteil: Das Problem der Äquivalenz von Idiomen gehört zu den am intuitivsten und atomistischsten behandelten Themen der Linguistik.

Die Hauptfrage dieser Arbeit kann dementsprechend folgenderweise formuliert werden:

Was ist interlinguale Idiomäquivalenz?

Es handelt sich dabei um eine Klärung eines Begriffs, der sowohl in der interlingualen Praxis als auch in der kontrastiven Phraseologie theoretisch bisher wenig reflektiert wurde (s. Kap. 6.), obwohl sie für jede interlinguale Beschäftigung mit Idiomen die explizite Grundlage ausmachen müsste. Den Anfang und das Ende dieser Arbeit bildet also die Untersuchung des bisher meist impliziten linguistischen Begriffs „Idiomäquivalenz“ und seinen theoretischen und empirischen Voraussetzungen. Um diese Frage beantworten zu können, ist die Klärung einer Menge von Teilfragen notwendig, nämlich:

- (1) Welche theoretische und methodologische Grundlage ist für die Beschäftigung mit Idiomäquivalenz adäquat? (vgl. Kap. 3.-5.)
- (2) Was soll überhaupt unter „Idiom“ verstanden werden? (vgl. 7.)
- (3) Spielt die semiotische Auffassung von Idiomen eine Rolle für die Diskussion von Idiomäquivalenz (Idiome als ikonische oder arbiträre Zeichen)? (vgl. 8. und passim)

(4) Was ist die Funktion von Idiomen in der Sprache? (vgl. 9.)

(5) Soll „Idiomäquivalenz“ als eine einheitliche Größe verstanden werden? (vgl. 10.-14.)

Zu diesen Teilfragen, die durchaus Streitfragen sind, wird kritisch Stellung genommen, um eine – zumindest vorläufige – Antwort auf die Hauptfrage geben zu können. Dabei sind diese Teilantworten von den besonderen fachlichen Interessen der Arbeit abhängig, die somit auf die theoretischen Grundannahmen Einfluss haben. Diese Interessen sind *auslandsgermanistisch*, *interlingual*, *kommunikativ* und *anwendungsorientiert*. Sie werden in 3.2. genauer diskutiert.

2.3. Inhalt und Struktur der Arbeit

Im Folgenden wird ein kurzer reflektierter Überblick über den Inhalt der Arbeit gegeben:

Um das Problem „Idiomäquivalenz“ untersuchen zu können ist also die Klärung einer Reihe von theoretischen, methodologischen und begrifflichen Prämissen nötig. Deshalb wird in 3.3. zunächst die *Sprachauffassung* der Arbeit erläutert. Es wird im Einklang mit einer ganzen Tradition der Linguistik (u.a. Saussure, Martinet, Keller, Feilke) von einer *sozialen* Sprachauffassung ausgegangen, was wichtige Konsequenzen für die Arbeit hat.

Die *Bedeutungstheorie* (3.4.) ist eine weitere Grundbedingung, die im Zusammenhang mit der sozialen Sprachauffassung steht. Sie wird hier als ein *Gebrauch*sphänomen (Wittgenstein, Keller) gesehen. Die Bedeutung von Idiomen wird also als etwas betrachtet, das prinzipiell nur auf der Grundlage ihres empirischen Gebrauchs beschreibbar ist.

Dies führt zur *Methodologie* der Untersuchung, die in 4. beleuchtet wird: Die Arbeit ist stark *empirisch* orientiert. Sie kann auch als *korpuslinguistisch* bezeichnet werden, obwohl dies im weiteren, nicht-orthodoxen Sinn verstanden werden soll. Es spielt nämlich auch das Internet als Korpus eine wichtige Rolle, und zwar aus methodologisch wohl reflektierten Gründen.

In 5. wird der Begriff „Äquivalenz“ aus einer übergeordneten Perspektive diskutiert. Der Umfang dieses Abschnitts ist vergleichsweise bescheiden, weil die allgemeine Äquivalenzdiskussion an sich eine in der Forschung altbekannte ist. Es wäre deswegen eine falsche Priorität gewesen, wenn diese allgemeine Problemstellung viel Platz zuungunsten der hier viel wichtigeren theoretischen und empirischen Untersuchungen des spezifischen Problems *Idiomäquivalenz* in Anspruch genommen hätte.

Kap. 6. behandelt die i.e.S. relevante *Forschungsgeschichte*, d.h. interlinguale Arbeiten über Idiomatik, die ex- oder (in der Regel) implizit den Gegenstand Idiomäquivalenz berühren. Dabei werden keineswegs sämtliche interlinguale Idiomuntersuchungen besprochen, sondern es wird eine Auswahl diskutiert, die in erster Linie thematische Defizite der Forschungsgeschichte aufzeigen soll. Dabei handelt es sich natürlich nur um Defizite aus der Perspektive der Zielsetzung der vorliegenden Arbeit.

Was ein *Idiom* ist, müsste nach mittlerweile mehreren Jahrzehnten Phraseologieforschung eigentlich klar geworden sein. Dem ist aber nicht so. Deshalb

wird diesem Problem ein eigener Abschnitt (7.) gewidmet. Ich vertrete eine sehr enge und positive⁷ Idiomdefinition (= Idiomatik i.e.S.), und zwar nicht nur aus phraseologiesystematischen Gründen, sondern auch weil diese Kategorie semiotisch besonders interessant und für interlinguale Zusammenhänge entsprechend problematisch ist. Es wird großen Wert darauf gelegt zu zeigen, dass diese Kategorie mit der so genannten „phraseologischen Normaldefinition“, die die Forschung dominiert, nicht übereinstimmt. Letztere umfasst nämlich in Wirklichkeit ein sehr heterogenes phraseologisches Inventar, an dem die vorliegende Untersuchung kein Interesse hat. Deshalb wird explizit gezeigt, welche phraseologischen und phraseologieähnlichen Kategorien, die von der hier vertretenen Idiomdefinition ausgeschlossen werden.

Kap. 8. untersucht diese spezifische Idiom-Kategorie in einem *semiotischen* Rahmen. Es wird m.a.W. die Idiomatik als Zeichenphänomen analysiert. Damit soll die theoretische Begründung dafür, Idiome als eine distinkte phraseologische Kategorie zu betrachten, gestärkt werden. Hinzu kommt, dass diese Analyse eine wichtige Erklärungsgrundlage für die Probleme sein wird, die in den späteren angewandten Zusammenhängen auftauchen. Das wichtigste Anliegen dieses Teils ist eine Untersuchung der Begriffe *Ikonizität* (bzw. Motivation) und *Arbitrarität* – d.h. der beiden Begriffe, die im Titel der Arbeit auftreten –, in Bezug auf Idiome. Diese Fragestellung ist sehr wichtig für die Phraseologieforschung und wurde bisher nicht befriedigend beantwortet.

Der folgende Großabschnitt ist eine vorwiegend theoretische Diskussion der *Funktion* von Idiomen in der Sprache (Kap. 9.). Der Ausgangspunkt wird in verbreiteten und m.E. falschen oder zumindest übertriebenen Auffassungen von der Idiomfunktionalität genommen, die sowohl in und außerhalb der Phraseologieforschung kursieren, und die wahrscheinlich auch für Probleme in angewandten Zusammenhängen mitverantwortlich sind. Die Hauptthese dieses Abschnitts ist, dass zwischen der Existenz von Idiomen als Kategorie innerhalb der phraseologischen Systematik und einer spezifischen Einheitsfunktion derselben keine eindeutige Beziehung besteht.

Nach diesem ersten, vorwiegend theoretischen Teil beginnt der zweite Teil der Arbeit, der sich in erster Linie *empirischen* Analysen des Untersuchungsgegenstands Idiomäquivalenz widmet. Es werden drei verschiedene Problemkontexte untersucht, die mit drei interlingualen Disziplinen übereinstimmen:

Zunächst wird die Idiomäquivalenz als reiner *Wortschatzvergleich* beleuchtet (10.). Damit befinden wir uns im Rahmen der *kontrastiven Lexikologie*. Die Empirie bilden deutsche und dänische Idiome im authentischen Kontext, und zwar aus dem Internet (vgl. S. 31ff.). Es handelt sich um *hypothetische Idiompaaire* (= HIPs) aufgrund von Ausdruckskonvergenz, deren lexikologische Äquivalenz wegen Divergenzen in einem oder mehreren *Äquivalenzaspekten* problematisch ist. Die Analysen zeigen, dass nicht nur Ausdruckseigenschaften, sondern v.a. auch *Gebrauchsregeln* (3.4.) die Grundlage von Idiomäquivalenz bilden, zumindest aus der Wortschatzperspektive.

Die nächsten beiden empirischen Teiluntersuchungen sind insofern beide *angewandt*, als sie sich mit Idiomäquivalenz in praxisorientierten interlingualen Zusammenhängen beschäftigen, d.h. solchen, in denen zwischen zwei Sprachen vermittelt wird:

Der erste ist die *Übersetzung* (11.), bei der die Empirie aus knapp 1200 deutschen und dänischen Idiomen mitsamt Kontext besteht. Die Idiome und ihre Übersetzungen

⁷ Damit wird der Versuch getan, die tatsächlichen Merkmale dieser Kategorie im Detail zu explizieren.

dieser Teiluntersuchung wurden aus 10 neueren literarischen Werken des Sprachenpaars systematisch exzerpiert. Auf dieser Grundlage werden Idiomübersetzungstypen und Idiomübersetzungsstrategien auf einer funktionalistischen Grundlage untersucht. V.a. wird darauf fokussiert, ob zwischen der in 8. beschriebenen Idiomsemiotik und den hier untersuchten Idiomübersetzungsstrategien sowie Idiomübersetzungsproblemen ein möglicher Zusammenhang besteht. Es werden dabei Rezeptions-, Produktions- und (i.e.S.) Äquivalenzprobleme beleuchtet. Daneben wird auch das Problem Übersetzung von thematisierten Idiomem untersucht.

Den zweiten angewandten Zusammenhang, der empirisch untersucht wird, bildet die *bilinguale Lexikographie* (12.). Eine Auswahl neuerer Wörterbücher wird v.a. auf der Basis der „lexikographischen Funktionslehre“ auf ihre Handhabung von Idiomäquivalenz hin untersucht. Dieser Teil der Untersuchung hängt mit dem lexikologischen eng zusammen, ist aber aufgrund des funktionalistischen Zugangs zur Idiomäquivalenz keineswegs mit ihm identisch. Es wird v.a. Wert darauf gelegt, ob die von den Wörterbüchern z.T. explizit erwähnten lexikographischen Funktionen hinsichtlich Idiomäquivalenz erfüllt werden. Auch hier spielt die Idiomsemiotik für die Erklärung der identifizierten Probleme eine wichtige Rolle.

In Kap. 13. wird, auf der Grundlage der in 10.-12. vorgenommenen empirischen Untersuchungen, Idiomäquivalenz als Problem der Kontexte *kontrastiver Lexikologie*, *Übersetzung* und *bilingualer Lexikographie* explizit miteinander verglichen. Es werden dabei einseitige Abhängigkeiten aufgezeigt, vor allem aber wird identifiziert, worin sich die jeweiligen Disziplinen hinsichtlich Idiomäquivalenz voneinander unterscheiden.

In 14. werden die Ergebnisse der Arbeit zusammengefasst und es wird sowohl eine differenzierte als auch synthetisierte Antwort auf die in 2.2. gestellte Forschungsfrage: „was ist Idiomäquivalenz?“ gegeben.

3. Zur theoretischen Basis

3.1. Einleitung

Theorie ist nach COSERIU (1992:49) sowohl „vor, während und nach der empirischen Untersuchung da“:

„Vorher als vorausgehende Basis der Untersuchung und explizite bzw. implizite Begründung der Identifizierung der untersuchten Tatbestände. Während der Untersuchung als Rahmen, innerhalb dessen die Fakten beschrieben, gedeutet und geordnet werden. Und danach als durch die empirische Untersuchung selbst bereicherte und/oder modifizierte Theorie“ (ebd.)

Die „Untersuchung phraseologischer Erscheinungen [bedarf] theoretischer Vorabklärungen“ (SIAM 1987:22). Diese Arbeit ist von einer Reihe grundlegender theoretischer Prämissen abhängig, die ihre Sicht auf den Gegenstand Idiomatik entscheidend beeinflussen. Diese Prämissen möchte ich zunächst auflisten und kurz kommentieren. Später wird genauer auf sie eingegangen. Es handelt sich um folgende sechs Komplexe:

- (1) auslandsgermanistisch-kontrastive Perspektive
- (2) soziale Sprachauffassung
- (3) gebrauchstheoretischer Semantikbegriff

- (4) Empirismus und Falsifikationismus
- (5) allgemeiner Funktionalismus
- (6) prinzipielle Arbitrarität lexikalischer Zeichen

Ad (1): Die Untersuchung stellt in erster Linie einen Beitrag zur dänischen *Auslandsgermanistik* dar, der auch die *Anwendung* der Ergebnisse im Auge hat. Dies fördert eine ausgeprägte Sensibilität für Unterschiede in der dänisch-deutschen Idiomatik, was wiederum eine hohe Beschreibungspräzision (*Granularität*, s. 5.6.) notwendig macht. Ein Zugang, der sich mit den kommunikativen Problemen von Lernern solidarisiert, und deswegen auch die Sprachproduktion unterstützen möchte, setzt tendenziell andere Akzente als einer, der abstraktere Erklärungsziele und nur Rezeptionsprobleme im Sinn hat (3.5.).

Ad (2): Sprache wird hier in erster Linie als ein *soziales* Phänomen betrachtet. Deshalb interessieren psycholinguistische, diachrone, logische, kulturelle, metaphortheoretische u.a. Perspektiven wenig, und zwar nicht, weil dies an sich falsche Perspektiven wären, sondern weil sie die kommunikative Perspektive dieser Arbeit stören würden. Es sei an HJELMSLEV (1943ff.) erinnert, der für einen *i.e.S.* linguistischen Zugang zur Sprache plädierte, d.h. Sprache als *System* – was keineswegs impliziert, dass man seine Glossematik als Ideal nehmen muss.

Ad (3): Die Semantikauffassung der Arbeit ist *gebrauchstheoretisch*. Damit wird Bedeutung als das gesehen, was die Sprecher systematisch mit den (Idiom-)Zeichen tun, was in einer abstrakten *Gebrauchsregel* zusammengefasst werden kann. Nicht mehr und nicht weniger. Dies kann auch als eine Ususperspektive bezeichnet werden.

Ad (4): Die *empiristische* und *falsifikationistische* Einstellung der Arbeit hat unterschiedliche Wurzeln. Einerseits stellt sie ein wissenschaftliches Ideal dar, das, wenn auch nicht immer erreicht, so doch als ein angemessener Leitfaden angesehen werden kann. Empirisch basierte Untersuchungen sind m.E. transparenter und somit kritisierbarer als nicht-empirische und sie sind außerdem ihrem Gegenstand, Sprache, näher. Die damit eng zusammenhängende falsifikationistische Theorie ermöglicht grundsätzlich die Verwerfung der Theorie(n) und Thesen, wenn die Daten anders ausfallen oder die Analysen sich als falsch herausstellen. Der Empirismus dieser Arbeit entspringt außerdem schlechten Erfahrungen mit Sekundärquellen und Introspektion im Bereich der Idiomatik (4.1.).

Ad (5): Die Arbeit ist allgemein *funktionalistisch* orientiert, darunter auch was die Rolle von Idiomem in der Sprache als auch was die Auffassung von Übersetzung und bilingualen Wörterbüchern betrifft. Es handelt sich dabei um Funktionalismus in einem sehr weiten Sinn. „Funktionalismus“ wird hier als Kontrastbegriff zu linguistischem „Essentialismus“ gebraucht (113ff.). Dies setzt bei der Behandlung von Idiomäquivalenzfragen konsequente Relevanzanalysen voraus, und zwar auf *allen* Ebenen. Darunter ist v.a. zu fragen, was die Relevanz der *Ikonographie* („Bildlichkeit“) der Idiome ist. Diese Relevanzanalyse ist in angewandten Zusammenhängen, die auch hier eine Rolle spielen, umso wichtiger. Funktionalismus ist also eine prinzipielle Hinterfragung der Relevanz bestimmter Elemente, und zwar dem lokalen Kontext untergeordnet. Der funktionalistische Zugang ist allumfassend und mehrschichtig, sowohl makro- als auch mikrokontextuell.

Ad (6): Die hier vertretene prinzipielle *Arbitraritäts*auffassung prägt die ganze Untersuchung und spielt v.a. eine wichtige Rolle im Versuch, unterschiedliche Idiomäquivalenzprobleme in der angewandten Linguistik zu erklären. Der Zugang zur

Idiomatik im Allgemeinen und zur Idiomäquivalenz im Besonderen ist also auch ein arbitraritätstheoretischer (86ff.).

Ist der Ausgangspunkt dieser Arbeit ein theoretisches linguistisches Problem, nämlich die Frage nach Substanz und Bedingungen von Idiomäquivalenz (14.1.), ist er andererseits keine besondere Vorliebe für eine spezifische Theoriebildung oder theoretische „Helden“. Die Untersuchung beschäftigt sich also nicht intensiv mit „Theorien“, „Theoretikern“ oder „Schulen“, weil dies m.E. eine falsch verstandene Auffassung von „Theorie“ wäre. Es ist an GARDINERs (1932:3) These über die wissenschaftliche Entwicklung zu erinnern, dass

„important progress in detail may still be made without reference to general theory“

„Theoretisch“ ist eine Untersuchung v.a. insofern, als sie eine Problemstellung auf einer gewissen Abstraktionsebene untersucht, indem sie nicht nur Daten beschreibt, und wenn die Arbeit außerdem imstande ist, aus dieser Analyse generalisierende Schlussfolgerungen zu ziehen. D.h. solche, die erklärender und womöglich auch prospektiver Art sind. Diese Arbeit ist v.a. theoretisch in dem Sinn, dass sie theoretische Fragen zu beantworten versucht und selbst theoriefördernd ist. Sie ist es außerdem in dem Sinn, als sie in eine grundlegende semiotische Diskussion eingebettet ist (Kap. 8.). Damit ist auch gesagt, dass die Arbeit theoretisch eklektisch ist. Ob es sich dabei um einen schlechten Eklektizismus handelt (vgl. GREGERSEN 2000), überlasse ich dem Leserurteil.

Im Folgenden werden Teile der allgemeinen theoretischen Basis erklärt. Es handelt sich zunächst um die Sprach- (3.3.) und Semantikposition (3.4.), sowie um die empirische und methodologische Grundlage der Arbeit (4.). Weitere theoretische Positionen, darunter die semiotische (Kap. 8.) und die funktionalistische (9. und passim), werden in eigenen Kapiteln vorgelegt.

3.2. Die auslandsgermanistisch-kontrastive Perspektive

Die Fachrichtung, der die Untersuchung angehört, ist die (kontrastive) Auslandsgermanistik. Deswegen werden hier Akzente gesetzt, die die allgemeine Linguistik wahrscheinlich anders gesetzt hätte⁸. Die Perspektive ist in erster Linie kommunikativ orientiert, dabei interessiert sie sich für die Idiomatik als *Kompetenz*-Problem (9.9.), und zwar v.a. im produktiven Sinn (3.5.). Das Hauptinteresse gilt also den interlingualen Problemen (vgl. EHLICH 2000) im Bereich des Dänisch-Deutschen. Den Prüfstein für die Untersuchung bildet die kommunikative Relevanz des untersuchten Problems. Eine spezifische Auslandsgermanistik sollte nicht bloß theoretische Fragen im Auge behalten, sondern sie hat durchaus ihre eigenen Interessen, darunter auch kommunikative Probleme zu beschreiben und zu erklären, die in der Begegnung einer Sprache mit Deutsch entstehen. Hierin zeigt sich die spezifische Aufgabe⁹ einer dänischen Germanistik (vgl. DYHR 1975:26), die in erster Linie *relationaler* Art ist. Das spezifische Interesse der Arbeit führt auch dazu, dass eher das Partikuläre (vgl. EBELING 2005) als das Universale (z.B. DOBROVOL'SKIJ 1988, 1992a) im Mittelpunkt steht. Es handelt sich um einen Zugang zur Sprache, der wie bei

⁸ HELBIG (2005:7) findet die Auslandsgermanistik als eine Kopie der Inlandsgermanistik problematisch. Auch GÖTZE (2005:11) warnt vor der Auslandsgermanistik als „Parallelunternehmen“.

⁹ Ich behaupte nicht, dass dänische Germanisten sich nicht mit allgemeinen germanistischen und linguistischen Fragen beschäftigen sollten. Nur kann dies kaum die primäre Legitimation einer dänischen Germanistik sein.

WIERZBICKA (1987:99) mit dem Lerner solidarisch ist. Eine solche Solidarisierung führt auch dazu, dass eine hohe Beschreibungspräzision (= *Granularität*, s. 5.6.) erforderlich ist, weil das Teilziel der Untersuchung eine Beschreibung ist, die auch für praktische Zwecke verwendet werden kann, und zwar ohne als „unnatürlich“ aufzufallen (vgl. 11.2.).

Die auslandsgermanistische Perspektive hat damit einen Vorteil im Vergleich zur allgemeinen Linguistik:

„Der Vorteil der Auslandsgermanistik liegt in dem Blick von außen, in der Fremdperspektive (die oft Probleme deutlich werden lässt, die für den Muttersprachler eher „selbstverständlich“ zu sein scheinen und deshalb unreflektiert bleiben)“ (HELBIG 2005:9; vgl. MARTINET 1963:9)

Damit ist nicht auszuschließen, dass die Ergebnisse dieser Untersuchung auch die Theoriebildung allgemeinerer Disziplinen beeinflussen könnten (vgl. DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:67) wie etwa die allgemeine Phraseologieforschung und die Semiotik, von der sie überdacht wird. Dies weil die notwendige Perspektive ein differenzierendes Licht auf die Thesen der allgemeinen Arbeiten werfen kann, die aufgrund ihrer beschränkteren monolingualen Perspektive manche Thesen vielleicht zu sehr verabsolutieren (vgl.a. KOLLER 1977:18ff.).¹⁰

3.3. Sprache als soziales Phänomen

Eine wichtige theoretische Grundlage für die Untersuchung ist ihre Sprachauffassung. „Sprache“ wird in sehr unterschiedlichen Optiken untersucht. Es können z.B. universalistische Auffassungen identifiziert werden, die auf die angeborene Kompetenz des Menschen zum Sprechen fokussieren (CHOMSKY 1965; PINKER 1994). Es gibt psychologisch und kognitiv orientierte Zugänge, die sich für das Zusammenspiel von Sprache und Denken interessieren (WHORF 1956; WERLEN 2002a, b). Es existieren auch solche, die an Sprache als naturwissenschaftlichem Phänomen interessiert sind, wie z.B. Schleicher im 19. Jahrhundert (vgl. COSERIU 2003:6). Es gibt Perspektiven, die sich für einen möglichen Zusammenhang von Sprache und „Kultur“ interessieren, z.B. DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005). Und es gibt eine Tradition „logisierender“ (HERINGER 1974:19) Auffassungen von Sprache wie etwa WITTGENSTEIN (1923).

Keiner dieser Zugänge spielt in dieser Arbeit eine zentrale Rolle, sondern ihre sprachtheoretische Basis ist eine Auffassung von Sprache als *soziales* Phänomen (HOLDCROFT 1991:8; KELLER 1995; FEILKE 1996)¹¹. Die Sprache wird somit als überpersönliches Gesamt betrachtet (GLINZ 1986:172), das innerhalb soziologischer Kommunikationstheorien zu verstehen ist (SCHÜTZEICHEL 2004). Damit wird die Linguistik auch eher als zu den Sozialwissenschaften als zu den Geisteswissenschaften gehörend betrachtet. Nach Saussure ist die Sprache bekanntlich ein (intersubjektiv herausgearbeitetes) System, das dem Subjekt als „trésor“ zur Verfügung steht (KLEIN 1986:76).

Die Linguistik ist zwar ein Teil der Semiotik, der besonders stark am Systemcharakter des Zeichens festhält (s. Kap. 8.). Saussure muss aber nicht unbedingt

¹⁰ Aus der Sicht der allgemeinen Linguistik sind multilinguale Studien natürlich noch besser (vgl. den Vortrag von Levisen auf dem DANFRAS-Seminar 2005 in Kopenhagen), und zwar weil Dänisch-Deutsch doch sehr ähnliche Sprachen sind.

¹¹ KELLER/LÜDTKE (1997:430) sehen m.E. richtig, wenn sie betonen, dass Sprache sowohl natürliche (z.B. Artikulationsapparat; Kognition) als auch artifizielle (z.B. Normierung) Elemente enthält; dass ihr problematischstes Element aber das „der dritten Art“ ist (= das soziale Element).

im strengen System-Sinn gelesen werden (DUGRA:504), sondern er kann auch radikal soziologisch-historisch (GLINZ 1986:160) verstanden werden (vgl.a. COSERIU 1992:117). Eine Sprache, deren Einzelzeichen nur negativ bestimmt werden können, würde dazu führen, dass Kommunikation nicht möglich wäre (MAURO 1982:91; 119). Adäquater ist die Systemauffassung WITTGENSTEINs (1953), demzufolge die Sprache eine *offene Systematisierung* von Formen und Bedeutungen ist. Eine gewisse Unschärfe beim Sprechen stellt den Normalfall dar (op.cit.). Es ist immer ein Minimum an Kommunikation vorhanden, jedoch gibt es stets eine noch höhere Ebene der Verständigung (ebd.). Es handelt sich bei dieser Sprachauffassung um ein System, das auf einer extra- und interindividuellen Ebene zu analysieren ist, denn die Assoziationen zwischen Ausdruck und Inhalt sind durch kollektive Übereinstimmung anerkannt (SAUSSURE 1916c:197). Im Sozialen allein begründen sich die Kriterien der Konvention und Transmissibilität (ENGLER 1986:3). FEILKE (1996:125) bemerkt zur sozialen Selektivität der Ausdrucksbildung:

„Konvention ist[...] soziale Konvention; sie ist außerdem nicht intentionelle, aktive Konvention sondern recht eigentlich Entgegennahme, soziale Konsekration oder Neukonsekration dessen, was über Generationen übermittelt worden ist“ (ebd.)

Und BIERWISCH (1983:25) sagt:

„Nur weil die Sprache ein gesellschaftlich bedingtes Kenntnissystem ist, kann sie in spezieller Weise der Kommunikation dienen“

Reden ist also grundsätzlich eine soziale Aktivität (GARDINER 1932:21). Für interlinguale Untersuchungen, die auch einen Beitrag zur Bewältigung praktischer kommunikativer Probleme liefern möchten, ist eine Auffassung von Sprache als soziales Phänomen deshalb am adäquatesten. Nach FEILKE (1996:10) sind kognitivistische oder rationalistische Sprachbegriffe dagegen dezidiert a-praktisch. Die betont soziallinguistische¹² Perspektive der Arbeit schließt dabei andere Perspektiven nicht aus, sonst wäre sie keine Perspektive.

Sprache ist also im Sinne Saussures im Wesentlichen ein Vorrat, etwas von außen Empfangenes (MERSCH 1998b:199):

„Wenn ein semiologisches System zum Gemeingut einer Gemeinschaft geworden ist, ist es in der Tat vergebens, es außerhalb dessen beurteilen zu wollen, was für es aus diesem kollektiven Charakter resultiert, und es genügt zur Erfassung seines Wesens, zu untersuchen, was es hinsichtlich der Kollektivität darstellt. Wir sagen, daß es nicht mehr nach einem internen, unmittelbaren Merkmal beurteilt werden kann, weil von diesem Moment an nichts mehr garantiert, daß ein individueller Verstand[...] die Verbindung zwischen Zeichen und Idee beherrscht[...]. Es genügt, die Sprache als etwas Kollektives, Soziales anzusehen[...]. Alle Eigentümlichkeiten, die der Kollektivität vorausgehen, d.h. die rein individuellen Momente, sind bedeutungslos“ (Saussure 1908/09¹³, zit.n. MAURO 1982:124)

Eine soziale Perspektive auf Sprache hat erhebliche Konsequenzen für die Forschungsarbeit. Einmal für die Methodik der Sprachbeschreibung selbst und einmal für die Inhaltsgestaltung. Schließlich beeinflusst sie auch die Einstellungen zu abgeleiteten sprachlichen Aktivitäten wie Übersetzung und Lexikographie, wie zu zeigen ist (Kap. 11.f.). Methodisch führt sie zu einem ausgesprochenen Empirismus (s. 4.2.). Denn Sprache als soziales Phänomen entsteht im Handeln (FEILKE 1996:10).

¹² Was nicht mit „soziolinguistisch“ verwechselt werden sollte (s. dazu AMMON et al. 1987f., LÖFFLER 1997, BARBOUR/STEVENSON 1998).

¹³ Es handelt sich um eine Passage aus der Ausgabe des Cours „d’après des notes des étudiants“ (vgl. *Cahiers F. de Saussure* 15, 1957).

Und Sprachhandlungen sind direkt observierbar, als konkrete Äußerungen im Text. Auch für die Bedeutungstheorie der Arbeit (3.4.) spielt die Sprachauffassung eine wesentliche Rolle. Eine Auffassung von Sprache als soziales Phänomen impliziert darüber hinaus, dass eine Trennlinie zwischen „richtig“ und „falsch“ nur schwer gezogen werden kann. Der soziale Zugang zur Sprachbeschreibung führt zwangsläufig dazu, dass diese Dichotomie als eine schulmeisterlich-ideale aufgefasst wird: Was im Sprachgebrauch von Menschen analysiert werden kann, ist Usuelles und Typisches (HASS-ZUMKEHR 2002:47). Peripheres kann in einem dynamischen System wie der Sprache irgendwann zentral werden. Ob etwas zentral oder peripher ist, hat selbstverständlich kommunikative Konsequenzen. Je zentraler ein Sprachelement im System ist, desto eher kann man damit rechnen, gemäß seinen Intentionen verstanden zu werden und nicht negativ aufzufallen (= Natürlichkeit, vgl. SINCLAIR 1991:5f. und Kap. 11.2.). Weil diese Arbeit sich auch stark für die Praxis interessiert, wird meistens das (relativ) Zentrale im Auge behalten. Nicht weil das Periphere als falsch angesehen wird, sondern weil es für die betreffende Sprachgemeinschaft offensichtlich keine zentrale Funktion hat. Man kann dies als eine (im etymologischen Sinn) „re-aktionäre“ Sprachhaltung beschreiben. Denn sie interessiert sich weniger für das Mögliche, sondern viel eher für das schon einmal Produzierte (vgl. DUGRA:510, BURGER 2003), was häufig auch mit dem Bevorzugten oder der Norm¹⁴ (vgl. COSERIU 1972:56f.) übereinstimmt. Sie hinkt also dem Sprachgebrauch deskriptiv immer hinterher.

3.4. Semantische Gebrauchstheorie¹⁵

In diesem Kapitel wird auf die Bedeutungsauffassung der Arbeit eingegangen (Zur Semantik i.A: STECHOW/WUNDERLICH 1991, LYONS 1991). Nach BREKLE (1972:12) gehört zu den vielen Verwendungsweisen von „Semantik“ eine Auslegung, die sich „auf Aussagen über die Bedeutung sprachlicher Zeichen (Wörter) und (Zeichenkombinationen)[...] bezieht“ (= lexikalische Semantik, vgl. CRUSE 2004). BREKLE (op.cit:20) präzisiert:

„Die linguistische Semantik beschäftigt sich als eine empirische Wissenschaft mit den Inhalten von Zeichen und Zeichenkombinationen, wie sie in normalen Sprechakten, in denen sprachlich geformte Ausdrücke verwendet werden, vorkommen“

Dieser Auffassung verschreibt sich die vorliegende Arbeit. Es wird hier auch der Versuch gemacht, bei der Rede von „Semantik“ intuitive Bedeutungsbegriffe (MOTSCH/VIEHWEGER 1983b:7) zu vermeiden. SCHMIDT (2002:351) fragt, was es bedeutet, ein Wort [hier: Lexem] gelernt zu haben (vgl. FANSELOW/STAUDACHER 1991). Dazu gehört im Wesentlichen ein Wissen über seine *Anwendung* (JOHANSEN/LARSEN 1996:78):

„Eine erweiterte Definition von lexikalischer Kompetenz, die individuell erheblich variieren kann [vgl. MEIBAUER 2002:15], liegt Arbeiten zugrunde, die Kompetenz in Sinne von umfangreichem lexikalischem Wissen über ein Wort beschreiben[...]. Das bedeutet, dass LernerInnen nur dann ein Wort gelernt haben, wenn sie neben der Form und Bedeutung auch die Regeln für dessen adäquaten situativen Gebrauch sowie die Selektionsbeschränkungen kennen“ (SCHMIDT 2002:351; vgl. MALMGREN 1994:7f.)

Man kann hinzufügen: *natürlich* anwenden kann. COSERIU (1972:55) hat den Aspekt der „Realisierungsnorm“ als vermittelnde Ebene vor dem Sprachsystem hervorgehoben.

¹⁴ Dabei sollte „Norm“ nicht mit ‚Kodifizierung‘ gleichgesetzt werden.

¹⁵ S. LYONS (1991:18f.). Vgl.a. den Terminus „pragmatische Semantik“ (KUTSCHERA 1975:130).

Damit meint er die von der Sprachgemeinschaft für natürlich gehaltene Zeichenanwendung. KUTSCHERA (1975:125) betont, dass Bedeutungsunterschiede sich im Sprachgebrauch rechtfertigen lassen müssen. Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke werden induktiv aus Einzelfällen ihrer Anwendung erlernt (op.cit.:129, vgl. LYONS 1977:4)¹⁶. Deswegen ist es methodisch nicht adäquat, sich zunächst mit der *langue* zu beschäftigen, und erst danach die *parole* zu betrachten (KOLLER 1974:18). Denn um die *langue* beschreiben zu können, braucht man die *parole*. Von daher wäre der optimale Weg ein Dreischritt: *parole* → *langue* → *parole*. Ein Lexem kann also anhand seines faktischen Gebrauchs definiert werden (TOGNINI-BONELLI 2002:67). Forschungsgeschichtlich ist diese Bedeutungsauffassung als eine „gebrauchstheoretische“¹⁷ Konzeption bezeichnet (s.u.a. HERINGER 1974a:18ff.) und traditionell mit dem Namen WITTGENSTEINS (1953) assoziiert worden. Nach ihm ist die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache:

„Wie ein Wort funktioniert, kann man nicht erraten. Man muß seine Anwendung ansehen und daraus lernen“ (op.cit.; s.a. MALINOWSKI 1923; CHASE 1947:7; LIPCZUK 1985:323)

Unter „Gebrauch“ wird die durch Regeln (KELLER 1973) gesteuerte Verwendung eines Lexems mit allen kontextuellen Varianten verstanden (LEWANDOWSKI 1990:331ff.). Jeder Zeichengebrauch bestätigt oder durchbricht dabei den Kode (SIALM 1987:48). Es kann keine lexikalische Bedeutung vor jedem Gebrauch geben (VIGENER 1986:13), denn Bedeutungen sind ein Ergebnis des sprachlichen Verhaltens des Menschen im Rahmen einer historischen Gemeinschaft (MAURO 1982:XI). Deswegen kann MORRIS (1938) formulieren, dass die Bedeutung eines Zeichens durch die Feststellung seiner Gebrauchsregeln vollständig bestimmt ist (vgl. OGDEN/RICHARDS 1923:222). In einem phraseologischen Kontext bemerkt COULMAS (1981), dass die Wittgensteinsche Konzeption sich auch dort aufdrängt (vgl. KÜHN 1984).

KELLER (1990, 1995) distanziert sich von den gängigen (weil intuitiv richtig erscheinenden) vorstellungstheoretischen Zugängen zur Lexikalsemantik. Diesem Zugang nach sei die Bedeutung eines Zeichens die mit ihm verbundene *Vorstellung*. Dass dies nicht stimmen kann, demonstriert er (1995:58ff.) u.a. daran, dass mit vielen Lexemen (z.B. *ob*, *Dienstag*, *unvorstellbar*) kaum Vorstellungen verbunden sind, und dass diese Theorie auch nicht erklären kann, wie eventuelle Vorstellungen auf neue Sprachteilnehmer übertragen werden. Er fügt hinzu (65), dass mit „Gebrauch“ nicht einzelne Gebrauchsinstanzen gemeint sind, sondern die *Regel* des Gebrauchs. Und weiter:

„Wenn du weißt, wie ein Wort verwendet wird, wenn du die Regel seiner Verwendung in der Sprache L kennst, weißt du alles, was es zu wissen gibt. Wenn du jemandem die Bedeutung eines Wortes beibringen willst, so bringe ihm bei, wie dieses Wort in der Sprache verwendet wird. (Du brauchst ihm dabei nichts über deine Vorstellungen oder sonst etwas über dein Innenleben zu sagen!)“ (ebd.). „Die Bedeutung ist eine Technik und genau deshalb können wir sie lehren und lernen und modifizieren“¹⁸

¹⁶ So wie auch die Valenzberechnung eines Wortes aus Zurückrechnung aus realisierten Aktivsätzen geschieht (JAKOBSEN 2005b:72).

¹⁷ Vgl.a. die Bezeichnung „praktische Semantik“ (HERINGER 1973).

¹⁸ Ein Beispiel für die Modifizierung eines Idioms ist folgende Überschrift: „Der Bock als Gengärtner“ (ZEIT 11.03.04:35). Eine solche Technik wäre ohne den Ausgangspunkt eines lexikalisierten Zeichens *den Bock zum Gärtner machen* unverständlich. Das Verständnis setzt natürlich auch die Kenntnis des Kontextes voraus, in dem es heißt: „Gerhard Schröder hat Bioböcke zu Gengärtnern gemacht, als er dem Verbraucherschutzministerium die Gentechnik überantwortete. Dort fördert man die Biolandwirtschaft,

(67)[...]. „Es gibt nichts „hinter“ der Gebrauchsregel, das gleichsam die Korrektheit des Gebrauchs garantiert“ (ebd.). „Bedeutungen lassen sich vergleichen, untersuchen, überprüfen ohne Blick in den Kopf oder die Seele. Es genügt der Blick auf den Sprachgebrauch mit rein linguistischen Methoden: Frequenzuntersuchungen, Kommutationsproben, Implikations- und Präsuppositionstests und dergleichen[...]. Bedeutungen sind nach diesem Konzept etwas sehr Handliches“ (69)

Die Vorstellungen, die beim Benutzer oder Empfänger des Zeichens entstehen mögen, sind nach KELLER (1995:60) allenfalls sekundäre Begleiterscheinungen des Kommunizierens, kein substanzieller Teil desselben (vgl. DEVITT 1990). Man kann sie als ein *Epiphänomen* des Gebrauchs beschreiben (vgl. STEGMÜLLER 1989:591). Diese These wird mich im Abschnitt über die Funktion von Idiomen (Kap. 9.) weiter beschäftigen. Die Semantik eines Zeichens nach dieser Auffassung ist also weder ein ontologischer Begriff, noch eine dem Zeichenträger innenwohnende Eigenschaft. Vielmehr ist sie eine Gebrauchsregel, die man als Sprachteilnehmer allmählich lernt, wenn man sich mit Sprachzeichen konfrontiert sieht (vgl. WELKE 1983:443). Sprachliche Bedeutung ist intersubjektiv, sonst ist es idiosynkratische Auslegung (vgl. 3.6.).

Es ist klar, dass dies eine recht statische Sicht auf Bedeutung ist. Als *linguistische* Erklärung kann sie aber die relativ stabile Semantik in einer Sprachgemeinschaft erklären, die von außen gesehen nicht einleuchtend sein mag. Diese Art von „Bedeutung“ ist nicht universell, sie ist nicht (primär) mental (LYONS 1991:12), sie ist auch nicht lokal, wie etwa bei der Bedeutungskonstitutionsforschung (POHL 2002), sondern sie ist in erster Linie konventionell. Dass der gebrauchstheoretische Zugang einerseits nicht problemlos ist, zeigt LUTZEIER (2002b:53). Da Gebrauch andererseits mit Realisierungen zu tun hat, kann man zu jedem Zeitpunkt immer nur einen Ausschnitt der tatsächlichen Verwendungen erfassen, von den noch nicht realisierten, potenziellen Verwendungen ganz zu schweigen. Dieses Problem ist aber bei anderen, z.B. introspektiv basierten Konzeptionen noch größer, und es kann bei einer möglichst umfassenden Datengrundlage weitgehend neutralisiert werden. Ich sehe deshalb im Moment keine Alternative zur Gebrauchssemantik.

Nach ECO (1976; 1984:38) gibt es

„a semiotic continuum which goes from the strongest kind of coding to the most open and indeterminate“

Die Bedeutungstheorie dieser Arbeit beschäftigt sich folglich nur mit der (relativ) „starken Kodierung“, weil diese in interlingualen Zusammenhängen besonders relevant ist.

Ein Lexem ist also „ein abstraktes Objekt, das wir mit der Klasse seiner Realisierungen identifizieren können“ (KUTSCHERA 1975:21), kein unmittelbar interpretierbares Objekt. Hauptaufgabe einer gebrauchstheoretischen Semantik ist es, die Regeln, die die Sprachbenutzer beim Äußern von Lexemen anwenden, zu rekonstruieren (vgl. LEWANDOWSKI 1990:332, HERINGER 1974a, KELLER 1995).

Der gebrauchstheoretische Zugang zur Sprache impliziert Verschiedenes: Nach WITTGENSTEIN (1953) haben Menschen die Neigung, Ausdrücke aus ihrem Zusammenhang herauszureißen und in Isolierung zu betrachten. Demgegenüber geht es dem gebrauchstheoretischen Konzept nicht um das „Wesen“ sprachlicher Ausdrücke:

bekämpft chemischen Pflanzenschutz und Gentechnik. Dies gefällt zwar vielen Verbrauchern. Doch Forschungspolitik ist hier so deplatziert wie Industriepolitik im Familienministerium“ (vgl.a. 9.10.).

„Stattdessen sollen wir ein möglichst umfassendes Bild von der Vielheit und der Verschiedenheit der Situationen zu gewinnen versuchen, in denen wir diese Ausdrücke gebrauchen“ (STEGMÜLLER 1989:614)

Dementsprechend heißt Lexeme verstehen sie richtig zu gebrauchen wissen (op.cit:582):

„Das Lehren der Bedeutung eines Ausdrucks erfolgt so, daß man dem Lernenden beibringt, ihn richtig[...] zu verwenden“ (op.cit:583)

Eine wichtige Modifikation der Gebrauchstheorie ist angebracht: Sie muss m.E. keineswegs auf Bedeutung beschränkt sein. Vielmehr sollte sie den Ausgangspunkt von Untersuchungen *sämtlicher* Gebrauchseigenschaften eines sprachlichen Zeichens bilden (sein ganzes linguistisches „Verhalten“), darunter grammatische Eigenschaften, Restriktionen (BURGER 2003:22ff.) usw. (S. 143ff. dieser Arbeit). Deswegen sollte der semiotische Begriff „Inhalt“ m.E. viel weiter gefasst werden als nur ‚Semantik‘. Im Großabschnitt über Lexikologie und Idiomäquivalenzaspekte wird deutlich, was dies impliziert (10.4.).

3.5. Produktionsorientierung

In der Semantik- und Semiotikforschung dominiert meist (implizit) ein rezeptionsorientierter Zugang (PETERS 2003:3017). Hierin bildet die Phraseologie keine Ausnahme. Damit ist aber gleichzeitig ein Problem begründet, das v.a. für angewandte Aspekte von Bedeutung ist. Denn wenn sich die Bedeutungstheorie nach Verstehen und nicht nach Produzieren richtet, dann hat dies für die Genauigkeit und letztendlich auch die Brauchbarkeit der Beschreibung wesentliche negative Konsequenzen. Da das ultimative Ziel der vorliegenden Arbeit eine in allen Bezügen realistische Idiomäquivalenztheorie ist, die das Generieren möglichst natürlicher, d.h. nicht unintendiert auffallender L2-Sprache fördert (vgl. 11.9.2.), muss das Hauptgewicht auf dem Produktionsaspekt liegen. Eine Idiomäquivalenztheorie, die den Problemen ausländischer Sprecher gerecht sein will und deswegen produktionsorientiert ist, ist in diesem Sinn ambitionierter als eine, die bloß eine unmittelbar einleuchtende Erklärung des Problems geben will. Dabei geht es mir um „mühelese“ Produktion (vgl. nächstes Kapitel), natürliche Produktion aus Kenntnis¹⁹. Eine gebrauchstheoretische Semantiktheorie ist also genuin produktionsorientiert (vgl. op.cit:3016).

3.6. Idiome verstehen vs. interpretieren – können und kennen

In Übereinstimmung mit BIERE (1986:128) unterscheide ich prinzipiell zwischen „Verstehen“ und „Interpretieren“ – was produktiv auch mit der Dichotomie „Können vs. Kennen“ umschrieben werden kann. Wie FORTESCUE (2005:135) argumentiert, kann „extra-linguistic inferencing[...] play a crucial role in comprehension“. Semantisches Verstehen ist aber weder ein psychischer Prozess noch ein „Interpretieren als“, sondern:

¹⁹ Produktionstests wie der von BARZ (1995) sind eine unsichere Grundlage für Verallgemeinerung: Die Vorgabe schriftlicher Kontexte + eine Komponente + eine Bedeutungsparaphrase an Versuchspersonen modelliert kaum die reale Produktionssituation. Deshalb sind die vielen spontanen Varianten, die dabei entstehen, auch nicht notwendigerweise sprachsystematisch relevant. Interessanter sind m.E. die natürlichen Sprachprodukte selbst.

„Das Verstehen geschieht mir[...] auf einem Hintergrund, in einer Umgebung von Tatsachen bestimmter Art, nämlich: des tatsächlichen Gebrauchs der gelernten Sprache[...] selbstverständlich und ohne Anstrengung“ (WITTGENSTEIN 1953)

Demzufolge unterscheidet SWIGGERS (2000:211) zwischen

„meaning (conventional) or its interpretation (more subjective)“

Nur der Fremdsprachler, oder besser: Der (im nicht-wertenden Sinn) Zeichenignorant²⁰, *interpretiert* Bedeutung, alle anderen *verstehen* sie (s. SKÖLDBERG 2004:81 für einen klaren Fall von Interpretation). Darauf hat BALLY (1909:78) hingewiesen:

„En un certain sens, l'étranger qui apprend le français le „comprend“ mieux que vous; je veux dire qu'il le saisit plus analytiquement que nous; supériorité peu enviable, car, dans l'étude de la phraséologie, ce dont d'analyse est aussi préjudiciable que dans l'étude des mots isolés; pour bien comprendre l'esprit²¹ d'une langue, il faut en ignorer²² beaucoup de choses“

Dabei sind die Anführungszeichen bei „comprend“ berechtigt. Denn im linguistischen Sinn „verstanden“ wird hier ja gerade nicht (vgl. 3.6.).

„Wer an dieser Position (= das Interpretieren) festhält, bringt die subjektive Konstruktion von Sinn[...] dort ins Spiel, wo längst das Verstehen über eine konventionalisierte Ausdrucksinterpretation gesichert ist“ (FEILKE 1996:122)

Und ERDMANN (1925:124) ergänzt:

„Man überschätzt den Wert und die Wichtigkeit des ursprünglichen Wortsinns für die lebendige Sprache“

Nach SIALM (1987:48f.) sind Idiome „beim Spracherwerb sprachliche Sensationen“, weil sie autoreflexiv sind. Später (S. 166ff.) soll gezeigt werden, dass dieses Merkmal bei den Idiomaten v.a. sprachübergreifend eine wichtige Rolle spielt. Offensichtlich wird im interlingualen Kontext das Interpretieren wieder aktuell, obwohl es intralingual von geringer Bedeutung zu sein scheint. Solange Idiome anhand von „world knowledge“ *interpretiert* werden (wie GIBBS/O'BRIEN 1990 es auch bei native speakers nachweisen), ist der Interpret nicht vollständig idiomatisch kompetent (vgl. DANIELS 1985). Übrigens braucht man kein Kognitivist zu sein, um dies überzeugend zu finden. Denn das ist bei allen ikonisch-arbiträren Zeichen ein einleuchtendes Problem (S. 95ff.).

3.7. Teilzusammenfassung

Nach MAURO (1982:XII) ist Wittgensteins Position die beste Grundlage für die Erforschung von Bedeutung. Was in dieser Arbeit als „Bedeutung“ von Idiomaten bezeichnet wird, ist ihr empirisch operationalisierbarer Gebrauch in der Sprache, nicht ihre „Wirkung“ wie etwa bei Peirce (vgl. NÖTH 2002:21). „Wirkung“ ist ein schwer zu kontrollierender Begriff, der v.a. kontrastiv kaum handhabbar ist. Der *Gebrauch* lässt sich dagegen recht präzise analysieren. Ich verwende dabei „Semantik“ und „Bedeutung“ synonym²³. Damit zusammenhängend schließe ich mich der Formulierung KOERNERS (1975:689) an, nach dem

²⁰ Das Nicht-Kennen der Gebrauchsregeln von gewissen Zeichen gibt es selbstverständlich auch bei native speakers, nicht zuletzt in Verbindung mit frequenzschwachen Idiomaten (vgl. 10.4.3.10.).

²¹ Darum soll es hier nicht gehen (vgl. 9.2.4.).

²² Vgl. Kap. 9.8.

²³ SIALM etwa (1987:84) unterscheidet hier explizit.

„linguistics is a social[...] science, by virtue of its object of investigation, and an exact[...] science owing to its methodology”

Die hier vertretene Linguistik-Auffassung ist eine Linguistik *i.e.S.*, d.h. eine Sprachwissenschaft, die sich ausschließlich mit Zeichen relativ zu einem konventionalisierten Kode beschäftigt. Der „Kode besteht aus Zuordnungen, deren Festigkeit einigermaßen stabil ist“ (SIALM 1987:48). Nach SCHWARZ (1996:15) war zwar die

„Linguistik vor Chomsky[...] weitgehend eine beschreibende Wissenschaft, die sich mit der Klassifizierung eines Korpus sprachlicher Daten beschäftigt, ohne diese Daten in Beziehung zum menschlichen Geist zu setzen“

Erstens ist aber der Deskriptivismus nach wie vor ein wichtiger Teil der Linguistik, ohne den Theoriebildung Spekulation ist. Zweitens bleibt nicht zuletzt die kontrastive Linguistik über weite Strecken hin eine deskriptive Wissenschaft, weil sie u.a. konkrete Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Sprachenpaaren zu untersuchen hat. Und drittens soll in dieser Arbeit weder etwas über den menschlichen Geist noch über *die* Sprache gesagt werden, sondern über die Beziehung von zwei bestimmten Sprachen.

4. Methodik und Empirie

An dieser Stelle sollen die „discovery procedures“ (ROBINS 1967:208) der Arbeit besprochen werden, nämlich das Verhältnis zwischen Empirie, Analysen und Schlussfolgerungen. Zunächst wird kritisch auf verschiedene traditionelle Quellentypen der interlingualen Idiomforschung eingegangen. Danach wird die wissenschaftstheoretische Grundlage in Gestalt von *Empirismus* und *Falsifikationismus* diskutiert. Dann folgt eine Besprechung der Forschungsmethodik *Korpuslinguistik* sowie eine Diskussion darüber, was ein „Korpus“ ist.

4.1. Zu Introspektion und Wörterbüchern als Quelle lexikalischer Fragestellungen

WOTJAK (1992a:152) meint in einem phraseologischen Zusammenhang, dass eine sorgfältige Intersubjektivierung der eigenen Intuition des Forschers über Wörterbucheinträge und Informantentests möglich sei. Nach SCHWARZE/WUNDERLICH (1985:8, 21) sind

„Wörterbücher als deskriptive Quelle[...] unentbehrlich[...] [Sie] bieten einen Reichtum an zubereiteten *Daten*, auf den auch der Lexikologe nicht verzichten kann“ (vgl.a. HESSKY 1992:120)

Viele Phraseologen verwenden in der Tat Wörterbücher für interlinguale Idiomuntersuchungen (z.B. Raichštajn 1980, zit.n. BURGER et al. 1982, HESSKY 1987, KROHN 1994). Wörterbücher sind aber nicht immer empirisch und im Bereich der Idiomatik meistens unzuverlässig (FARØ 2000a) und/oder inkommensurabel. Mit Letzterem meine ich, dass Bedeutungsparaphrasen und sonstige Beschreibungen der Gebrauchseigenschaften der Lemmata kaum jemals von gleicher Granularität bzw. Qualität sind (5.6. und 10.4.3.1.1.), was Aussagen über Äquivalenz problematisch macht. Die Wörterbücher wurden nicht gemacht, um sich mit anderen Wörterbüchern vergleichen lassen zu können. Ein weiterer Grund für den Verzicht auf bilinguale Wörterbücher als *autoritative* Quelle für Idiomäquivalenz ist, dass sie selbst Gegenstand

dieser Untersuchung sind (12.). Ihre Rolle außerhalb dieser Teiluntersuchung ist es dementsprechend nur, Hypothesen für die allgemeinen Untersuchungen zu liefern, niemals Idiomäquivalenzfragen zu *entscheiden*, denn dazu sind sie m.E. nicht imstande.

Auch Introspektion ist eine problematische Basis, um Idiomäquivalenz zu entscheiden²⁴. Bereits MARTINET (1963:42f.) warnt vor den Gefahren dieser Basis:

„Da ich Deutsch spreche und das Wort *Haus* ein deutsches Wort ist, brauche ich nur bei mir selbst nachzuforschen[...]. Leider erscheint bei dem Versuch, festzustellen, was es bei mir hervorruft, ein mehr oder weniger zusammengesetztes Bild[...]. Selbstverständlich kann[...] dieses Bild, das übrigens von Augenblick zu Augenblick verschieden ist, nicht als die „Bedeutung“ des Wortes angesehen werden, das ein gemeinsamer Besitz aller Deutschsprechenden ist“ (s.a. HANKS 2004)

Eine typische Aussage von „Introspektionisten“ ist diese:

„Only a native speaker of the language can judge whether or not a collocation is acceptable“ (LARSON 1984:145)

Dem würde ich folgendes Urteil gegenübersetzen:

„kompetenter Sprecher schließt[...] nicht notwendig die Fähigkeit ein, Richtiges über die eigene Sprachkompetenz sagen zu können“ (SCHANK 1973:18; vgl.a. KOLLER 1974:4)

In einigen Bereichen der Sprachwissenschaft wird viel Energie darin investiert, introspektiv zu entscheiden was „möglich“ ist. Normalerweise führt dies zu keinem eindeutigen Resultat (vgl. BERGENHOLTZ 1988, WOTJAK 1992a:143), gelegentlich sogar zu falschen Ergebnissen. LYONS (1977:113) formuliert es bündig: „Introspection is notoriously unreliable“.

Es sind also sowohl mit der Wörterbuchmethodik als auch der Introspektion als Quelle zur Idiomäquivalenz große Probleme verbunden (vgl. SIALM 1987:37), v.a. für eine Untersuchung, die fein granuliert sein will (5.6.).

4.2. Empirismus

Mit einem gebrauchstheoretischen Zugang zur Bedeutung wird der „wirkliche Sprachgebrauch“ (LEVINSON 2000:28) in den Blickpunkt gerückt. Die logische Konsequenz der Gebrauchssemantik (3.4.) ist denn auch, den Sprachgebrauch direkt zu untersuchen. Eine beobachtende Sprachwissenschaft ist empirisch, d.h. sie studiert reale Kommunikation. Viele Forscher betonen die Wichtigkeit empirischer Studien in der Linguistik, darunter GEERAERTS (1997:4):

„The real life of the language cannot be adequately understood unless one takes into account real language use in actual contexts“ (vgl.a. LUTZEIER 2002:56; MAURO 1982:128; SOTTONG/MÜLLER 1998:15)

SAUSSURE (1916c:196f.) erklärt, warum sich Sprache für empirische Untersuchungen geradezu anbietet:

„Sprache ist[...] ein Gegenstand konkreter Art, und das ist günstig für die wissenschaftliche Betrachtung“

Die Forderung nach Empirismus ist auch innerhalb der Phraseologieforschung zu hören:

²⁴ BURGERS (2003:16) Skepsis gegenüber Wörterbuchbeschreibungen führt ihn zu Informantentests (= Multispektion; s.a. FILIPENKO 2001). Dabei ist dies für viele Fragen eine nicht weniger problematische Quelle, die längst von anderen Methoden überholt worden ist (4.5.).

„Die[...] Idiomatikforschung ist mittlerweile zu einer elaborierten linguistischen Disziplin geworden[...]. Mehr und mehr rückt jedoch die Notwendigkeit ins Blickfeld, all diese Erkenntnisse und Modelle anhand des tatsächlichen Sprachgebrauchs zu überprüfen“ (STEYER 2003:33)

Der methodische Grundsatz dieser Arbeit ist also ein ausgesprochener Empirismus (vgl. BALLMER 1976, BERGENHOLTZ 1988, SAMPSON 2001). Der Gegenstand, Idiomäquivalenz, soll in seinem realen, beobachtbaren Vorkommen analysiert werden, und die Forschungsergebnisse sollen weitestmöglich nachprüfbar sein. Es wird vorausgesetzt, dass der Untersuchungsgegenstand ein empirisch zugängliches Problem ist (SAUSSURE 1916c). Die Arbeit befindet sich damit im Rahmen der ususbasierten Linguistik (vgl. KLAPPENBACH 1968:222, HARDER 2005a:13). Eine empirisch betriebene Sprachwissenschaft hat viele Vorteile, zum Beispiel den der *Messbarkeit* (SIALM 1987:79ff.). Mit empirischen Untersuchungen erhält man teils eine festere Grundlage, teils besteht die Möglichkeit, dass *Neues* entdeckt (BIBER et al. 1998) und nicht bloß altes Wissen – bzw. Annahmen – reproduziert wird:

„Die Differenzierung zwischen singular-okkasionellen und für die „Wörterbuch-Bedeutung“²⁵ konstitutiven Bedeutungskomponenten ist wohl nur möglich, wenn man eine entsprechend große Auswahl von Textbelegen auswertet“ (HESSKY 1999:239; s.a. BURGER 1979)

Somit interessiert sich diese Arbeit für die *Sprachgebrauchsnormen*, d.h. das, was in einer Sprachgemeinschaft²⁶ üblich ist. Dies lässt sich nur anhand der Performanz beobachten, weil das Wissen der Sprachteilnehmer über ihre Sprachkompetenz mangel- und fehlerhaft ist.

4.3. Falsifikationismus

BUGARSKI (1975:5) erwähnt eine Reihe von Merkmalen, die die Wissenschaftlichkeit der Linguistik ausmachen, darunter die „verifiability of hypotheses“. Obwohl dieses Kriterium unmittelbar einleuchtet, würde POPPER (1934), der Begründer des wissenschaftlichen Falsifikationismus, es verwerfen (s.a. FULLER 2003). Somit würde er auch DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005:354) widersprechen, die ihre Hypothesen angeblich „empirically verified“ haben. Nach Popper gibt es ultimative Evidenz nicht, sondern nur gute und weniger gute wissenschaftliche Theorien. Die guten Theorien sind diejenigen, die sich grundsätzlich falsifizieren lassen (vgl. BARTH 1972), d.h. bei denen die Bedingungen angegeben werden können, die zur Entlarvung der Theorie als falsch führen würden. Dies berechtigt überhaupt erst dazu, sie als „empirische“ Theorien zu bezeichnen. Und nur empirische Theorien sind nach Popper wissenschaftlich. Gleichzeitig wird eine Theorie umso stärker, je „gefährdeter“ sie ist und je mehr Falsifikationsversuchen sie ausgesetzt wurde, ohne dass sie sich dabei als falsch erwiesen hat (vgl.a. GUKENBIEHL/SCHÄFERS 2003:340).

Traditionell wird der Falsifikationismus in Verbindung mit den Natur- und Sozialwissenschaften gebracht. Es spricht aber nichts dagegen, dass er auch in der Sprachwissenschaft Anwendung findet. CHESTERMAN (1998:1) fordert somit explizit, dass

„contrastive studies should produce hypotheses that can be empirically tested“

²⁵ „Wörterbuchbedeutung“ ist ein problematischer Terminus, weil er die Vorstellung fördert, Bedeutung sei etwas, was man in Wörterbüchern findet. Wörterbücher sind aber sekundäre, re-aktive Registranten.

²⁶ Ich benutze diesen Terminus traditionell, nämlich als „Gesamtheit der Menschen gleicher Muttersprache“ (KLOSS 1978). Zur Diskussion des Begriffes „Sprachgemeinschaft“ s. RAITH (1987).

Die Möglichkeiten, empirisch zu arbeiten und sich dem Ideal des Falsifikationismus zu nähern, sind für Linguisten erheblich besser geworden. Auch diese Arbeit verschreibt sich diesem Ideal, obwohl ich mir bewusst bin, dass es nicht in jedem Fall erreicht wird. Dabei geht es mir v.a. darum zu zeigen, dass sich mit dem Problem „Idiomäquivalenz“ grundsätzlich falsifikationistisch umgehen lässt, dass sie also eine empirische Entität ist. Dies setzt die Klärung einer Reihe von Prämissen voraus.

4.4. Distributionalismus und Kontextualismus

In der Geschichte der Sprachwissenschaft waren zu unterschiedlichen Zeitpunkten zwei verschiedene Strömungen dominant, nämlich der *Distributionalismus* und der *Kontextualismus* (vgl. LYONS 1991:17f.). Gemäß der Einsichten des amerikanischen Strukturalismus (z.B. BLOOMFIELD 1933, HARRIS 1951) lassen sich verschiedene linguistische Phänomene nur distributionell beschreiben. V.a. innerhalb der Phonologie und der Grammatik wurde distributionell gearbeitet. Der amerikanische Distributionalismus ist von

„the rejection of all speculation, of all mentalistic notions, and of *Sprachgefühl* as linguistic criteria“
(BIERWISCH 1971:39)

charakterisiert. Die Distributionalisten schalteten dabei *Bedeutung* aus ihren Untersuchungen mehr oder weniger aus. Dies aus der Überlegung heraus, dass Bedeutung sich nicht mit derselben wissenschaftlichen Stringenz (sprich: distributionell) wie Phonologie und Grammatik untersuchen lässt. Somit sind, zumindest nach dieser Ausrichtung der Linguistik,

„Sinn und Bedeutung nicht objektiv greifbar“

(ADAMZIK 2001a:112). Diese These muss erheblich modifiziert werden. Denn zwar mag Bedeutung nicht *direkt* beobachtbar sein (SIALM 1987:18f.). Dasselbe gilt aber für die meisten anderen linguistischen Phänomene auch. Bedeutungen sind indirekt sehr wohl objektiv observierbar und zwar anhand ihres Kontextes bzw. ihrer Distribution (LEVINSON 2000, SIALM 1987:47). Denn

„The meanings of words [= lexemes] cannot be studied independently of how they are actually used in speech. After all, it is language use that provides the data for semantics“ (LÖBNER 2002:3)

Sehr viel optimistischer als die frühen Distributionalisten ist denn auch MORRIS (1938), der, vom gebrauchstheoretischen Konzept ausgehend (3.4.), feststellt:

„da die Bedeutung eines Zeichens durch die Feststellung seiner Gebrauchsregeln vollständig bestimmt ist, läßt sich die Bedeutung eines jeden Zeichens durch eine objektive Untersuchung (zumindest prinzipiell) vollständig feststellen. [Deshalb] ist die Bedeutung eines jeden Zeichens potentiell intersubjektiv[...]. Von theoretischem Gewicht ist[...] die Erkenntnis, daß die Subjektivität[...] von Erfahrungen des Zeichenprozesses[...] die objektive und vollständige Feststellung einer jeden Bedeutung nicht verhindert“

Man muss deshalb als möglichst stringent arbeitender Linguist „Bedeutung“ gar nicht so skeptisch gegenüberstehen. Bedeutung unterscheidet sich in diesem Aspekt nicht grundlegend von anderen linguistischen Phänomenen. Die Schule der *Kontextualisten* (u.a. OGDEN/RICHARDS 1923 und FIRTH 1957, vgl. LYONS 1977:127) hat sich explizit mit Bedeutung beschäftigt und dabei betont, dass sie immer ein kontextuelles Phänomen ist. Idiome bilden hier keine Ausnahme: Die Bedeutung dieser lexikalischen Kategorie lässt sich auch nur indirekt bestimmen, d.h. durch Analyse der Kontexte, in denen die Idiome auftreten (ihre semantische Distribution, vgl. SIALM 1987:56).

Warum Kontextstudien auch bei anscheinend hochgradig „selbst-erklärenden“ Zeichen (vgl. 2.1.3.) wie Idiomen notwendig sind, soll im semiotischen Teil (8.) genauer dargelegt werden. Was hier interessieren soll, ist also bloß „das kontextuelle Muster“ (TOGNINI-BONELLI 2002:76) des Idioms im Sprachgebrauch. Dieser Zugang zum Problem „Bedeutung“ ist insofern realistisch, als er dem typischen Vokabel-Lernen von Kindern oder Ausländern durch empirische Gebrauchssituationen (Interaktion) entspricht.

4.5. Korpuslinguistik²⁷

4.5.1. Einleitung

Ein Zweig der Sprachwissenschaft, der sich explizit mit der hier thematisierten empirischen Grundlage linguistischer Untersuchungen beschäftigt, ist die Korpuslinguistik^{28 29}, die man als eine distributionell-kontextualistische Methodik betrachten kann. Die technologischen Möglichkeiten, die große, elektronisch verfügbare Textmassen bieten, haben in der Linguistik ein neues Interesse für tatsächlich produzierte Sprache generiert (SINCLAIR 1991), und viele Arbeiten und Wörterbücher bedienen sich dieser Methodik³⁰. Dabei ist die Korpusmethodik an sich alt:

„Die Linguistik „kann auf Text-Korpora besonders dann nicht verzichten, wenn sie ihre Sachverhalte operationalisieren und d.h. – so weit wie irgend möglich – intersubjektiv verständlich, mitteilbar und überprüfbar machen will“ (SCHANK 1973:24)

Bei wissenschaftlichen Arbeiten bietet die Korpusbasiertheit neben diesen Vorteilen zwei zusätzliche Arten von Gewinn: Erstens wird durch das Korpus ein empirisches Material vorgelegt, das andere Forscher oder sonstige Benutzergruppen (Lexikographen, Sprachlehrer etc.) nutzen können. Das gilt auch für das translatorische und lexikographische Korpus dieser Arbeit (s. Anhang bzw. Kap. 12.). Zweitens können potenzielle Kritiker besser durchschauen, auf welcher Grundlage die Generalisierungen der Arbeit basieren. Dabei kann zwischen *Korpusbasiertheit* und *-gestüttheit* unterschieden werden, was den Grad der Abhängigkeit vom Korpus angibt. Die vorliegende Arbeit ist korpusgestützt, dies gilt sowohl für den lexikologischen, den lexikographischen als auch für den translatorischen Teil (s.u.). Den drei Teilen liegen – ihrer jeweiligen disziplinären Distinktivität entsprechend – drei unterschiedliche Korpusarten zugrunde (s. Kap. 10, 12. und Anhang).

Nach SCHÖNECK (2000a, b, c) verlangen statistisch verlässliche Resultate umfangreiche Korpora. Der Forderung nach umfassenden Korpora kann ich mich anschließen, nicht aber der Idee der statistischen Repräsentativität. Denn gleichgültig wie groß ein Sprachkorpus ist, kann es niemals statistisch repräsentativ sein, und zwar weil die Gesamtpopulation – die jeweilige Einzelsprache – nicht bekannt ist:

²⁷ S. STATHI (im Druck) und STEYER (2003) zur Phraseologieforschung und Korpuslinguistik.

²⁸ S. SINCLAIR (1991), MCENERY/WILSON (1997), KENNEDY (1998) und BIBER et al. (1998) für Einführungen in das Gebiet mit nützlichen Bibliographien. Vgl.a. die Zeitschrift für Korpuslinguistik IJCL.

²⁹ BERGENHOLTZ (1996:7f.) kritisiert diesen Terminus: „Dadurch macht man eine besondere empirische Basis zu einer eigenen sprachwissenschaftlichen Disziplin. Mit der gleichen Logik könnte man eine Intuitionslinguistik, eine Fragebogenlinguistik und eine Belegzettellinguistik erfinden“ [m.Ü.].

³⁰ Z.B. MED, DDO, DWS.

”[Der Linguist] muss sich[...] von der Idee der absoluten Repräsentativität eines Korpus verabschieden[...]. Deshalb sprechen wir von einer korpusbezogenen Usualität“ (STEYER 2003:35)

Dafür sollte die Intuition die korpusbasierte Analyse ergänzen (BIBER et al. (2000:41), und:

desto umfassender ein Korpus, und zwar quantitativ und qualitativ, desto näher kann man dem sprachlichen Usus kommen“ (STEYER 2003:35f.)

Obwohl diese Arbeit keineswegs statistische Ergebnisse liefert (dazu JUSKA-BACHER im Druck, b), wird mit umfangreichen Korpusdaten gearbeitet. Selbst große Korpora kommen zu kurz, wenn es darum geht, relativ selten vorkommende Phänomene zu untersuchen (HARDER 2005b:155). Die umfassende Untersuchung von Idiomäquivalenz kann dabei die Herausforderung gewisser Orthodoxien von Korpuslinguisten notwendig machen, z.B. das Verhältnis zum Internet als Quelle sprachwissenschaftlicher Studien.

4.5.2. „Richtige und falsche“ Korpora – „Google-Linguistics“?

Bis jetzt wurde undifferenziert von „Korpora“ gesprochen. Was ist aber überhaupt ein Korpus? Nach JOHANSSON (1995:19) sind Korpora

„bodies of texts assembled in a principled way“

Nach Ulrich (zit.n. SCHANK 1973:17) ist ein Korpus eine

„Klar abgegrenzte und dann nicht mehr erweiterte oder gekürzte Menge unveränderter mündlicher oder schriftlicher Äußerungen, die[...] als Untersuchungsmaterial zur Grundlage der Sprachbeschreibung gemacht wird“

Auch das Internet und eigene Belegsammlungen werden, wie auch in dieser Arbeit, manchmal unter dem Terminus „Korpus“ verwendet, was von einigen Korpuslinguisten kritisiert wird. OAKEY (2002:93) bemängelt z.B., dass

„researchers compile their own subcorpora which are not available to other researchers, and thus consistency of subjectivity can be hard to gauge“

Somit kursiert in der Fachgemeinschaft seit einigen Jahren der abschätzigste Begriff „Google linguistics“ (z.B. VERONI 2005). Dahinter steckt die Haltung, das Internet sei eine unseriöse methodologische Basis linguistischer Untersuchungen. Es wird damit eine Dichotomie „richtige“ vs. „falsche“ Korpora konstruiert³¹, nicht zuletzt von Sprachinformatikern, deren Aufgabe ja u.a. darin besteht, Korpora für die Wissenschaft zu bauen. Manche Geisteswissenschaftler gehen überdies davon aus, dass die Sprache des Internets irgendwie „schlecht“ sei³².

Es scheint also eine Vorstellung von „guten“ (d.h. von Informatikern gebauten, balancierten, „repräsentativen“, geschlossenen und frei zugänglichen) und „schlechten“ (d.h. privaten und Internet-basierten) Korpora zu bestehen. Da beide letztere Typen hier eine Rolle spielen, soll etwas genauer auf sie eingegangen werden. Zunächst zum Internet: CRYSTAL (2001:viii) meint dazu als Quelle:

„what is immediately obvious when engaging in any of the Internet’s functions is its linguistic character“

³¹ So z.B. Jörg Asmussen bei einem Vortrag in der dänischen Gesellschaft für Nordische Philologie (2003) (vgl. ASMUSSEN 2004).

³² Wie ein Zuhörer bei einem Vortrag von mir an der Universität Kopenhagen (2003) meinte.

Das Internet³³ ist in der Tat seit langem die größte, leicht zugängliche Sammlung sprachlicher Äußerungen der Welt (vgl. BICKEL 2000, SCHMITZ 2004). Die Frage ist aber, wie man wissenschaftlich damit umgehen kann. Suchmaschinen wie *Google* sind m.E. nicht *an sich* unbrauchbare sprachwissenschaftliche Quellen, weil die Sprache im Internet („Netspeak“, CRYSTAL 2001:17ff.) „schlecht“ sei oder weil sich Sprachinformatiker die Mühe gemacht haben, Korpora zu bauen. Wie bei allen anderen Quellentypen handelt es sich darum, sachgerecht und kritisch mit den Möglichkeiten und Begrenzungen der Quelle umzugehen.

Gemäß der funktionalistischen Grundeinstellung dieser Arbeit sehe ich „Korpus“ somit grundlegend als eine *Funktion* und nicht als eine *Essenz* (vgl. 9.11. und 12.3.2.). Ein Korpus ist eine Datensammlung, die sich zur Beantwortung einer linguistischen Frage eignet. Es ist also eine differenziertere Sichtweise als die simplizistische Dichotomie „richtige Korpora“ vs. „Google Linguistics“ nötig. Eine liberale Korpusdefinition wie OLSENs (1977:48) scheint mir deshalb adäquater zu sein als die gelegentlich orthodoxen Definitionen mancher Sprachinformatiker:

„Unter einem „Korpus“ verstehen wir[...] eine Menge an sprachlichem Material, das als empirische Basis einer gegebenen intendierten Strukturbeschreibung verwendet wird“

Ähnlich funktionalistisch scheint mir ein neuerer Korpuslinguist wie KENNEDY (1998:1-12) zu sein:

„In many cases it is thus the use to which the body of textual material is put, rather than its design features, which define what a corpus is“

Um das Problem „richtiges vs. falsches Korpus“ anhand eines konkreten Idioms zu demonstrieren, sei folgendes Beispiel gegeben: *etw ist das Ende der Fahnenstange* aus dem DDIK (s. Anhang, Nr. 947) scheint lexikalisiert zu sein (vgl. SCHEMANN 1993). Wenn man ein „richtiges“ Korpus wie das von *Deutscher Wortschatz*³⁴ konsultiert, das immerhin 500 Mio. Wörter enthält³⁵, ist das Idiom ein Hapax Legomenon³⁶ (vgl. GEYKEN et al. 2004). Auf einer so schmalen Grundlage kann man seine Gebrauchseigenschaften nicht studieren. Man könnte anhand dieses einzigen Belegs sogar im Zweifel kommen, ob das Idiom überhaupt lexikalisiert ist (vgl. 7.11.1.). Gibt man nun den Suchstrang [das Ende der Fahnenstange] via Google ins Internet, bekommt man immerhin 810 Gebrauchsbelege³⁷, an denen sich eine Reihe von Eigenschaften des Idioms im Detail studieren lässt. An solchen Beispielen zeigt sich die überwältigende quantitative Überlegenheit des Internets, die vor allem bei Idiomstudien entscheidend ist. Denn Idiome weisen häufig relativ niedrige Gebrauchsfrequenzen auf³⁸ (STEYER 2003:37, SVENSÉN 2004:242f.). So haben Studien zum Brown-Korpus gezeigt, dass sehr geläufige³⁹ englische Idiome wie *kick the bucket* und *it rains cats and dogs* nicht in

³³ S. BREINDL (1997) für das Internet im DaF-Bereich.

³⁴ www.wortschatz.uni-leipzig.de

³⁵ Zum Vergleich: Das Korpus des DDO besteht aus 40 Mio. Wörtern. Absolute Aussagen über die angemessene Größe von Korpora wie in BERGENHOLTZ (1988) sind übrigens kaum sinnvoll (vgl. FARØ 2004f). Auch hier ist Funktionalismus angesagt.

³⁶ Es kommt also nur einmal vor (KENNEDY 1998:34).

³⁷ Damit meine ich, dass es sich nicht nur um eine Zahl in Google handelt („Treffer“), sondern um Textbelege, die sich tatsächlich studieren lassen.

³⁸ Dies scheint das Zipfsche Gesetz zu bestätigen, das eine inverse Relation zwischen Frequenz und Komplexität einer Form postuliert (vgl. DRESSLER 2000:289).

³⁹ HALLSTEINSDÓTTIR/SAJANKOVÁ (im Druck).

allen Korpora auftreten (ODEI). Obwohl Idiome als Kategorie keineswegs selten sind, können die einzelnen Idiome selbst in Millionenkorpora schwer untersuchbar sein:

”[lexical] work requires the use of very large corpora, because word senses and collocational patterns are often much less common than grammatical patterns” (BIBER et al. 1998:25)

Das Problem ist aus der Geschichte der Korpuslinguistik bekannt: Bei der Überprüfung des korpuslinguistischen Pionierprojekts des *Birmingham*-Korpus wurde entdeckt, dass es keinen einzigen Beleg des Idioms *red hering* enthielt, obwohl alle Forscher mit diesem Idiom vertraut waren. Im Laufe weniger Monate hatten die kleine Hand voll Linguisten durch natürliche Sprachobservation 50 empirische Belege des Idioms gefunden (ODEI:vi). FERNANDO (1997:220) nennt Idiome folgerichtig ”rare, but current” (vgl.a. KJELLMER 1996). Eine griffigere Formel wäre vielleicht *prominent* vs. *frequent*. Vgl. EICHINGER (2004:4):

”So gesehen sind diese Fügungen zwar griffig und eingängig, im Hinblick auf den Gesamtfundus unseres sprachlichen Wissens aber doch marginal“

Aus diesem Grund kommt hier das Internet als Quelle ins Spiel. Es gibt bei vielen Idiomen einfach keine bessere Möglichkeit als das Internet als *funktionales* Korpus, empirische Untersuchungen von Idiomen vorzunehmen. Denn

„das Korpus [muss] so gross sein [...], dass auch die „Tradition“ [= der Usus, KF] damit erfasst wird“ (SIALM 1987:20, vgl. BURGER 2003:51)

Dies gilt auch für die beiden anderen Korpora, die hier verwendet werden, das Dänisch-Deutsche Idiomübersetzungskorpus (DDIK) und das Dänisch-Deutsche Lexikographische Idiomkorpus (DDLEXIK). Beide sind geschlossen und von großem Umfang (s. Anhang und 12.8.).

4.5.3. Das Internet und Frequenzuntersuchungen

Nun sind mit dem Internet in der Tat gewisse Probleme verbunden, und zwar v.a. als quantitatives Instrument. Das erste Mal, an dem ich darauf aufmerksam wurde, dass mit den Zusammenzählungen von *Google* etwas nicht stimmt, war, als ich untersuchen wollte, wie häufig verschiedene Tempusformen des Idioms *få blod på tanden* sind (10.4.3.3.). Als ich das Syntagma *fået blod på tanden* eingab, ergab dies etwa 850 Treffer; als ich es aber um die Präsensform des Auxiliärverbs „har“ erweiterte, war die Trefferzahl plötzlich 2700, was ein mengentheoretisches Paradoxon ist. Vielmehr wäre eine kleinere Zahl zu erwarten, da doch jede Erweiterung durch manifeste Aktanten eine Verringerung der konkreten Realisationen mit sich führen sollte. Von ähnlichen unlogischen Ergebnissen hat VÉRONIS (2005) berichtet. Mein Vertrauen zu *Google* auch nur als (semi-)statistisches Werkzeug war damit am Ende, zumindest wenn es um seine eigenen „Frequenz“-zahlen geht. Die Anzahl von Gebrauchsbelegen, die bei einer Suchfrage aufkommt, mag zwar gewisse Anzeichen für die Verbreitung eines linguistischen Phänomens liefern, z.B. ob ein Idiom lexikalisiert ist oder nicht (7.11.1.). Die angezeigten Zahlen von *Google* sind aber recht unverlässlich und damit wissenschaftlich wenig relevant. Das heißt aber nicht, dass das Internet *als solches* keine brauchbare Quelle darstellt.

4.5.4. Das Internet als Teilquelle dieser Arbeit

Das Internet ist für verschiedene Teiluntersuchungen von Idiomäquivalenz brauchbar, und zwar v.a. für Äquivalenzttests, die ein gutes Beispiel dafür liefern, wie diese Arbeit falsifikationistisch vorgeht (vgl. 4.3.): Alle hypothetischen Idiompaaire (HIPs, 10.4.) lassen sich anhand des Internets testen. Zunächst muss man sich z.B. anhand einer 25/50/100-Stichprobe (10.4.) einen Überblick über die Gebrauchsmerkmale des einen Idioms verschaffen. Dabei geht es nur um die usuellen, nicht um okasionelle Merkmale. Nachher wird die gleiche Prozedur am anderen Idiom durchgeführt. Wenn dieses Idiom andere usuelle Gebrauchseigenschaften als das L1-Idiom aufweist, sind die beiden Idiome nicht totaläquivalent, weil sie offenbar nicht in parallelen linguistischen Kontexten auftreten. In 10. wird eine recht große Anzahl solcher empirischen Äquivalenzproblemen von Idiomen dokumentiert. Die wichtigste Erkenntnis im Umgang mit dem Internet als sprachwissenschaftliche Quelle ist, dass es im Gegensatz zu den „richtigen“ Korpora nicht für linguistische Untersuchungen *geschaffen* wurde. Dies heißt aber nicht, dass es dann nicht zumindest für gewisse Untersuchungen taugt. Suchmaschinen taugen dazu, Stichproben oder geschlossene Teilkorpora zu konstruieren, aus denen man die Beispiele *in toto* analysiert. Somit wird das Internet zum Korpus *funktionalisiert*, weil die daraus entstehende Stichprobe die meisten der für ein „richtiges“ Korpus geforderten Eigenschaften besitzt: Zufallsexzerption und damit relative „Objektivität“, Geschlossenheit und relativ großer Sample. Gegenüber der „richtigen“ Korpora haben diese funktionalen Internetsubkorpora v.a. den Vorteil, dass häufig potenziell hunderte von Belegen einer Hand voll „richtigen“ Korpusbelegen gegenüberstehen.

4.6. Teilzusammenfassung

Diese Arbeit macht von einer Menge verschiedener Quellen Gebrauch. Abgesehen von einer umfangreichen Sekundärliteratur⁴⁰ bestehen die Quellen des empirischen Teils, entsprechend der „triangulären“ Untersuchung (S. 120ff.), aus drei verschiedenen Quellentypen, nämlich (1) (für den lexikologischen Teil) *Sprachbelegen aus dem Internet*, (2) (für den Übersetzungsteil) *knapp 1200 Idiomen im Kontext und ihren Übersetzungen*, und (3) (für den lexikographischen Teil) *Exzerpten aus bilingualen Wörterbüchern*. Die Skepsis gegenüber Introspektion und Wörterbüchern als Quelle von Idiom-Untersuchungen, und der methodische Empirismus führt dazu, dass Korpora eine wichtige Basis für die Einzeluntersuchungen der Arbeit bilden. Dabei wird von der etwas rigiden Dichotomie „richtige und falsche Korpora“ Abstand genommen. Auch das Internet lässt sich als Korpus nutzen, wenn man damit methodisch adäquat umgeht, was aber bei anderen Quellentypen nicht anders ist. Ein „Korpus“ muss also als eine *funktionale* Größe gesehen werden. Gerade in der Idiomatik findet sich in den „richtigen“ Korpora nicht immer das, wonach man sucht, weil ihre Größe nicht ausreicht. Deswegen wird in dieser Arbeit in manchen Fällen die Suchmaschine *Google* als Korpus genutzt, v.a. um Teilkorpora für Stichproben im Hinblick auf Äquivalenzfragen zu konstruieren und auch um authentische Beispiele zu finden. Die methodologische Grundregel ist dabei, dass die Empirie das letzte Wort hat.

⁴⁰ Es ist mir durchaus klar, dass ich sicherlich nicht alles Relevante erfasst habe. Ein solches Defizit ist bei einer synthetisierenden Arbeit kaum vermeidbar. Darüber hinaus muss auf die zeitliche Begrenzung im Vorwort hingewiesen werden.

5. Zum Begriff „Äquivalenz“

5.1. Einleitung

In diesem Teil soll kurz auf den allgemeinen Äquivalenzbegriff eingegangen werden. Da der Untersuchungsgegenstand der Arbeit ja selbst ein äquivalenztheoretischer ist (2.2.), würde eine umfassende Aufarbeitung der sehr umfangreichen allgemeinen Äquivalenzdiskussion in diesem Zusammenhang zu weit führen. Deshalb soll nur auf ein paar Aspekte hingewiesen werden, die hier eine besonders wichtige Rolle spielen.

Nach KRAUSE (2000:69) ist

„Eine der wichtigsten Aufgaben für die konfrontative Linguistik[...] die Ermittlung von Entsprechungen von sprachlichen Einheiten. Demzufolge kommt dem Äquivalenzbegriff eine große theoretische und praktische Bedeutung zu“

Äquivalenz ist „the basic principle“ (ROOS 1981:230) der interlingualen Sprachforschung, deswegen ist eine „Klärung des Äquivalenzbegriffs“ (KOLLER 2001:81) für interlingual orientierte Forschungsarbeiten nötig. KROHN (1994:72) fragt, welchen Grad von Ähnlichkeit zwei Formen haben müssen,

„damit man überhaupt berechtigt ist, objektiv von einer Äquivalenzbeziehung zu sprechen und nicht nur von einem intuitiv gesicherten Äquivalenzbegriff“?

Diese Frage soll im Folgenden beleuchtet werden.

5.2. Kritik an den Begriff „Äquivalenz“

Unter Linguisten, nicht zuletzt solchen, die sich mit Übersetzung beschäftigen, herrscht häufig Skepsis gegenüber dem Begriff „Äquivalenz“. Für NEWMARK (1993:3) ist es somit

„fruitless to define equivalence – a common academic dead-end pursuit“

Andere sind ähnlich skeptisch:

„Äquivalenz ist[...] kein Phänomen, sondern ein Urteil, sie kann nicht beschrieben, sondern behauptet und begründet werden“ (AGUD 1993:123)

Häufig wird dem Äquivalenzbegriff vorgeworfen, er sei einerseits zu statisch, um lebendigen Sprachen Gerechtigkeit zu leisten; andererseits sei er zu allgemein um von praktischem Wert zu sein (SNELL-HORNBY 1986:15). Und für HÖNIG (1997:57) gehöre

„die Verwendung des Terminus „Äquivalenz“ zu einem Komplex an „Entlastungsversuchen“, zu der auch die „Orientierung an einer symmetrischen Abbildungsrelation zwischen AT und ZT“ gehört

Und LIANG (1993:176) stellt zusammenfassend fest:

„In der neueren Literatur zeichnet sich[...] eine deutliche Tendenz ab, den Äquivalenzbegriff zu vermeiden oder ihn völlig abzulehnen“

Ein weiteres Problem ist, dass Forscher aus verschiedenen Gründen den Begriff Äquivalenz verabsolutieren. IVIR (1987:479) engt ihn z.B. stark ein, wenn er schreibt:

„equivalence[...] [is] a matter of parole, created in an act of translational communication and[...] [it has] no existence outside of it“

Auch innerhalb der hermeneutisch orientierten Übersetzungswissenschaft hat sich ein gewisser Widerstand gegen den Begriff gebildet, weil er angeblich einen blinden Glauben an systemlinguistischen 1:1-Entsprechungen voraussetzt (POTĘBA 1993).

Seitdem die Sprachwissenschaft damit angefangen hat, Äquivalenz zu diskutieren, hat aber eine starke Differenzierung des Begriffs stattgefunden (KOLLER 2001:214-272). Nach SNELL-HORNBY (1986:15) können mindestens 58 verschiedene Äquivalenzbegriffe identifiziert werden. Auch CHESTERMAN (1999:21) hat darauf hingewiesen, dass

„equivalence is not a unitary concept but consists of several types[...] the concept of equivalence is argued to be context-sensitive“

Andererseits muss eine Differenzierung des Äquivalenzbegriffes nicht heißen, dass der Terminus sozusagen mit dem Badewasser ausgeschüttet wird. Im Gegenteil ist die Differenzierung gerade der nötige Vorgang, um den Begriff vor „what has amounted to a campaign against equivalence“ (op.cit:24) zu bewahren.

5.3. Zum Kern der Äquivalenz

Was Äquivalenz *an sich* ist, wird also selten klar. Nach KOLLER (2001:240) ist das Ziel der Äquivalenzforschung ein

„operationalisierbarer Äquivalenzbegriff[...], [als] Mittel, überprüfbare qualitative und quantitative Aussagen über sprachliche Nähe/sprachlichen Abstand[...] zu machen“ (op.cit:240)

Es geht hier also zunächst um einen allgemeinen Äquivalenzbegriff, der sich dann später auf spezifische Zwecke differenzieren lässt. Einen Ansatz zu einem solchen allgemeinen Äquivalenzbegriff liefert HIGI-WYDLER (1989:138):

„Äquivalenz bezeichnet das Kriterium, nach dem die Einheiten zweier Sprachen einander zugeordnet werden können“

Ohne sich hier auf spezifische linguistische Kontexte zu beschränken, definiert Higi-Wydlar „Äquivalenz“ trotzdem in einer Weise, die klar ist: „Äquivalenz“ ist also das Kriterium, nach dem man – theoretisch oder praktisch – *Spracheinheiten* interlingual einander zuordnet. Zunächst weder mehr noch weniger. CHESTERMAN (1999:27) geht etwas anders an das Problem heran. Nach ihm ist Äquivalenz als allgemeiner Begriff „the relation of *relevant* similarity“. Was jeweils relevant ist, ist dann im Einzelfall zu definieren.

5.4. Relative, absolute und funktionale Äquivalenz

Nach CHESTERMAN (op.cit:37) ist Äquivalenz ein *relatives* Konzept. Einen relativen Äquivalenzbegriff verstehe ich so, dass er zwar einen einheitlichen Kern hat (vgl. op.cit:27), dass er aber auf den jeweiligen Untersuchungsgegenstand hin präzisiert werden muss. Selbst bei einem relativen Äquivalenzbegriff ist es aber möglich, im Einzelfall zwischen *absoluter* und *funktionaler* Äquivalenz zu unterscheiden. Bei jedem Zeichen lässt sich eine Analyse wie diese durchführen:

„Wenn wir nun an das von der roten Ampel übermittelte Signifikat und an die Geste des erhobenen Arms bei einem Polizisten denken, so fällt die Einsicht leicht, daß zwei in zwei verschiedenen Texten erscheinenden semiotischen Einheiten recht unterschiedlich aussehen können und in der Analyse dennoch eine ihnen *gemeinsame Identität* aufweisen, zumal deren kommunikative Funktionalität äquivalent ist“ (VOLLI 2002:26)

Die beiden Zeichen sind zwar nicht absolut, jedoch funktional äquivalent. Vergleichende Untersuchungen, die mit einem absoluten Äquivalenzbegriff operieren, können dagegen an absoluten Eigenschaften von Zeichen interessiert sein, was z.B. bei Idiomen der Fall sein könnte. Absolute Äquivalenz wäre damit als ‚Gleichheit‘ zu verstehen, was aber auch als zwei grundsätzlich unterschiedliche Phänomene betrachtet werden kann (vgl. WIEGAND 2005:18). Gleichheit ist keine *conditio sine qua non* für Äquivalenz (op.cit:19). Funktional orientierte Äquivalenzuntersuchungen interessieren sich dagegen nur für systemische Funktionen des Zeichens. Wenn man von einem funktionalen Äquivalenzbegriff ausgeht, fragt man also immer nach der *Relevanz* des Vergleichs. Bei einem absoluten Äquivalenzbegriff wird diese Frage nicht gestellt. Der lexikologische Teil dieser Arbeit (10.) ist ein Beispiel einer solchen Analyse, die sowohl absolute als auch funktionale Äquivalenzaspekte beschreibt, während der translatorische (11.) und lexikographische Teil (12.) rein funktionale Äquivalenzanalysen bilden. Mit der Unterscheidung zwischen absoluter und funktionaler Äquivalenz bei einem im Ausgangspunkt relativen Äquivalenzbegriff muss explizit umgegangen werden.

5.5. Subjektive und objektive Äquivalenz

CHESTERMAN (1999:7) verweist darauf, dass Äquivalenz sowohl eine subjektive als auch eine objektive Seite hat:

We speak of entities “being similar”, but also of them “being thought of as similar”. Similarity seems to be both “out there”, objective, and also “in the mind”, subjective

Dies setzt selbstverständlich voraus, dass „Äquivalenz“ sich objektivieren lässt, was unmittelbar mit den Vorstellungen in 4.3. zu kollidieren scheint. In dieser Arbeit wird aber von „objektiver“ im Sinne von ‚falsifizierbarer‘ Äquivalenz ausgegangen. Diese Differenzierung spielt eine besondere Rolle, denn Idiome scheinen in dieser Hinsicht einen Sonderfall darzustellen. Bei Idiomen scheint nämlich interlingual zwischen subjektiven Äquivalenzvorstellungen und objektiver Äquivalenz eine Diskrepanz zu bestehen. Im Zentrum des Interesses dieser Arbeit steht das Verhältnis zwischen subjektiver und objektiver Äquivalenz und dessen semiotische Grundlage (s. 14.1. und 8.).

5.6. Äquivalenz und Granularität

Eine wichtige Basis für die Äquivalenzforschung ist die *Granularität* („Feinheitsgrad“) (vgl. PITT/KATZ 2000:410; BUSSMANN 1990:293; DOBROVOL’SKIJ/PIIRAINEN 2005:78, SOEHN, im Druck) der Analyse. Äquivalenzanalysen können mehr oder weniger fein granuliert sein (vgl. HIGI-WYDLER 1989:141). Wenn „Gleichheit“ mit Tversky als Übereinstimmung bestimmter Merkmale verstanden wird, muss im Auge behalten werden, dass zwei willkürliche Entitäten des Universums sich immer mindestens *ein* Merkmal teilen (CHESTERMAN 1999:8, WIEGAND 2005:19). Eine solche Art von Äquivalenz ist zwar extrem grob, ihre Existenz macht aber deutlich, dass die Granularität einer Äquivalenzuntersuchung ein sehr wichtiger Faktor für ihr Ergebnis ist. Je gröber die Granularität, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass man zum Ergebnis „Äquivalenz“ kommt. Umgekehrt bringen fein granuliert Vergleiche

tendenziell mehr Unterschiede und damit weniger Äquivalenz zutage⁴¹. In dieser Arbeit wird aufgrund der angewandten Perspektive und Produktionsorientierung generell eine recht *feine* Granularität angestrebt (vgl.a. DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:356).

5.7. Disziplinspezifische Äquivalenz

Bei der theoretischen Diskussion des Begriffs „Äquivalenz“ stößt man sehr oft auf das Problem, dass nicht explizit spezifiziert wird, ob es sich um eine Untersuchung auf einer bestimmten Ebene oder um eine generelle Begriffsdiskussion handelt. Häufig wird eine allgemeine Äquivalenzdiskussion in Aussicht gestellt, obwohl es sich bei genauerer Betrachtung um einen spezifischen Problemkontext handelt, wie etwa Äquivalenz in der Übersetzung (z.B. EISMANN 1989). Es kommt ebenso vor, dass explizit von Äquivalenz in einem spezifischen Kontext gesprochen wird, ohne dass klar wird, inwiefern die Äquivalenz hier besondere Bedingungen im Vergleich mit anderen Bereichen hat. Mit dem Problem der Äquivalenz befassen sich nicht zuletzt Arbeiten zur Translatologie, obwohl es den wichtigsten Begriff der *allgemeinen* interlingualen Sprachwissenschaft darstellt. Dass Äquivalenz sowohl eine allgemeine als auch eine spezifische Dimension hat, muss auch von einem flexiblen Idiomäquivalenzbegriff berücksichtigt werden. Das kann m.E. nur ein *genuin funktionaler Idiomäquivalenzbegriff* (s. 6.2. und 14.1.).

5.8. Teilzusammenfassung

Trotz der Skepsis gegenüber dem Begriff „Äquivalenz“ in der Forschung sollte er nicht abgeschafft werden, denn die interlinguale Forschung ist von ihm abhängig. Äquivalenzvorstellungen liegen jedem lexikalischen Vergleich, jeder Übersetzungsoperation und jedem Wörterbuchartikel zugrunde. Der Begriff ist also sehr vielschichtig, er muss deshalb im Ausgangspunkt flexibel gehalten und dann für die jeweils eigenen Zwecke genau definiert werden, statt intuitiv zu bleiben. Alle interlingualen Untersuchungen und Operationen brauchen einen *expliziten* Äquivalenzbegriff. Ohne einen solchen wird er automatisch von *impliziten* Äquivalenzvorstellungen ersetzt, was für die Forschung sowie auch für angewandte Zusammenhänge problematisch ist. Jeder, der mit Fremdsprachen konfrontiert ist, hat eine Vorstellung von Äquivalenz, sonst könnte er mit diesen gar nicht umgehen. Ob seine Vorstellungen richtig sind (objektive Äquivalenz), ist eine andere Sache. „Äquivalenz“ ist somit sowohl graduierbar als auch auf rationaler Grundlage kritisierbar. Entscheidend ist, dass der jeweilige Äquivalenzbegriff der aktuellen Problematik angemessen ist. Am Begriff Äquivalenz selbst ist also nichts falsch, sondern höchstens an seiner inadäquaten Anwendung. Zwei wesentliche Bedingungen für die Untersuchung und Etablierung von Äquivalenz sind dabei *der linguistische Kontext* (makrokontextuell: die jeweilige Disziplin, mikrokontextuell: die jeweilige kommunikative Funktion), und die *Beschreibungsgranularität*. Der vorliegenden Arbeit geht es vor allem darum zu untersuchen, ob ein spezifischer, fest umrissener und adäquater *Idiomäquivalenzbegriff* formuliert werden kann. In der folgenden

⁴¹ Deshalb bedarf eine Kritik wie JAKOBSENs (2005b:73) an Aussagen, dass Aktiv- und Passivsätze das Gleiche bedeuten würden, „nicht korrekt“ seien, zumindest einer Differenzierung: Sie sind nach einer Analyse einer gewissen (nämlich recht groben, vgl. 14.1.) Granularität durchaus äquivalent, auf einer anderen (feinen) Granularitätsstufe jedoch nicht. Es handelt sich hier m.E. nicht um Korrektheit, sondern um den Grad der Präzision der Beschreibung.

Forschungsübersicht wird deshalb die bisherige Handhabung dieses Problems in der Phraseologieforschung überblicksmäßig diskutiert.

6. Kritische Forschungsbesprechung

6.1. Interlinguale Arbeiten zur Idiomatik⁴²

In der folgenden Forschungsbesprechung liegt es mir daran zu zeigen, wie das theoretische Problem *Idiomäquivalenz* in früheren Arbeiten gehandhabt wurde. Ich diskutiere eine exemplarische Auswahl von Arbeiten, die Tendenzen der Forschung widerspiegeln, dabei liegt der Schwerpunkt auf kontrastiv-germanistischen Arbeiten.

1975 stellte DYHR fest, dass sich die kontrastive Linguistik mit der Idiomatik kaum beschäftigt habe. Obwohl diese Feststellung für die sowjetische Linguistik, die sich sehr früh mit diesem Untersuchungsgegenstand befasste (vgl. BURGER et al. 1982:289ff.), nicht ganz deckend ist, trifft sie zumindest heute keinesfalls mehr zu⁴³: Seit Ende jenes Jahrzehnts sind viele Arbeiten erschienen, v.a. im Rahmen der Auslandsgermanistik. Dies stimmt mit der Feststellung überein, dass die Phraseologieforschung nicht zuletzt ein deutschsprachiges Phänomen ist, zumindest ab den 60er Jahren, als die sowjetische Phraseologieforschung v.a. in der DDR, etwas später auch in der Schweiz und der Bundesrepublik rezipiert wurde (FLEISCHER 1982a, BURGER 2005).

Somit gibt es nicht nur eine große Anzahl kontrastiver Untersuchungen, von denen sich einige mehr oder weniger explizit mit Idiomäquivalenz theoretisch befassen, wenn auch meistens nur ansatzweise. Beispiele sind folgende: KOLLER 1974, CZOCHRALSKI (1977b), THUN (1978:213ff.), WANDRUSZKA (1979), Rajchštajn (1979, 1980, zit.n. BURGER et al. 1982), BURGER et al. (1982:289ff.), HESSKY (1980, 1987, 1992), ROOS (1981), GRÉCIANO (1989), FÖLDES (1986, 1996), GLÄSER (1986), EISMANN (1989, 1995), HIGI-WYDLER (1989), ECKERT/GÜNTHER (1992), ĐURČO (1994), ETTINGER (1994), KROHN (1994), GRÉCIANO/ROTHKEGEL (1995), HENSCHER (1997), PIIRAINEN (1997), EISMANN (1989, 1995), KORHONEN (1991, 1992a, 1997), DOBROVOL'SKIJ (1999b, c, 2000a, 2000b, 2002), FARØ (2000, 2004a, 2004c), FILIPENKO (2001), KORHONEN/WOTJAK (2001), PONTONX (2005), PARIZOSKA (2005), DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005:55-78) und HUSUM (2006).

Unten werden zunächst Einzelarbeiten beispielhaft besprochen, die aus der Sicht der vorliegenden Arbeit prägnante Probleme demonstrieren. Danach folgt eine thematische Diskussion von drei dominanten Themen, die mir für die Forschungssituation typisch erscheinen. Ich kann in erster Linie nur auf die Defizite und keineswegs zufrieden stellend auf die Verdienste dieser Arbeiten hinweisen. Dies hängt v.a. damit zusammen, dass sie in ihrem Zugang häufig stark einzelpaarsprachliche Zielsetzungen verfolgen („inventarielle Konfrontationen“, 6.3.3.). Wenn somit von „Defiziten“ die Rede ist, muss immer im Auge behalten werden, dass es sich nicht um absolute Schwachstellen

⁴² S.a. BURGER et al. (1982:289ff.), PALM (1995:113ff.), KORHONEN (1995:189ff.), FLEISCHER (1997:242ff.), HESSKY (2000) für Übersichten über die kontrastive Phraseologieforschung.

⁴³ Obwohl z.B. de PONTONX (2005:351) dies noch äußert.

handelt, sondern um solche relativ zur Fragestellung der vorliegenden Arbeit. Übrigens findet auch in der restlichen Arbeit eine rege Auseinandersetzung mit der Phraseologieforschung statt. Der Sinn der Forschungsbesprechung ist es also allein, das Forschungsvorhaben dieser Arbeit wissenschaftsgeschichtlich zu legitimieren, weil sie m.E. eine eigene wichtige Nische ausfüllt. Vollständigkeit ist also weder beabsichtigt, noch wäre sie praktisch möglich.

6.2. Zu einzelnen Beiträgen

Eine frühe Arbeit zur Idiomäquivalenz ist KOLLER (1974), der den expliziten Anspruch erhebt, „grundlegende Fragen redensartlicher Ausdrucksweise aus[...] interlingualer Perspektive“ zu behandeln (S. 1). Aus der Sicht dieser Untersuchung enthält die Arbeit wichtige brauchbare Einzelbeobachtungen, wie z.B. den Hinweis, dass interlinguale „Äquivalente“ wie *ins Fettnäpfchen treten* – *trampe i klaveret* ein unterschiedliches syntaktisches Verhalten aufweisen können (s. 10.4.3.8.). Bei Koller ist dies aber eine isolierte Betrachtung, die ohne theoretische Konsequenzen bleibt. KOLLER macht auch auf den Faktor Gebräuchlichkeit und Bekanntheit (vgl. 10.4.3.10.) für die Idiomäquivalenz aufmerksam (*das Kind mit dem Bade ausschütten* vs. das im Schwedischen offensichtlich recht ungebräuchliche *kasta ut barnet med badvattnet*). Für die vorliegende Arbeit richtungsweisend ist außerdem die Beobachtung der großen „Zufälligkeit“ in der Idiomatik von Einzelsprachen und erst recht im Sprachvergleich (15ff.). Ich würde statt dessen von „Arbitrarität“ reden und das Problem in einen allgemeinen semiotischen Zusammenhang stellen (s. Kap. 8.). Problematisch ist m.E. Kollers recht monolithische Zugang zur Idiomäquivalenz. Darunter verstehe ich die Vorstellung von Idiomäquivalenz als eine möglichst unkomplizierte 1:1-Relation, d.h. als nicht-funktionales Phänomen: Koller erwähnt einfach, dass Idiome äquivalent sind (8) oder „übereinstimmen“ (*vom Regen in die Traufe kommen* – *komma ur askan i elden*) (15), ohne dass die operationale Grundlage für dieses Urteil offen gelegt wird. Trotzdem ist seine Warnung wichtig, dass

„Syntax und Semantik der als Entsprechungen deklarierten Wendungen sich in kleineren und größeren Nuancen unterscheiden können und daß Frequenz, Bekanntheitsgrad und text- und situationspragmatische Anwendungsregeln verschieden sein können“ (17)

Trotz dieses Bewusstseins spricht er nichtsdestoweniger von „Übersetzungsäquivalenten“ (ebd.), was bei derart signifikanten Divergenzen etwas befremdet.

WANDRUSZKA (1979) diskutiert „Kontrastive Idiomatik“ in einem recht allgemeinen Rahmen. Er demonstriert das Problem anhand von authentischen Übersetzungen (vgl. Kap. 11.) in eine Reihe europäischer Sprachen. Dabei fokussiert er offenbar einseitig auf die *Ausdrucksseite* (vgl. 8.3) des Idioms, wenn er feststellt, dass die gebräuchlichsten Bilder und Vergleiche von der einen zur anderen Sprache meist nicht übereinstimmen (z.B. *das ist ein feiner Hecht* – *he is a fine bird*). Ob sie auf der *Inhaltsebene* überhaupt übereinstimmen, scheint einfach angenommen zu werden. Der Hinweis, dass „Menschen anderer Muttersprache“ die „sprachlichen Bilder“ oft „überdeutlich“ sehen (Beispiel: *auf eigene Faust*), ist zwar sehr wichtig, wird aber theoretisch nicht weiter reflektiert. Eine systematische Unterscheidung zwischen lexikologischen und translatorischen Phänomenen wird hier auch nicht vorgenommen, denn Wandruszkas Übersetzungen dienen bloß der Illustration von

Wortschatzproblemen (s. 10.). Dass in den idiomatischen „Bildern“ „gedacht wird“ (963) ist übrigens eine Behauptung, die die vorliegende Arbeit nicht teilt.

Rajchštejn (1980) (zit.n. BURGER et al. 1982:290ff.) fokussiert in seiner quantitativen Untersuchung des Deutschen und Russischen u.a. auf die Komponenten der Idiome und kommt auf der Grundlage einer Zusammenzählung von monolingualen Wörterbüchern zum Ergebnis, dass die Idiomatik der beiden Sprachen zu 15-20% aus den Komponenten ‚Auge‘, ‚Nase‘, ‚Wort‘, ‚Ohr‘, ‚Herz‘, ‚Tag‘, und ‚Teufel‘ besteht. Es handelt sich bei diesem Zugang also um rein äußerliche Merkmale dieser Einheiten, die mit ihrer Zeichenfunktion zunächst nichts zu tun haben. Auch die grundlegenden Bildungsprozesse der Phraseologismen, so genannte „Makromodelle“, werden untersucht. Darunter auch das Modell „jn in eine unangenehme physische Lage bringen“, das vielen deutschen und russischen Idiomen zugrundeliegt, z.B. *jn an die Wand stellen*, *jn durch den Kakao ziehen*, *jn in die Wüste schicken*. Dieser Zugang hat Ähnlichkeiten mit den Methoden der heutigen Kognitiven Metapherntheorie (7.11.4. und 10.4.3.17.). Grundsätzlich wird dem russisch-deutschen phraseologischen „System“ (vgl. dazu 9.10.) eine große Ähnlichkeit miteinander attestiert, was mit Gemeinsamkeiten der Typologie, Kultur, Sprachkontakt u.a. erklärt wird – ein (wohlbegründeter) Topos, der die gesamte kontrastive Phraseologie durchzieht. Ein theoretischer Beitrag zur Idiomäquivalenz im Allgemeinen ist der Beitrag aber nicht.

ROOS (1981) plädiert für eine Zusammenarbeit der Translatologie und der kontrastiven Linguistik bezüglich interlingualer Idiomforschung, eine Idee, die von der vorliegenden Arbeit – wenn auch unter Vorbehalten – wieder aufgenommen wird. Seine These, dass „there are few idioms that correspond in form and meaning totally to idioms in another language“ (op.cit:231) wird hier in Hinblick auf Dänisch-Deutsch bestätigt, auch wenn die Sicht auf die Inhaltsebene wesentlich erweitert wird. Wie in anderen Arbeiten wird die inhaltliche Äquivalenz bei Roos nicht problematisiert bzw. operationalisiert, wahrscheinlich weil der Fokus in erster Linie auf der Ausdrucksseite liegt. Somit verschwindet die aus der Sicht der vorliegenden Arbeit kommunikativ sehr viel wichtigere Inhaltsseite etwas aus dem Blick. ROOS' Belege scheinen selbstproduzierte Beispiele zu sein, deren methodischer Wert zweifelhaft ist: Z.B. werden *to not lift a finger* – *keinen Finger krumm machen* einander gegenübergestellt, obwohl I-DE genauso gut *keinen Finger rühren* hätte sein können. Die kontrastive Analyse der Idiomkomposition bei ROOS (op.cit:233) ist nicht besonders fein granuliert (s. 5.6.), denn *read the riot act* – *jm die Leviten lesen* vermitteln nicht „basically the same messages by[...] entirely different means“. Anhand der ausdrucksseitigen Distanztaxonomie dieser Arbeit (10.4.3.12.) ist das Idiompaar nicht „totaldivergent“, sondern partialdivergent (Typ 4), weil in beiden Fällen das Motiv *LESEN* vorhanden ist. Das Gleiche gilt *to put one's foot in one's mouth* – *ins Fettnäpfchen treten*, bei denen in beiden Fällen ikonographisch ein Fuß irgendwohin platziert wird, wo er nicht hingehört. Dies ist nicht gleichgültig, weil es offenbar für Äquivalenzvorstellungen eine Rolle spielt (vgl. *subjektive Äquivalenz*, 5.5., und *Ikonizismus*, 11.8.). ROOS' (ebd.) Idee, dass L1-Idiome „translation equivalents“ haben, wird von der vorliegenden Arbeit auch nicht geteilt, weil diese Vorstellung eine inadäquate Vermischung von Wortschatzvergleich und angewandten Problemen ist, der von der translatorischen Wirklichkeit nicht entsprochen wird. Roos' an sich anerkennenswertes Projekt, Translatologie und KL sich gegenseitig befruchten zu lassen, führt bei ihm in der Praxis

dazu, dass nicht ganz klar ist, wann jeweils über den einen und wann über den anderen Gegenstand gesprochen wird. Sein Idiomäquivalenzbegriff ist recht monolithisch, wenn unter der Überschrift "Differences in Equivalent Idioms" (op.cit:234) von sowohl semantischen, stilistischen und pragmatischen Divergenzen die Rede ist: Solche Unterschiede sind m.E. mit einem kommunikativen Äquivalenzbegriff unvereinbar und es zeigt, dass hinter "Idiomäquivalenz" offenbar die Vorstellung steckt, dass es sich auf Grund von gewissen formalen und inhaltlichen Übereinstimmungen interlingual *mutatis mutandis* um "das gleiche Zeichen" handelt. Ein solcher monolithischer Idiomäquivalenzbegriff ist aber sowohl theoretisch als auch praktisch inadäquat, wie ich später zeigen werde. ROOS' (1981:236) Schlussfolgerung,

"The contrastive analysis of idioms becomes even more complicated if we take additional factors in account",

kann dagegen durchaus zugestimmt werden.

GLÄSER (1986:165ff.) geht in einem Kapitel ihrer „Phraseologie der englischen Sprache“ auf das Problem Idiomäquivalenz ein, und zwar bezeichnenderweise unter der Überschrift „Der Phraseologismus als Übersetzungsproblem“, d.h. ein für die vorliegende Arbeit zu enger Zugang. Darin beschreibt sie,

„welche Äquivalenzbeziehungen zwischen Quellen- und Zielsprache[...] bestehen und wie unterschiedliche Phraseologismen des Englischen adäquat ins Deutsche übersetzt werden können“ (165)

Bei der vollständigen Äquivalenz solle v.a. darauf geachtet werden, dass nicht nur die denotative Bedeutung, sondern auch die emotional-expressiven und stilistischen Konnotationen in beiden Sprachen übereinstimmen (beispielsweise *to tighten one's belt* – *den Gürtel enger schnallen*). Partiiell äquivalent sind nach GLÄSER (ebd.) solche Idiome, die „aufgrund unterschiedlicher Bildsphären[...] unterschiedliche Konnotationen tragen können“. Interessant ist dabei, dass sie trotzdem „funktional äquivalent“ seien (168) (Beispiel: *carry coals to Newcastle* – *Eulen nach Athen tragen*). „Nulläquivalenz“ ist offenbar sowohl ein „kulturelles“ (*to be called within the bar*: „zum King's Counsel ernannt werden“) als auch ein rein linguistisches Problem (*green fingers*), im letzten Fall weil das Idiom eine Lexemlücke darstellt. Gläasers funktionaler Idiomäquivalenzbegriff kann hier nicht unesehen übernommen werden.

1986 begann in Oulu das von Jarmo Korhonen geleitete interlinguale Projekt „Deutsch-finnische Verbidiomatik“ (vgl. PALM 1995:113), aus dem eine große Menge von Publikationen und Sammelbänden hervorgangen ist (exemplarisch: KORHONEN 1988, 1991, 1992a, b, 1996, 1997). Deswegen gehört dieses Sprachenpaar heute zu den am besten untersuchten der Welt (vgl. FARØ 2004a). Trotz umfangreicher Verdienste fällt auf, dass diesem Projekt eine grundlegende metatheoretische Arbeit zur Idiomäquivalenz zu fehlen scheint; zumindest ist mir eine solche unter den Publikationen dieses Projekts nicht begegnet. Trotzdem sind die Detailuntersuchungen dieses Projekts beeindruckend und inspirierend für andere Sprachenpaare, deren genaue Untersuchung noch aussteht.

HESSKY (1987) untersucht das Sprachenpaar Deutsch-Ungarisch phraseologisch. Die Arbeit enthält mehrere Überlegungen zur Idiomäquivalenz, darunter den Ansatz, der hier ausgebaut werden soll, nämlich systematisch zwischen Lexikographie,

Übersetzungswissenschaft und kontrastiver Linguistik (hier: Lexikologie) zu unterscheiden (op.cit:61). Hessky hat sich „weitgehend auf die Bedeutungsbeschreibungen gängiger [monolingualer] Wörterbücher gestützt“, wobei sie Äquivalenz operational als „Gleichheit der semantischen Paraphrase“ auffasst (op.cit:58). Die Äquivalenz dieser Paraphrasen ist aber nicht immer einleuchtend (z.B. 66f.). Sie betrachtet

„es nicht als [ihre] Aufgabe, die äußerst komplexe Frage der Bedeutung sprachlicher Zeichen und Möglichkeiten ihrer Erfassung mit Methoden der Sprachwissenschaft zu erörtern“ (op.cit:58)

Es wurde bereits in 4.1. die Methode des Wörterbuchvergleichs problematisiert, was hier wieder aktuell ist, weil es HESSKY (63) explizit um eine kontrastive, und keine lexikographische Analyse geht. Sie (60) ist sich bewusst, dass es sich vielleicht um ein „methodologisches Problem“ handelt, und dass ihre Arbeitsmethode „Unzulänglichkeiten“ impliziert, weshalb die jeweils festgestellte Gleichheit „einen gewissen Grad an Idealisierung bedeutet“, sie sieht für den Moment aber keine andere Lösung. Konkret laufen die Anstrengungen HESSKYs (1987) überhaupt in erster Linie darauf hinaus, eine Typologie der „Entsprechungsmöglichkeiten“ (61ff.) aufzustellen (vgl. 6.3.1), und nicht das Problem der Idiomäquivalenz theoretisch zu klären. Es wird auch das Problem der *Relevanz* diskutiert: Dabei wird nicht ganz klar, warum „ein und dasselbe Kriterium“ für „den Grad der Äquivalenz“ „einmal als relevant, ein anderes Mal als irrelevant erweist, – in Abhängigkeit davon, welche kontextuellen Bedingungen vorhanden sind“ (64) –, handelt es sich bei HESSKY (1987) doch um eine rein kontrastive (lexikologische) Analyse. Es wird (op.cit:57) „die semantische Äquivalenz“ als Vergleichsgrundlage gesehen, obwohl sie sich bewusst ist, dass dies „keine vollständige Äquivalenz“ bedeutet. Andererseits wird auch nicht erklärt, was „vollständige Idiomäquivalenz“ dann genau implizieren würde. Diesem Problem will die vorliegende Arbeit etwas näher kommen (s. 10.).

ECKERT/GÜNTHER (1992:149), die das Deutsch-Russische untersuchen, stellen fest, dass

„Äquivalenzbeziehungen [= in der Phraseologie][...] verschiedene Bereiche der Sprachwissenschaft“ betreffen: „die konfrontative Linguistik, die Sprachtypologie, die Übersetzungswissenschaft, die zwei- oder mehrsprachige Lexikographie, sowie das breite Gebiet der Sprachpraxis, nämlich das Übersetzungswesen und den Sprachunterricht“

Nach den beiden Autoren besteht der Unterschied dieser Disziplinen darin, dass die Übersetzungswissenschaft erstrangig an Äquivalenzbeziehungen auf der Ebene der Parole interessiert ist, während die konfrontative Linguistik und die zweisprachige Lexikographie die Ebene der *Langue* untersuchen (ebd.). Der Unterschied zwischen den beiden letzteren Zusammenhängen wird nicht expliziert. Fragwürdig ist auf jeden Fall die Behauptung, dass die *bilinguale* Lexikographie sich (nur) mit dem Sprachsystem beschäftigt (vgl. WIEGAND 2005:22). Dem Hinweis, dass auf der Ebene des Textes „viele ausgeglichen werden“ kann, ist dagegen zuzustimmen. Der Komponentenbestand spielt übrigens „nur eine untergeordnete Rolle“ (op.cit:150). Ihre Bemerkung, dass „die Beschaffenheit des Formativs“, also der Komponentenbestand, „äußerlicher, formaler Natur“ ist, ist für die vorliegende Arbeit sehr relevant (150), obwohl sie differenziert werden muss. Die Einschätzung, dass er allerdings einen gewissen Einfluss auf die „Konnotation“ habe, soll dagegen problematisiert werden (9.),

denn damit entsteht eine theoretische Verunsicherung: Spielt er synchron eine Rolle oder nicht?

HENSCHEL (1993:137) fragt nach den „Wiedergabemöglichkeiten tschechischer Phraseme im Deutschen“. Sie meint, dass „aufgrund der Unterschiede in den semantischen und grammatischen Merkmalen[...] immer nur eine Annäherung an die vollständige Äquivalenz möglich“ sei. Sie definiert weiter:

„Unter Äquivalenz verstehen wir die kommunikative Entsprechung zwischen Ausgangs- und Zielsprache einer Einheit. Diese ist erreichbar durch maximale Übereinstimmung von Denotat, Konnotat und Funktionalität, einschließlich formaler Struktur und Komponentenbestand.[...] Wir können Petermann nicht zustimmen, demzufolge Äquivalenz die Übereinstimmung der Ganzheitsbedeutung einschließlich der Konnotation sowie der Funktion verlangt, aber nicht der formalen Struktur“ (op.cit:137)

Problematisch an der Argumentation Henschels ist v.a., dass sie „Äquivalenz“ als „kommunikative Entsprechung“ definiert, während sie gleichzeitig Parallelität der „formalen Struktur“ (wohl = Komposition, vgl. 10.4.3.12.) fordert. Diese ist, wie ich argumentieren werde, selten funktional relevant (9.3.1). Darüber hinaus scheint mir problematisch, dass die Analyseebene Henschels nicht klar ist: Es wird kein problemspezifischer Zusammenhang definiert, was für eine transparente Diskussion nötig gewesen wäre. I.A. werden Phraseme ohne Kontext verglichen, später wird von Wörterbüchern gesprochen, und dann ist plötzlich eindeutig von „Übersetzung“ die Rede (143), ohne dass dies systematisch auseinander gehalten wird. Schließlich ist kritisabel, dass „Äquivalenz“ auch bei Henschel ein monolithischer Begriff ist, der trotzdem Abweichungen auf allen Ebenen zu tolerieren scheint. Damit wirkt die Aussage, dass bei geringen Abweichungen die Äquivalenz nur unwesentlich beeinträchtigt werde, (op.cit:139) tautologisch. Henschel spezifiziert nämlich nicht, wann „Abweichungen“ *nicht* kommunikativ relevant sind, d.h. die Idee der „kommunikativen Entsprechung“ bleibt ein Torso. Umso mehr, wenn von „Phrasempaaren“ gesprochen wird,

„die zwar als Entsprechungen erkennbar sind [sic!], andererseits aber deutliche Unterschiede im Bild,[...] der Semantik oder der Funktion aufweisen“ (op.cit:140)

Wie kann aber von „Entsprechung“ (im Sinne von ‚kommunikativer Äquivalenz‘) die Rede sein, wenn „deutliche Unterschiede in Semantik oder Funktion“ in Kauf genommen wird? Dies zeigt, dass die von SAUSSURE (1916) und MARTINET (1963) besprochene Vorstellung, Zeichen würden sich aufgrund von Oberflächenmerkmalen irgendwie „entsprechen“, ja, dass es sich im Grunde genommen um das „gleiche“ Zeichen handelt⁴⁴, auch in der Linguistik weiterhin lebendig ist. Mit kommunikativer Äquivalenz hat dies aber nichts zu tun. Henschels Arbeit zeigt, wie problematisch die Nicht-Unterscheidung von Ausdruck und Inhalt von Idiomen in der Äquivalenzdiskussion ist.

KROHN (1994) geht in ihrer kontrastiven Analyse von 341 somatischen Idiomen davon aus, dass dem Ausdruck und dem Inhalt die gleiche Relevanz zukommt bei der Analyse der Idiomsemantik (op.cit:73), eine Vorstellung, die dem Konzept der vorliegenden Arbeit entgegengesetzt ist. Von „zwei Bedeutungsebenen“ zu reden ist semiotisch

⁴⁴ Darauf deuten auch Formulierungen wie „Austausch der Verbalkomponente“ hin (HENSCHEL 1993:141).

problematisch, wie ich zeigen werde (8.3.). Ihre methodische Grundlage von sowohl mono- und bilingualen Wörterbüchern sowie Informanten ist heterogen und somit etwas problematisch als Quelle von Idiomäquivalenzuntersuchungen.

PIIRAINEN (1997) weist darauf hin, dass Idiome im interlingualen Verkehr von den Rezipienten für Ad-hoc-Metaphern gehalten werden können (201), vgl. Kap. 11.9.1. Außerdem macht sie deutlich, dass idiomatische Teilkonvergenzen und Nicht-Äquivalenzen zu unterschiedlichen Kommunikationsstörungen führen können aber dies nicht *müssen*. Auch die Annahme, dass idiomatische Interferenzen v.a. bei eng verwandten Sprachenpaaren vorkommen, ist für die vorliegende Arbeit relevant. Schließlich ist der Gedanke, dass zwischen Komponentenkette und phraseologischem „Bild“ (vgl. 7.11.4.) keine 1:1-Beziehung besteht (207), mit der Auffassung dieser Arbeit im Einklang (s. 10.4.3.12.). Die abstrakteren „metaphorischen Modelle“ PIIRAINENs (ebd.) aber werden in der vorliegenden Arbeit keine Rolle spielen. Dass Idiome, zumindest von Muttersprachlern, „aufgrund des gesamten Bildes verarbeitet“ würden (209), wird von der vorliegenden Arbeit bezweifelt (Kap. 9.). Die Zuhilfenahme von „Symbolfunktionen“ (208), die „als Konnotationen“ in die Idiombedeutungen „hineinragen“ (209) soll hier auch nicht aufgenommen werden.

DOBROVOL'SKIJ (1999c) interessiert sich u.a. für mögliche kulturelle und kognitive Gründe für Idiomäquivalenz und -Divergenz. Damit steht nicht die Sprache selbst im Mittelpunkt, sondern sein äußerer Rahmen, was für die Phraseologieforschung kein untypischer Zugang ist (vgl. 9.2.4. und 10.4.3.16f.). Er stellt aber auch Fragen, die mit dem Vorhaben dieser Arbeit zusammenhängen. Zunächst ist jedoch seine (op.cit:112) Auffassung, die wichtigste Aufgabe der kontrastiven Phraseologieforschung bestehe darin, dass sie eine brauchbare Grundlage für die Entwicklung zweisprachiger Phraseologie-Wörterbücher liefert, abzulehnen, weil dies weder für die lexikologische noch für die lexikographische Phraseologieforschung förderlich ist (vgl. FARØ 2004e sowie Kap. 10. und 12.). Dagegen sind die Fragen, die er (ebd.) bezüglich Idiomäquivalenz stellt, für die vorliegende Untersuchung sehr wichtig:

„Welche Anforderungen werden an die semantische und funktionale Äquivalenz gestellt?[...] Auf welchen Heuristiken basiert die Wahl von L2-Äquivalenten? Wie werden die Annahmen über die Äquivalenz verifiziert?“

Dies sind grundlegende Fragen, die für jede Art von Idiomäquivalenzuntersuchung beantwortet werden müssen, hat die Untersuchung einen theoretischen oder auch einen rein praktischen (lexikographischen) Zweck wie bei Dobrovol'skij. Es sind genau diese Fragen, die auch die vorliegende Arbeit beschäftigen. Zu diesem Zweck diskutiert Dobrovol'skij den Begriff „funktionale Äquivalenz“. Dieser Begriff ist für die vorliegende Fragestellung sehr interessant (vgl. Kap. 3. und 9.1). Er erklärt das Konzept folgendermaßen:

„Die funktionale Äquivalenz setzt sich aus mehreren Faktoren zusammen. Sehr wichtig ist neben der Bedeutungsäquivalenz die Äquivalenz der syntaktischen Rolle und illokutiven Funktion. Ein wichtiger Faktor, der in den kontrastiven Studien bis jetzt kaum Beachtung gefunden hat, ist der Geläufigkeitsgrad des L1-Idioms und seiner L2-Übersetzung[...]. Im Gegensatz zur traditionellen Auffassung erweisen sich Faktoren wie Isomorphismus der morphologisch-syntaktischen Struktur der zu vergleichenden Idiome oder Identität ihres Konstituentenbestandes als irrelevant[...]. Mehr noch: ein gutes L2-Äquivalent des L1-Idioms braucht kein Idiom zu sein. Ein Wort, das in der Sprache L2 die gleiche kommunikative Funktion ausübt wie das L1-Idiom, ist ein besseres Übersetzungsäquivalent

dieses Idioms als eine phraseologische Wortkombination, die aus funktionaler Sicht abweichende Merkmale aufweist“ (op.cit:114)

Eine funktionale Idiomäquivalenztheorie, berücksichtigt also, so Dobrovol'skij, bestimmte lexikalische Merkmale des L1-Idioms, während andere irrelevant sind. Abgesehen davon, dass hier zwischen lexikologischen, translatorischen und lexikographischen Kontexten offenbar nicht so genau unterschieden wird (im Titel des Aufsatzes ist sowohl von kontrastiver Phraseologie und „Wörterbuch“ die Rede, im Text taucht das Wort „Übersetzung“ auf), ist dies eine Auffassung, die hier nicht weitergeführt werden soll. Denn m.E. ist Dobrovol'skij's funktionale Idiomäquivalenz nicht flexibel genug, um zu sämtlichen möglichen Zusammenhängen passen zu können: Erstens scheint er nicht für lexikologische Analysen (10.) Anwendung finden zu können. Zweitens umfasst er nicht die Möglichkeit, dass *thematisierte* Idiome übersetzt werden sollen (11.9.3.1.). Und drittens werden mit diesem Idiomäquivalenzbegriff nicht sämtliche potenzielle lexikographische Funktionen berücksichtigt (12.7.). Obwohl dieser „funktionale“ Idiomäquivalenzbegriff funktionalistisch klingt, ist er m.E. nicht.

Ich werde Dobrovol'skij's Theorie als (v.a. negative) Grundlage für die weitere Entwicklung einer *genuin* funktionalistischen Idiomäquivalenztheorie benutzen, weil sie einen wichtigen Schritt in die richtige Richtung darstellt. Im Bestreben, sich von seinen „traditionalistischen“ Vorgängern abzusetzen, indem er pragmatischer als sie vorgeht – was übrigens ein notwendiger Schritt ist –, geht Dobrovol'skij m.E. aber zu weit und formuliert im Grunde genommen eine *nicht*-funktionalistische Idiomäquivalenztheorie. Deshalb wird im Laufe dieser Arbeit als Korrektiv dazu eine *genuin* funktionalistische Idiomäquivalenztheorie ausgearbeitet, die in der Zusammenfassung dargestellt werden soll (14.1.).

Ähnliche Gedanken wie Dobrovol'skij formulieren später u.a. auch FILIPENKO (2001)⁴⁵ – die sich explizit auf Dobrovol'skij's Arbeiten bezieht – und DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005).

6.3. Problematisierung von dominanten Themen

Im Folgenden sollen drei Themen diskutiert werden, die die Idiomäquivalenzforschung besonders dominiert haben, und die für die vorliegende Arbeit eine bisher kaum beachtete Nische eröffnen. Es handelt sich um die recht erfolgreichen Konzepte (1) *Äquivalenztypen*, (2) *phraseologische falsche Freunde* und (3) *inventarielle Konfrontationen*.

6.3.1. Äquivalenztypen und -stufen

Traditionellerweise wird in der Phraseologieforschung mit drei „Äquivalenztypen“ operiert, nämlich *Total*-⁴⁶, *Partial*- und *Nicht-Äquivalenz*⁴⁷ (z.B. GLÄSER 1986:167, ECKERT/GÜNTHER 1992:150ff., HENSCH 1993:138ff., KORHONEN passim,

⁴⁵ Bei FILIPENKO (op.cit:18) zeigt sich deutlich der Nachteil des dort verwendeten „funktionalen“ Äquivalenzbegriffs, weil er mit Vorstellungen wie (abstrakt) „bestem“ und „schlechtestem Äquivalent“ vereinbar ist.

⁴⁶ Das Synonym „Kongruenz“ (SVENSEN 2004:315) halte ich für problematisch, da es traditionell ein syntaktisches Phänomen ist (HENSCH/WEYDT 2003).

⁴⁷ HENSCH (1977) hat als erster diese Typen Kades auf die Phraseologieforschung übertragen.

und KROHN 1994). Darunter wird in der Regel „Übereinstimmungen“ auf sowohl Inhalts- als auch Ausdrucksebene verstanden (s.u.). Somit umfasst *totale Äquivalenz*

„Äquivalenz in der Bedeutung, im lexikalischen Bestand, in der Bildhaftigkeit, den stilistischen Werten und in Bezug auf die grammatische Struktur. Partielle Äquivalente sind äquivalent in Bedeutung und Stilistik, unterscheiden sich aber lexikalisch, grammatisch und in ihrer Bildhaftigkeit“ (BURGER et al. 1982:295)

KOLLER (1974:17f.) operiert mit 5 verschiedenen Ebenen, wobei sich die Ausdrucksstruktur der Idiome immer mehr voneinander entfernt. Im Typ 4 ist dann keine Ausdrucksentsprechung mehr vorhanden, während im Typ 5 kein Idiomäquivalent der L2 existiert. Daran erinnert auch die Taxonomie in FARØ (2000b und 2004a, vgl. 10.4.3.12.), in der von „Primär-“, bis „Quintärrelation“ gesprochen wird.

Dass diese Systematisierung einen gewissen Überblick schaffen kann und damit auch pädagogische Vorteile bietet, soll nicht bestritten werden. Wie man aber auch immer diese Äquivalenztypentaxonomie ansetzt, können einige Kritikpunkte dagegen angeführt werden: (1) Sie erhebt den Anspruch, interlinguale Idiom-Inventare zu ordnen, bevor das grundlegende Problem – die Ontologie des Konzeptes „Idiomäquivalenz“ – überhaupt zufriedenstellend geklärt ist. (2) Darüber hinaus ist kritisabel, dass die „Äquivalenztypen“ nicht die wirklichen Probleme wiedergeben, sondern häufig ein idealisiertes Bild, das zwar für die *Vermittlung* von Äquivalenzproblemen nützlich sein mögen, für deren grundlegende Erforschung aber kaum. Anstatt auf Äquivalenztypen sollte m.E. lieber wie bei ECKERT/GÜNTHER (1992) auf Äquivalenzfaktoren oder wie hier (10.4.2.) auf Äquivalenzaspekte fokussiert werden. (3) Schließlich wird bei den Autoren keine konsequente Unterscheidung zwischen der Ausdrucks- und der Inhaltsebene vorgenommen, so dass „Äquivalenz“ folglich sowohl inhalts- wie auch ausdrucksseitige Elemente enthält. Dabei wäre m.E. darunter in erster Linie die Inhaltsseite zu verstehen, während ausdrucksseitige Beziehungen unter „Konvergenz“ gehören sollte (10.4.3.12.). Dies würde für die Idiomäquivalenzforschung viel mehr Klarheit bringen, v.a. weil es ein Diskussionspunkt ist, ob die Ikonographie der Idiome eine funktionale Rolle spielt oder nicht (9.11.). Solange „Totaläquivalenz“ auch die Ausdrucksseite umfasst, wird diese Möglichkeit nicht offen gehalten. Eine *Funktionalisierung* der Idiomäquivalenz soll in dieser Arbeit vorgenommen werden.

6.3.2. Phraseologische „falsche Freunde“⁴⁸

Eine Richtung der kontrastiven Idiomatik beschäftigt sich gezielt mit den so genannten „phraseologischen falschen Freunden“ (PFF) (vgl. MALONE 1982, WOTJAK 1992a:105ff., DOBROVOL'SKIJ 2000b, DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:107ff. und BURGER 2003:202f.). Es handelt sich darum, dass kompositionell total- oder quasikonvergente Phraseologismen in unterschiedlichen Sprachen verschiedene Bedeutungen oder Funktionen haben: Z.B. untersucht Rajchštajn (1979) (zit.n.

⁴⁸ Inadäquat scheint mir der englische Terminus „deceptive cognates“ (z.B. ROOS 1981:236, PARIZOSKA 2005:327) zu sein, weil die grundlegende Relevanz des Begriffs „falsche Freunde“ in der (didaktischen) Aufmerksamkeit auf eine Verwechslungsgefahr besteht. Und da diese auch bei nicht-verwandten interlingualen „Homonymen“ vorliegen kann (vgl. z.B. der authentische Übersetzungsfehler *Schrapnell* – (dä.) *skalpel* („Skalpell“)) und bei Lernern außerdem kein etymologisches Wissen vorausgesetzt werden kann, muss das Kriterium historischer Verwandtschaft aufgegeben werden (FARØ 2004c, dagegen PIIRAINEN 1997:202).

BURGER et al. 1982:294) Russisch-Deutsch, ROOS (1981) und GLÄSER (1986:169) Englisch-Deutsch, ETTINGER (1994) Deutsch-Französisch, PIIRAINEN (1997) Deutsch-Niederländisch, FARØ (2004c) und HUSUM (2006) Deutsch-Dänisch, PONTONX (2005) Deutsch-Französisch, und PARIZOSKA (2005) Englisch-Kroatisch. „Falsche Freunde“ gehören zu den typischen Fehlerquellen nichterfahrener Übersetzer und Lerner im Anfangsstadium (GLÄSER 1986), dabei sind es oft einzelne „Signalwörter“, die die Scheinäquivalenz „triggern“.

Eine eindeutige Mangel an vielen dieser Studien ist, dass PFF sich nur auf die *Bedeutung* bezieht (z.B. PARIZOSKA 2005:327), wobei sämtliche Gebrauchseigenschaften des Idiomzeichens eine Rolle spielen müssten (s. 8.3.). Das Konzept „FF“ wird häufig auch als ein für die Didaktik nützliches hervorgehoben (z.B. PONTONX 2005:351). M.E. scheint es aber didaktisch und methodisch problematisch, gezielt auf idiomatische *Einzeler*scheinungen zu fokussieren, nicht nur weil dies eine wenig effiziente Sprachlehrmethodik ist. Vielmehr sehe ich an diesem Konzept eine Gefahr darin, dass der Fokus auf „FF“ dazu führt, dass Lerner dadurch den falschen Eindruck bekommen könnten, alle anderen konvergenten interlingualen Paare seien dann „wahre Freunde“ (z.B. PONTONX 2005:352ff.), was aber – nicht zuletzt bei einer fein granulierten und multiperspektivischen Analyse –, empirisch stark im Zweifel gezogen werden kann (vgl. PARTINGTON 1995 und 10.5.). Die binäre Opposition, die das Konzept „wahre bzw. falsche Freunde“ impliziert, geht m.E. an der sprachlichen Wirklichkeit vorbei, die sich bekanntlich meistens in der Form eines Kontinuums präsentiert (z.B. KLAPPENBACH 1968:224), wie sich auch im Laufe dieser Arbeit zeigen wird. Den Nutzen dieses Ansatzes halte ich deshalb für begrenzt, ja möglicherweise kontraproduktiv. Andererseits steckt in solchen Studien ein wichtiges Potenzial, weil das Dokumentieren von nicht-äquivalentem, trotz konvergentem, Idiommaterial für die Arbitraritätsforschung nützlich sein kann (vgl. FARØ 2004c). Sie können außerdem dazu beitragen, das Bewusstsein über die grundlegende Arbitrarität von allen Sprachzeichen auch für Lerner zu stärken, weil dieser Gedanke bei Idiomen so schwierig zu nachvollziehen ist. Solange viele Studien aber nur PFF-Material sammeln ohne die nötigen theoretisch-semiotischen Konsequenzen daraus zu ziehen⁴⁹, fehlt noch der entscheidende Schritt für die Linguistik, der in dieser Arbeit gezogen werden soll.

6.3.3. Inventarielle Konfrontationen

Eine Tendenz der interlingualen Phraseologieforschung besteht darin, dass generelle und quantitative Konfrontationen der Phraseologie-„Schätze“ gemacht werden. Es handelt sich dabei um Makrovergleiche, die man als „inventarielle Konfrontationen“ bezeichnen kann, weil die Phraseologie als ein Inventar behandelt wird. Dabei handelt es in der Praxis um (unechte) Stichproben auf der Grundlage von Wörterbüchern oder Belegkorpora.

Rajchštajn (1979) (zit.n. BURGER et al. 1982:294) kommt z.B. zum Ergebnis, dass 27% der deutsch-russischen Phraseologismen „struktursemantische Äquivalente“ (d.h. inhaltlich und formal quasis-übereinstimmend), davon sind 10% „volle Äquivalente“, also vollständig konvergierend. 33% der deutschen Phraseologismen haben überhaupt eine russische phraseologische Entsprechung, 18% eine monolexikalische und 22%

⁴⁹ Es reicht nicht, auf praktische Probleme hinzuweisen: „...wie wichtig es für Lernende und Übersetzende ist, sich nicht von formaler Ähnlichkeit täuschen zu lassen“ (ETTINGER 1994:124).

werden „mit einer freien russischen Wortverbindung übersetzt“ [!]. Sehr problematisch ist die Vorstellung, dass „nationale Elemente“ Nulläquivalenz erzeugen (z.B. *Hinz und Kunz*, vgl. 7.11.2.). Eine solche Sicht ist m.E. für den interlingualen Bereich schädlich, denn die gleichen Vorstellungen scheinen sich dort zu wiederholen. Dies zeigt, dass der Idiomäquivalenzbegriff einer Differenzierung bedarf.

Auch CZOCHRAJSKI (1977b) möchte zeigen, „inwiefern die idiomatischen Redewendungen im Deutschen und im Polnischen miteinander übereinstimmen bzw. voneinander abweichen“ (175). Die Kriterien der Zuordnung werden dabei keineswegs expliziert, geschweige denn ein Begriff der Idiomäquivalenz definiert. Stattdessen wird eine Menge von Beispielen für „Übereinstimmung“ innerhalb unterschiedlicher formaler Kategorien (*verneinte verbale Gruppen*, *Vergleich von Handlungen*, *expressive Idiome*) vorgeführt. Äquivalenztheoretisch bietet diese Arbeit wenig, weil Äquivalenz offensichtlich einfach etwas ist, was da ist oder nicht und somit nicht problematisiert zu werden braucht. Die vom Verfasser vorgeführten HIPs verdienen es deshalb, genauer untersucht zu werden.

Problematisch an den inventariellen Konfrontationen ist, dass ihre Ergebnisse aus funktional-kommunikativer Sicht unsicher sind, weil sowohl ihre Methodologie als auch ihre theoretische Grundlage fragwürdig sind. V.a. die lexikographische Quellengrundlage ist problematisch und das Idiomäquivalenz-Konzept zu wenig elaboriert. Der Nutzen inventarieller Konfrontationen ist begrenzt und die Möglichkeit ihres Vergleichs untereinander ebenso, wenn die grundlegenden theoretischen Voraussetzungen eines solchen Vergleichs nicht zuwege gebracht sind.

6.4. Teilzusammenfassung

Die Forschungsgeschichte zeigt also verschiedene Einzelansätze zu einem theoretisch reflektierten Umgang mit dem Problem Idiomäquivalenz. Andererseits ist auch deutlich, dass bisher keine integrative metatheoretische Auseinandersetzung mit der Frage durchgeführt wurde, die gleichzeitig auf einer soliden Empirie fußt. Wenn somit DOBROVOL'SKIJ (2002:243) meint, die bisherigen interlingualen Studien

„legten besonderes Gewicht auf die Ermittlung jener Faktoren, die die zwischensprachliche Äquivalenz von Idiomen beeinflussen“,

ist diese Formulierung *cum grano salis* zu nehmen. Theoretische Untersuchungen zur Idiomäquivalenz sind in der Linguistik tatsächlich selten. Dabei sind v.a. folgende Einzelprobleme anzumerken:

(1) Das Interesse gilt meistens einer Kategorisierung von „Äquivalenztypen“, was eine problematische Priorität ist, wenn der Begriff „Idiomäquivalenz“ selbst noch kaum systematisch reflektiert wurde. Idiomäquivalenz als theoretisch-semiotisches Problem findet an sich wenig Interesse

(2) Es ist deutlich, dass „Äquivalenz“ eine theoretische und eine angewandte Seite hat. Welche in den Arbeiten jeweils gemeint ist, wird häufig nicht deutlich

(3) „Idiomäquivalenz“ wird nicht richtig operationalisiert; die Äquivalenzbeziehungen werden auf Grund von nicht-transparenten Kriterien ermittelt, oder sie werden anhand von zweisprachigen Wörterbüchern ermittelt, die unreflektiert als Wortschatzwiderspiegelung aufgefasst werden

- (4) Das Problem Idiomäquivalenz wird generell monolithisch gehandhabt; dabei muss sie in mehreren Hinsichten differenziert werden
- (5) Die Semantik wird oft als der einzige Faktor für die Entscheidung von Äquivalenz oder Nicht-Äquivalenz gehandelt. Dabei sind die Gebrauchsregeln der Idiome umfassend zu untersuchen weil sie sämtlich für die Äquivalenz von Bedeutung sind
- (6) Die Konzeption ist häufig eine binäre, nämlich „Äquivalenz vs. falsche Freunde“, was der sprachlichen Realität nicht gerecht wird. Sie bildet nämlich ein Kontinuum aus Äquivalenz und Konvergenz relativ zu bestimmten Aspekten
- (7) Die Konzeption „falsche Freunde“ muss überhaupt der viel allgemeineren Arbitraritätsproblematik untergeordnet sein, ein Zusammenhang, der so gut wie nicht beleuchtet wird
- (8) Der Anteil an totaläquivalenten Idiomen wird von den inventariellen Konfrontationen wahrscheinlich überschätzt, weil umfassende empirische Untersuchungen fehlen. Viele Untersuchungen sind nicht wirklich synchron-kommunikativ orientiert, sondern philologisch-typologisch
- (9) Die Granularität der Untersuchungen wird meistens nicht thematisiert und ihre Bedeutung deshalb unterschätzt
- (10) Die Frage nach Äquivalenz wird oft außerhalb des Gebrauchskontextes entschieden, d.h. anhand isolierter Idiome. Es fehlt häufig ein profunder empirischer Zugang

Insgesamt lässt sich also feststellen, dass trotz vieler konkreter Fortschritte innerhalb der gesamten kontrastiven Linguistik eine grundlegende metatheoretische Untersuchung des Problems Idiomäquivalenz immer noch fehlt. Dieses Defizit ist nicht unwesentlich, denn ohne eine solche – am besten semiotisch und funktionalistisch basierte – lässt sich fragen, was eigentlich verglichen wird, wenn „phraseologische Systeme von zwei Sprachen“ (FLEISCHER 1997:25) miteinander konfrontiert werden. Etwas überspitzt könnte behauptet werden, dass Idiomvergleiche sinnlos sind, wenn keine oder wenig theoretische Reflexion über den Begriff „Idiomäquivalenz“ selbst stattgefunden hat. Dieses Forschungsdefizit aufzubessern ist ein wesentliches Ziel der vorliegenden Arbeit.

7. Ein positiver Idiombegriff

7.1. Einleitung

Wenn man sich wissenschaftlich nur mit einer bestimmten Teilmenge einer Kategorie befasst, sollte man diese Subkategorie genau definieren und sich an den gewählten Terminus halten. Im vorliegenden Fall ist die Optik interlingual, und das Interesse der

Arbeit gilt der besonderen Semiotik eines bestimmten Typs von Phraseologismen, nämlich den hier so genannten *Idiome i.e.S.* Damit wird das phraseologische Typeninventar kräftig reduziert und die in Frage kommende Kategorie ziemlich genau festgelegt (7.8.).

Nach SAUSSURE (1916c:109) haben

“what languages are concerned, people[...] always been satisfied to work with poorly defined units”

Zum konkreten Untersuchungsgegenstand meinte bereits BAR-HILLEL (1955:185):

“[T]he term *idiom* and its derivatives are very much in need of elucidation”

Obwohl seit damals vieles klarer geworden ist, herrscht in der Phraseologie immer noch eine terminologische Vielfalt, die die Arbeit von Phraseologen stört. Dies wurde schon öfter beklagt (s.u.a. PILZ 1978; PALM 1995; FARØ 2000b; WRAY 2002; HEINE 2005:347). Dabei ist das Problem zweiseitig: Einerseits handelt es sich um terminologische, andererseits um begriffliche Schwierigkeiten. Diese beiden Größen sind selbstverständlich eng miteinander verknüpft. Trotzdem wird hier aus heuristischen Gründen versucht, sie getrennt zu behandeln, indem zunächst auf die Terminologie, dann auf begriffliche Fragen eingegangen wird. Es geht mir um eine rein formale Definition von Idiomen (i.e.S.), weil ihre Sprachfunktion in einem eigenen Kapitel diskutiert wird (9.). Im Folgenden wird die Idiomatik also rein formal-taxonomisch (vgl. SIALM 1987:44) beschrieben.

7.2. Probleme der Terminologie

„Terminologie ist sowieso nur Konvention“, meint VALENTIN (1999:16). Dabei können wissenschaftliche Konventionen von weit reichender Bedeutung sein. Wenn man die phraseologische Forschungsgeschichte überblickt, werden Bezeichnungen wie die folgenden teils über denselben Gegenstand, teils mit wesentlichen Bedeutungsunterschieden benutzt:

DEUTSCH: *Redensarten* (KRÜGER-LORENTZEN 1960; KOLLER 1977; SCHEMANN 1991), *Phraseolexeme* (FLEISCHER 1982a, WOTJAK 1992a; 2005), *Redewendungen* (DU11), *sprichwörtliche Redensarten* (RÖHRIG 1973), *feste Syntagmen*, *Makroseme* (BUSSMANN 1990), *Phraseme*, *Phrasmen*, *Wortgruppenlexeme* (WISSEMAN 1961), *phraseologische Einheiten*, *Phraseologismen* (BURGER et al. 1982), *feste Wortverbindungen* (FLEISCHER 1982a), *fixierte Wortverbindungen* (THUN 1978), *Wortgruppenidiome* (PIRTTISAARI 2005), etc.

DÄNISCH: *stående udtryk*, *faste vendinger*, *idiomatiske udtryk*, *idioter* (MICHELSEN 1993), *ordsprogsagtige udtryk* (POL 1999), *talemåder*⁵⁰ (BRINK 1993, ANDERSEN 2001, RØDER 1998, BERGSTRØM-NIELSEN 1996), etc.

Komplizierter wird es dadurch, dass außerdem mehr oder weniger unterschiedliche nationale terminologische Konventionen existieren. So ist „idiom“ in der angelsächsischen Tradition häufig ein weiterer Begriff als in der deutschen, wo zumindest ansatzweise eine Trennung der beiden Begriffe „Phraseologismus“ und „Idiom“ sichtbar ist (vgl.a. COWIE 1998 für eine Übersicht über englischsprachige Termini). In den von mir bekannten angelsächsischen⁵¹ Arbeiten wird „idiom“ häufig

⁵⁰ Im DDO wird „talemåde“ („Redensart“) unkonventionell als satzwertige (vgl. 7.11.3.) Mehrwortverbindung (oft: Sprichwort) verwendet.

⁵¹ Die vorliegende Arbeit ist germanistisch geprägt (s.a. 3.2.). Ihre Asymmetrie, was die Literaturgrundlage betrifft, ist aber bei weitem nicht so prägnant wie bei WRAY (2002), die keinen einzigen deutschsprachigen Aufsatz zitiert. Dies ist umso problematischer, als es sich bei der

als ein *negativer* Begriff verwendet (vgl. CRUSE et al. 2002, in dem „Phraseologismen“ „idioms“ gegenüberstehen). Oder sogar wie folgt:

“An idiom is a relatively fixed and institutionalised expression functioning as a unit of meaning and characterised by strong collocational restriction, congealment and stability” (ZHAO 1991:113)

D.h. als ‘feste Nominationseinheit’. Daneben gibt es auch eine restringiertere Variante:

one defines an idiom as a current and frequently used group of collocated words whose meaning is not clear from the common meanings of the constituent words (NEWMARK 1993:58)

„Idiom“ ist im Englischen wohl v.a. deshalb – strukturalistisch durchaus nachvollziehbar – ein tendenziell weiterer Begriff als im Deutschen, weil der mögliche Kontrastbegriff „phrase“ in der englischsprachigen Forschung erst seit kurzem verwendet wird (vgl. BURGER et al. im Druck, COSME et al. 2005). Zur Verwirrung tragen PITT/KATZ (2000:410) bei, die einerseits über ihren Untersuchungsgegenstand erklären, dass „they are NOT idioms“, nichtsdestoweniger den Titel „Compositional Idioms“ wählen.

7.3. Probleme der Begrifflichkeit

Eng mit diesen terminologischen Problemen hängt eine Menge von Schwierigkeiten zusammen, die eher auf der Begriffsebene zu lokalisieren sind. Zum Kern davon gehört die Frage, wie die Begriffe „Phraseologie“ und „Idiomatik“ überhaupt zu verstehen sind. Für diese Arbeit ist die Frage entscheidend, denn im Gegensatz zur Praxis vieler Forscher möchte ich eine strikte Trennung aufrechterhalten. Das Ziel ist eine Definition von Idiomen zu etablieren,

- (1) deren notwendige Kriterien genau festliegen,
- (2) die möglichst redundanzfrei ist,
- (3) die das spezifisch zu untersuchende Untersuchungsobjekt adäquat abdeckt und nicht-relevante Kategorien ausschließt
- (4) die positiv ist

Wesentlich ist, dass sich diese Arbeit nicht mit *der* Phraseologie beschäftigt, nach welcher traditionellen Konzeption auch immer (s. 7.4.). Vielmehr behandelt sie einen relativ kleinen Ausschnitt der Phraseologie, nämlich die *Idiome i.e.S.*, wie sie hier genannt werden (7.8.). Zunächst soll aber der Begriff „Phraseologie“ diskutiert werden, zu der die Idiomatik i.e.S. ein Hyponym bildet.

7.4. Die phraseologische Normaldefinition

Nach WANDRUSZKA (1979:951) war die Phraseologieforschung Ende der siebziger Jahre kaum über negative Definitionen hinausgekommen. Dieser Befund trifft immer noch zu (vgl. FEILKE 1996:71). Negative Definitionen sind aber nicht besonders aussagekräftig, wie KELLER (1995:150) bemerkt. Eine negative Definition der Phraseologie, die in der Forschung einen außerordentlichen Einfluss gehabt hat, ist diejenige, die auch von BURGER et al. (1982:1) verwendet wird:

Phraseologie um ein traditionell deutschsprachig dominiertes Forschungsgebiet handelt (vgl.a. BURGER 2005).

„Phraseologisch ist eine Verbindung von zwei oder mehr Wörtern dann, wenn (1) sie eine durch die syntaktischen und semantischen Regularitäten der Verknüpfung nicht voll erklärbare Einheit bilden, und wenn (2) die Wortverbindung in der Sprachgemeinschaft, ähnlich wie ein Lexem, gebräuchlich ist“

Eine große Menge von Forschern beruft sich explizit auf diese oder ähnliche negative Definitionen, z.B. GUMPEL (1974:1), HANSEN (1979:17), LARSON (1984:20), PALM (1995) und STEINBACH (2002:165). Deshalb bezeichne ich sie als „die phraseologische Normaldefinition“ (= PND). Diese Definition ist aber, so sehr sie auch zur Etablierung eines relativen Forschungskonsenses beigetragen hat, als phraseologische *Generaldefinition* allmählich unangemessen geworden. Zumindest kann sie keinen Alleinvertretungsanspruch behaupten, und zwar aus mehreren Gründen:

(1) Die PND trägt dem Umstand keine Rechnung, dass „Phraseologie“ in der heutigen Forschung als Hyperonym für sämtliche Typen lexikalisierter Mehrwortverbindungen benutzt wird. Auch für solche, die wie manche Kollokationen kompositionell sind, z.B. *Salz und Pfeffer* und *das Fahrrad schieben*⁵², die zwar nicht von allen Autoren als Lexikoneinheiten betrachtet werden (z.B. ECKERT/GÜNTHER 1992:149, vgl. FARØ 2003a). Und auch für solche, die keine Lexeme, sondern Texteme sind (z.B. Sprichwörter, 7.11.1.). Sowie für gewisse Kategorien, die nicht ausschließlich polylexikalisch sind (Routineformeln, COULMAS 1981, und geflügelte Worte, vgl. FARØ 2005c u. 7.11.3.).

(2) Der Zusatz „ähnlich wie ein Lexem“ ist m.E. nicht adäquat, denn aus der Sicht dieser Arbeit *sind* Phraseologismen Lexeme (LYONS 1977:23; DUGRA:387⁵³).

(3) Schließlich ist problematisch, dass diese Definition qua ihrer Negativität die spezifischen Mehrwortverbindungen, die hier im Zentrum stehen, nur indirekt abdeckt. Die Kategorie, die explizit zum Gegenstand gemacht wird, ist in vielen Arbeiten zwar offensichtlich *gemeint*, wie sich aus ihren Beispielen schließen lässt. Trotzdem wird meistens bloß auf die PND verwiesen, die aber ein sehr heterogenes phraseologisches Material abdeckt. Ein paar Beispiele genügen:

„Ebenso wird man ganze Phrasen als Lexeme ansehen, wenn ihnen eine idiomatische (nicht-transparente) Bedeutung zukommt (z.B. *(jemandem) auf den Schlips treten* in seiner idiomatischen Bedeutung“ (SCHWARZE/WUNDERLICH 1985:9)

„Wie kommt man dazu, sich aus sprachwissenschaftlicher Sicht mit Ausdrücken zu beschäftigen wie *den Nagel auf den Kopf treffen, jm die Stange halten, ins Gras beißen, für jn eine Lanze brechen*[...]?“ (KOLLER 1974:1)

Die Autoren definieren ihren Gegenstand durch „Nicht-Transparenz“, also negativ, benutzen aber *Idiome i.e.S.* als Beispiele (s. 7.8.ff.).

Das Problem der bisher erfolgreichsten Phraseologiedefinition – zumindest aus dem heutigen Forschungsstand und dem spezifischen Blickwinkel dieser Arbeit heraus betrachtet – besteht darin, dass sie sich sozusagen zwischen allen Stühlen setzt:

(1) Sie ist zu *eng*, um als Hyperonym des ganzen heute tatsächlich als phraseologisch betrachteten Forschungsgegenstandes funktionieren zu können.

⁵² Ein Teilnehmer am DANFRAS-Seminar 2005 in Kopenhagen meinte, der Grund dafür, dass man auf Dänisch *trække cyklen* („das Fahrrad ziehen“) sagt, sei, dass man es in der Tat zieht und nicht schiebt. Dieses Argument finde ich nicht überzeugend: Beide Interpretationen sind bei dieser Handlung möglich. Vgl. 8.8.5.2. über *interlinguale Arbitrarität*.

⁵³ „selbständige lexikalische Einheit des Wortschatzes“ (ebd.).

(2) Sie ist zu *weit*, um eine bestimmte, semiotisch besonders problematische Kategorie adäquat zu erfassen, die nicht nur hier, sondern auch in vielen anderen phraseologischen Forschungsarbeiten im Zentrum des Interesses steht.

Die PND hat für gewisse Zwecke ihre Berechtigung, jedoch nur als eine unter mehreren relevanten phraseologischen Ebenen, wie zu zeigen ist.

7.5. Phraseologie im weiteren Sinn

Ich fasse „Phraseologie“ als den Teil der Lexikologie auf, der sich mit dem polylexikalischen Bereich der Lexik (des „Wortschatzes“)⁵⁴ befasst. Die Kategorie „Phraseologie“ ist in ihrem Ausgangspunkt möglichst offen zu halten. Nötig ist nur eine Definition der Merkmale „polylexikalisch“ und „lexikalisiert“ (7.11.3. und 7.11.1.). „Phraseologie“ wird hier also zunächst generalisierend als:

lexikalisierte Mehrwortsyntagmen (Polylexeme)

verstanden. Dies ist eine maximierende Konzeption, die wissenschaftssystematisch sinnvoll und realistisch ist, weil sie mit der heutigen Forschungspraxis im Einklang steht. Außerdem ist sie von einigen Forschern mehr oder weniger explizit formuliert worden, vgl. KLAPPENBACH (1968), ČERNÝŠEVA (1984:17) und BURGER (2003:11, 14, 36⁵⁵). WOTJAK (1992a:8) sagt z.B:

„Heute ist man sich weitgehend darüber einig, daß der Terminus ‚Phraseologismus‘ generisch zu verstehen ist“

Auch GLÄSER (1986:153) macht einen expliziten Unterschied zwischen „Phraseologismus“ und „Idiom“ (vgl.a. DOBROVOL'SKIJ 2002:443, SCHINDLER 2002:42, MUNSKE 1993:486). Ich stimme deshalb mit ROTHKEGEL (2004:284) nicht überein, dass *sich ein Haar ausreißen* kein Phrasem (i.w.S.) sei. Denn es ist eine polylexikalische Nominationseinheit (Kollokation), deren Stabilität korpuslinguistisch nachweisbar ist (4.5.).

Nun liefert die Begriffsgeschichte aber auch viele Gegenbeispiele zu dieser Sichtweise. Dem will ich Rechnung tragen, u.a. weil auch für die von der PND implizierte phraseologische Extension ein Bedarf besteht. Nur muss expliziter damit umgegangen werden. Dies kann erreicht werden, indem zwischen

Phraseologie im *weiteren* vs. im *engeren* Sinn⁵⁶

unterschieden wird. Anhand dieser Dichotomie soll zwischen zwei Ebenen differenziert werden, nämlich (*bloße*) *Polylexikalität* und (*semantisch*) *non-kompositionelle Polylexikalität*. In vielen Zusammenhängen interessieren phraseologische Fragestellungen, die nicht von vornherein begrenzt sind, die also durchaus auch kompositionelle Phraseme einschließen. In diesem Fall kann man von *Phraseologie*

⁵⁴ Eigentlich ist dies ein unglücklicher Terminus, weil „Wortschatz“ indiziert, dass nur Einzelwörter dort Platz haben (s.a. SCHINDLER 2002:34). In MEIBAUER/STEINBACH (2002:4) werden Wortschatz, Wortbildung und Phraseologie wohl deswegen als drei verschiedene Elemente behandelt (vgl. POLENZ 2000:415).

⁵⁵ „Gänzlich durchgesetzt hat sich der Terminus „Phraseologie“ für den gesamten Objektbereich“.

⁵⁶ Und zwar anders als diese Dichotomie traditionell von der Phraseologieforschung gehandhabt wird, s. 7.11.1.

i.w.S. sprechen. In anderen Fällen gilt das Interesse spezifisch den *nicht-kompositionellen* Phrasemen (vgl. PND).

7.6. Phraseologie im engeren Sinn: (Semantische) Non-Kompositionalität

Eine Subkategorie der Phraseologie besteht aus den non-kompositionellen Phrasemen. Diese sind „in semantischer Hinsicht nicht zerlegbar“ (STOJANOVA 1997:343)⁵⁷. Dadurch unterscheiden sie sich vom Satz, denn:

„[a] sentence is something whose meaning is determined from the meaning of the words in it in conjunction with its syntactical structure“ (CRESSWELL 1991:25)

Von außen gesehen homogen, bilden die semantisch non-kompositionellen Phraseme eine ziemlich heterogene Klasse (7.12.). Es ist eine Frage der semantischen Rigorosität (vgl. *Granularität*, 5.6.), was letztendlich als „nicht-kompositionell“ betrachtet wird. So werden sich die meisten darüber einigen können, dass die Bedeutung von *jm den Garaus machen* („jn beseitigen“) kaum als (synchrone) Kombination der Phrasem-Komponenten betrachtet werden kann. Dies weil *Garaus* kein Element des lexikalischen Systems, sondern *unikal* ist (s. FLEISCHER 1982c:39f.). Auch bei einigen Phrasemen ohne Unikalia besteht keine Kompositionalitätsbeziehung: *ab und an* hat mit der freien⁵⁸ Funktion seiner Komponenten wenig zu tun. Diese sind aber deswegen noch keine *Idiome i.e.S.* (7.8.).

Ein Synonym für „Nicht-Kompositionalität“, das in der Forschung sehr verbreitet ist, ist „Idiomatizität“⁵⁹ (BURGER 2003:15). Idiomatiche Phraseme werden dabei als „Idiome“ bezeichnet (op.cit:38), dies soll hier nicht das Defaultverständnis von „Idiom“ sein (7.8.). Der Versuch wurde oft gemacht, diesen Begriff abzustufen, indem mit unterschiedlichen „Idiomatizitätsgraden“ operiert wurde (WOTJAK 1992b:202). Die Differenzierung ist nicht ohne heuristischen Wert, weil damit ein wesentlicher Unterschied zwischen Kollokationen (*sich ein Haar ausreißen*), transparenten Idiomen (*keinen Finger rühren*), nicht-transparenten Idiomen (*Bahnhof verstehen*) und Phrasemen mit unikalen Komponenten (*etw ist gang und gäbe*) klar gemacht werden kann. Somit kann ein steigender Idiomatizitätsgrad von *sich die Haare waschen* bis in *Bausch und Bogen* beobachtet werden, weil die Phraseme in immer geringerem Grad aus ihren Komponenten erklärbar werden. Damit sind sie aber auch analysierbar, was STAIB (1997) verneint. Fast am Ende der Idiomatizitäts-Taxonomie befinden sich Phraseologismen wie *Bahnhof verstehen*, die opak sind – wenn auch durchaus *motivierbar* (8.6.).

Ich gehe also davon aus, dass der Terminus „Phraseologie“ als Default-Kategorie der Phraseologie i.w.S. vorzubehalten ist. Wenn man spezifisch *nicht-kompositionelle* Phraseme im Sinn hat, kann man also von „Phraseologie i.e.S.“ reden. Dass die Phraseologie i.e.S. für die vorliegende Arbeit fast keine Rolle spielt, zeigt die Relevanz des „Splittings“ des Begriffes – und ebenso der Etablierung eines neuen Begriffes *Idiomatik* (i.e.S.).

⁵⁷ Vgl. LEVIN-STEINMANN (2002a) für eine Differenzierung.

⁵⁸ Zur Kritik an „frei“ gegenüber „phraseologisch“ s. SIALM (1987:20f.).

⁵⁹ Seine Bedeutung im Titel dieser Arbeit ist enger. Dort bezieht er sich auf die positive Kategorie *Idiome i.e.S.*

7.7. „Idiom“ – „Idiomatik“ – „idiomatisch“

„Idiom“ und seine Derivate sind keine eindeutigen Termini der Forschung (MOON 1998:39). Ich möchte deshalb innerhalb der phraseologischen Begriffssystematik einen eindeutigen Platz dafür reservieren, der mit keiner der beiden bereits besprochenen Bedeutungen von „Phraseologismus“ übereinstimmt. Somit soll „Idiom“ eine zweite Subebene besetzen. Zunächst sind aber solche Bedeutungen des Begriffes auszusondern, die für die Sprachwissenschaft peripher sind:

(a) „Idiom“ als archaisierende Bezeichnung für ‚Sprache‘ (z.B. „Idiom des Leidens“, FAZ, 31.03.04:3)⁶⁰

(b) „Idiomatisch“ im Sinne von ‚natürlich, authentisch, nativ formuliert‘ (GLAAP 1985⁶¹; OHLANDER 2004:314; KVAM 2004:80)

(c) „Idiomatik“ als das *Besondere* einer Sprache, vgl:

„The term *idiom* itself designates, most appropriately, the language as a reflection of the individual characteristics of a community (SAUSSURE 1916b:189)

WANDRUSZKA (1979:951) sieht das entscheidende Merkmal des Idiomatischen darin,

„daß nämlich, wie schon der Name sagt, seine Bildungen nur *einer* Sprache, oder nur *einigen* Sprachen eigentümlich sind, daß daher alles Idiomatische in dieser Besonderheit nur kontrastiv[...] richtig erfaßt[...] werden kann“

Vgl. HESSKY (1997:256), JENSEN (2001), BRÜEL/NIELSEN (1989), (WAGNER 1995). Auch NILSSON (2003) rechnet mit einem relativen Idiombegriff:

„Ausdrücke, die nicht an und für sich – d.h. auf dem Hintergrund der Struktur der Ausgangssprache – idiomatisch sind, können es im Vergleich mit der Zielsprache sein“

Und CZOCHRALSKI (1977b:170) meint, dass der Begriff des Idioms für kontrastive Zwecke folgenderweise verstanden werden sollte:

„wenn sie vom Boden der anderen Sprache aus als strukturell abweichend erscheint“

Somit wird *tanzen gehen*⁶² zum Idiom, weil es vom äquivalenten polnischen Ausdruck abweicht. CZOCHRALSKI (op.cit:172) operiert damit explizit mit einer Unterscheidung zwischen *innersprachlichen* und *zweisprachlichen* Idiomen. Die Idee hat also Tradition und ist aus der Sicht dieser Arbeit insofern sympathisch, als sie den Sprachvergleich im Auge hat. Sie hat aber auch problematische Implikationen, denn sie kehrt die Argumentation um: Nicht die Spracheigentümlichkeiten waren zuerst da, sondern die Idiomsbildung. Auch phraseologische Europäismen (vgl. PIIRAINEN 2005⁶³) oder Internationalismen (BRAUN et al. 2003, PIIRAINEN im Druck) können Idiome sein. Deswegen ist es problematisch anzunehmen, dass Idiomatik nur kontrastiv erfasst werden kann. Es handelt sich bei Idiomen im Gegenteil um eine durchaus intralingual beschreibbare Größe. WANDRUSZKA (1979:952) Kriterium:

„idiomatisch nennt man[...] phraseologische Einheiten ja nur, wenn sie in einer zweiten Bedeutung[...] gebraucht werden – und wenn das eben nur in einer Sprache oder in einigen Sprachen so der Fall ist“

⁶⁰ Es war davon die Rede, welche Sprachen um den Leidensweg Jesu herum gesprochen wurden.

⁶¹ Der Titel der Arbeit ist: „Idiomatisches Englisch: besseres Englisch?“.

⁶² Falls es überhaupt phraseologischen Status hat, handelt es sich eher um eine produktive Phraseoschablone (vgl. WIERZBICKA 1987, FILLMORE et al. 1988, FEILKE 1996:222f., FARØ 2005h), und zwar des Typs [AKTIVITÄTS-VB_{INF}] + *gehen*.

⁶³ <http://www.pirainen.homepage.t-online.de>

ist darüber hinaus kaum operationell. Denn wie beweist man, dass ein Idiom nur in einer Sprache vorkommt? Die Beobachtung, dass Idiome interlingual oft ausdrucksseitlich divergieren, macht die konkreten Sprachunterschiede nicht zum definierenden Merkmal von Idiomatik. Wörter bekommen auch nicht erst Existenz im Vergleich mit anderen Sprachen. Trotzdem ist HAUSMANN (1997) Recht zu geben, wenn er sagt, dass „tout est idiomatique dans les langues“, aber dies eher aus allgemeinen arbitraritätstheoretischen Gründen (8.8.), die ohne Einfluss auf die rein technisch-formale Idiomdefinition bleiben sollen.

7.8. Eine positive Idiomdefinition – Idiome *im engeren Sinn*

Nach JACKSCHE et al. (1981:5) ist

„prinzipiell anerkannt, dass eine Weiterentwicklung der Phraseologie nur möglich ist, wenn[...] genau definierte Ausschnitte des Objektbereichs untersucht werden“

In dieser Arbeit wird eine häufig *gemeinte*, aber selten genau definierte Subkategorie der Phraseologie interlingual untersucht. Es handelt sich wie bei DOBROVOL'SKIJ (1995:14) um Phraseme des Typs *Feuer unterm Dach haben*. Dabei definiere ich sie anders als Dobrovol'skij, was zu einer viel engeren Kategorien-Extension führt. Es handelt sich um:

non-enzyklopädische, graphisch disjunkte Polylexeme mit Ikonographie und semantischer Transformation

oder, relativ zur Phraseologie-Definition (7.5.):

non-enzyklopädische Phraseme mit Ikonographie und semantischer Transformation

Diese Definition ist neu⁶⁴ in der Phraseologieforschung. Und wenn sie auch etwas umständlich ist, ermöglicht sie eine genaue Festlegung eines *spezifischen* phraseologischen Untersuchungsgegenstandes, an dem nicht nur diese, sondern wohl auch eine Menge anderer Arbeiten interessiert ist (7.4.). Die Begrifflichkeit der hier vertretenen Idiomatik i.e.S. ähnelt insofern WEINREICHs (1969), MAKKAIs (1972), LUTZEIERs (1985:89)⁶⁵ und HYVÄRINENs (2004:205) Idiombegriffen, als sie den Ambiguitätsaspekt der Idiome i.e.S. hervorhebt (vgl. 7.11.4.f.). Bei weitem nicht beim ganzen Inventar der Extension der PND kann man die Frage BERGENHOLTZ/TARPs (2005:18) stellen: „Bedeutend die Idiome das, was man denkt?“, weil man sich zu vielen Idiomem *i.w.S.* kaum etwas „denken“ kann.

7.9. Legitimation der Kategorie Idiomatik i.e.S. – und warum sie nicht „prototypisch“ ist

Dieser spezifische Ausschnitt der Phraseologie ist v.a. für die interlinguale Linguistik interessant, weil er besondere semiotische Eigenschaften hat (8.). Diese Eigenschaften machen ihn nämlich in *kritischen Kommunikationszusammenhängen* (KK, vgl. 8.3.) zu einer besonders problematischen Kategorie. KK sind Situationen, an denen Sprecher

⁶⁴ Frühere, nicht ganz gelungene Versuche in FARØ (2000b) und (2004b).

⁶⁵ „Idiomatische Verbindungen lassen immer eine wörtliche Bedeutung zu“.

teilnehmen, die sprachlich nicht vollständig kompetent⁶⁶ sind, weil sie z.B. Ausländer oder Kinder sind, oder weil sie als Übersetzer bzw. bilinguale Lexikographen zwischen Sprachen vermitteln (vgl. MARTINET 1963:44). Mein Ausgangspunkt ist, dass andere phraseologische Kategorien, die ebenso von der PND abgedeckt werden, nicht die gleichen Probleme verursachen wie die Idiome i.e.S.

Obwohl ich diese spezifische phraseologische Subkategorie aus systematischen, forschungsgeschichtlichen und pragmatischen Gründen für nützlich halte, fasse ich sie trotzdem nicht als „prototypische Idiome“ auf (dagegen GLÄSER 1986:167, SKÖLDBERG 2004, DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005). Einige Forscher sprechen sogar von den „true idioms“ (KROMANN et al. 1991:2722) oder „klassischen“ Idiomen (ECKERT 1987:39; CLAUSÉN 1994:47). Diese Prädikate scheinen mir nicht überzeugend begründet zu sein. M.E. macht es nicht einmal Sinn, davon auszugehen, dass die

„idiomatischen bzw. teilidiomatischen Phraseologismen traditionell den Kernbereich der Phraseologismen dar[stellen]“ (RÖMER/MATZKE 2003:185),

bloß weil sich ein Großteil der Forschungsarbeiten damit beschäftigt. Die Prototypentheorie scheint mir überhaupt ein problematischer Ausgangspunkt für die Definition wissenschaftlicher Kategorien zu sein. Letztere haben mit gemeinsprachlicher Etablierung einer Kategorie wie *Vogel* wenig zu tun (vgl. LAKOFF 1987). Wissenschaftliche Kategorien können sogar das Gegenteil von prototypisch sein. Sie gehören der Meta- und nicht der Objektsprache an, und sollten deshalb möglichst präzise sein. „Prototypische“ wissenschaftliche Kategorien scheinen mir eine Art Ausrede dafür zu sein, dass es nicht gelungen ist, den Gegenstand adäquat zu definieren. Sie bringen keine wissenschaftlichen Vorteile⁶⁷. Kategorien wie *Idiom* sind dezidiert künstlich (vgl. BURGER 2003:12)⁶⁸.

Aus einer reinen *Kompositionalitätsperspektive*, die ja die Grundlage der PND bildet, sind Idiome i.e.S. nicht bessere Repräsentanten der Kategorie als nicht-„bildliche“ Phrasemklassen wie *weder hü noch hott* und *jm den Garaus machen*, die sogar einen höheren Idiomatizitätsgrad als Idiome i.e.S. aufweisen (vgl. BURGER 2003:66). Damit haben wir eine auffallende Inkonsistenz der Phraseologieforschung: Erst die Idiomatizität macht die Phraseologie i.e.S. aus. Wenn die unikalischen und damit opaken Phraseologismen am idiomatischsten sind, macht es wenig Sinn, die „ikonisch-motivierten“ (8.5.) Phraseologismen zur prototypischen Kategorie zu machen. Mit der Vorstellung von „Prototypizität“ scheint also eine Verwechslung von Forschungspraxis und Kategoriensystem vorzuliegen. Die Idiome (i.e.S.) im aktuellen Kontext sind nicht gewählt worden, weil sie „prototypisch“ wären, sondern weil sie in der interlingualen Äquivalenzperspektive besonders problematisch sind.

7.10. „Phraseologie“ vs. „Idiomatik“

In der Forschung wird häufig nicht zwischen „Phraseologie“ und „Idiomatik“ unterschieden, vgl:

⁶⁶ Genauer formuliert sind sie *idiom-inkompetent*.

⁶⁷ Wissenschaft kann als „systematische intellektuelle Kontrolle“ über ein Wissensgebiet bezeichnet werden.

⁶⁸ Vgl. COSERIU (1978:202): „Die wissenschaftlichen und technischen Abgrenzungen sind nämlich Abgrenzungen der objektiven Wirklichkeit als solcher (oder wollen es zumindest sein), nicht der intuitiven Erfassung der Wirklichkeit wie die sprachlichen Strukturierungen.“

[Es gibt] „Ausdrücke, in denen sich die Bedeutung des komplexen Ausdrucks nicht mehr kompositional aus den Bedeutungen seiner Teile ergibt. Solche komplexen Ausdrücke werden *Idiome* oder *Phraseologismen* genannt“ (STEINBACH 2002:165)

Auch WEIGAND (1997:130) verwendet „phraseologische oder idiomatische Einheiten“ synonym. Selbst dann, wenn tatsächlich unterschieden wird, ist die Aufteilung nicht immer einleuchtend. So ist z.B. die Unterscheidung GLÜCKs (2000:409) zwischen:

„Phraseologismen, die restlos analysierbar sind (wie[...] *jdm. eine Nase drehen*)“,[...] und[...] „idiomatisierte Bildungen, in denen die Bedeutung des komplexen Ausdrucks nicht mehr aus der Summe der Teilbedeutungen ableitbar ist, z.B.[...] *ins Gras beißen*“

kaum nachvollziehbar (vgl.a. DITTMER 1981 und der Kommentar FARØs 2000b). In dieser Arbeit wird zwischen „Phraseologie“ und „Idiomatik“ konsequent unterschieden, wobei „Phraseologie“ als neutrales Hyperonym verwendet wird (7.5.). Deswegen sind „nichtphraseologische feste Wortkomplexe“ (FLEISCHER 1982:24a) nach dieser Auffassung eine *contradictio in adjecto*. Dabei wird von einem möglichst umfassenden phraseologischen Konzept ausgegangen (NAUMANN 1985:142). Schematisch lässt sich das Verhältnis folgendermaßen abbilden:

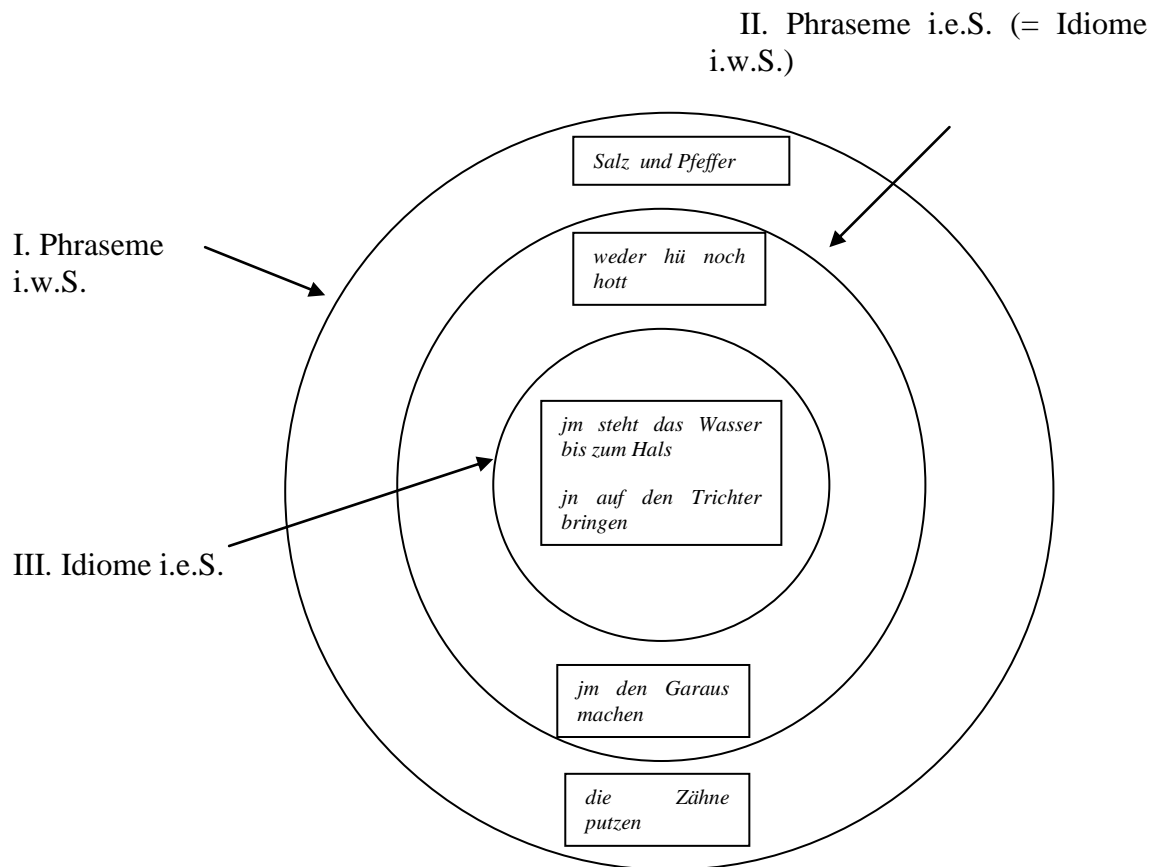


Fig. 1: Schematische Darstellung von Phraseologie vs. Idiomatik

Das Modell ist dreistufig: *Phraseologie* (i.w.S.) umfasst, falls keine expliziten Präzisierungen vorgenommen sind, alle lexikalisierten polylexikalischen Syntagmen (Stufe 1).

Als erster Subbegriff erscheint die *Phraseologie i.e.S.*, die aus sämtlichen nicht-kompositionellen Phrasemen besteht. Wenn in Klammern mit einer konkurrierenden Bezeichnung „Idiome i.w.S.“ gerechnet wird, so um dem Sprachgebrauch der Forschung etwas entgegenzukommen. SVENSÉN (2004:240) und PIRTTISAARI (2005:364) verwenden z.B. „Idiom“ im Einklang mit der PND. Und selbst bei sehr systematischen Autoren wie BURGER (2003:94) sind Inkonsistenzen zu verzeichnen, vgl:

„Gleichzeitig ist es aber die Metaphorizität, die die Idiome[...] für die kognitive Linguistik[...] interessant macht“

mit:

„nicht-metaphorische Idiome [wie][...] unter Umständen, last not least“ (96)

Hier scheint Burger mit zwei unterschiedlichen Idiom-begriffen zu operieren. Die Hauptbedeutung von „Idiom“ soll also hier ‚Idiome i.e.S.‘ sein. Für stark opake Phraseme können andere Termini benutzt werden, die präziser sind als „Idiom“ (i.w.S.). Der Terminus *Idiom* wird hier also ausschließlich für *non-enzyklopädische Phraseme mit Ikonographie und semantischer Transformation* benutzt.

7.11. Merkmalspezifizierung und Ausschluss fremder Kategorien

Zum besseren Verständnis des Idiomkonzepts soll nun auf die einzelnen Merkmale der Definition eingegangen werden. Diese Besprechung hat die Funktion deutlich vor Augen zu führen, welche phraseologischen Kategorien hier *nicht* als Idiome i.e.S. betrachtet werden. Es wird dabei kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben. Damit wird auch instruktiv gezeigt, wie heterogen das von der PND (7.4) einbezogene phraseologische Material ist (vgl.a. KORHONEN 2002). Somit wird der Schritt getan, der von der Forschung bisher versäumt wurde, nämlich die Idiome i.e.S. von anderen nicht-kompositionellen phraseologischen Kategorien zu unterscheiden. Solche Kategorien werden jeweils am Ende jeder einzelnen Merkmaldiskussion erwähnt.

7.11.1. Zum Merkmal "lexikalisiert"

Dass es sich bei Phraseologismen um lexikalisierte⁶⁹ Zeichen handelt (KORHONEN 1992c; MUNSKE 1993:503; WIRRER 2002:397), ist keineswegs selbstverständlich (vgl. COLLIANDER 1995:208, HALLIDAY 1985:327). Z.B. werden so genannte "Autorphraseologismen" (FLEISCHER 1982a:71f., SIALM 1987:49) untersucht, die nicht in der Gemeinsprache lexikalisiert sind, die aber beim jeweiligen Autor eine Rolle spielen⁷⁰, z.B. als Leitmotiv. BASS (2006) untersucht Werbeslogans, die auch keineswegs sämtlich lexikalisiert sind. Solche „idiolektalen“ Syntagmen sind weniger ein sprachwissenschaftliches als ein literarisch-rhetorisch-pragmatisches Phänomen. Die sowjetische Forschung hat Phraseologismen eher als nicht-lexikalisierte Zeichen betrachtet (FLEISCHER 1992:53), umso mehr muss der Begriff "lexikalisiert" geklärt werden.

Nach GÜNTHER/SCHAEDELER (2000:409) ist Lexikalisierung

“(der) Prozeß und Ergebnis der Aufnahme eines sprachlichen Ausdrucks ins Lexikon einer Sprache“

Diese Definition ist aber kaum operationell, denn wie weiß man, ob ein Syntagma im jeweiligen Kode (vgl. WATT/WATT 1997; KELLER/LÜDTKE 1997) als Phrasem zu gelten hat oder nicht? Sicherlich kann diese Frage nicht „größtenteils[...] den muttersprachlichen Lexikographen überlassen werden“ (HESSKY 1992:117).

Das im Dänischen potenzielle Idiom *stå ude i regnen* ist nicht lexikalisiert. Deswegen ist eine Überschrift wie: „Haider står ude i regnen“ (POL 24.11.02) auffallend (vgl. *Unnatürlichkeit* 12.10.1.2.). Es handelt sich wohl um Interferenz vom deutschen Idiom (*jn*) *im Regen stehen (lassen)* („jn im Stich lassen“: die FPÖ wurde bei den Wahlen dezimiert). Als Idiom hätte das dänische Syntagma im Bildkontext den besonderen Reiz gehabt, dass das Foto von Haiders Wahlrede bei strömendem Regen gemacht wurde. Dadurch wäre das Idiom semantisch-kontextuell thematisiert (9.3.1.1.) gewesen. Dies geschieht aber hier nicht, weil das Syntagma nicht lexikalisiert ist. Die dänische Ad-hoc-Metapher ist sicherlich auch weniger auf die Sprachkreativität des Auslandskorrespondenten zurückzuführen, als auf seine Tätigkeit im deutschen Sprachgebiet.

Nach KELLER (1995:227) wird Lexikalisierung als

⁶⁹ Der hier verwendete Lexembegriff unterscheidet sich vom restriktiven Begriff WOLFs (2002:68), bei dem es sich nur um „untrennbare Einheiten“ handelt (i.S.v. 'demotiviert'), sowie von SEPPÄNENS (1992:75) „nicht-regelmäßigen“ Bildungen. Vgl.a. KÄGE (1980:28).

⁷⁰ Ein bekanntes Beispiel ist Thomas Manns *auf den Steinen sitzen* (aus den "Buddenbrooks").

„der Prozess des allmählichen Übergangs vom assoziativen zum regelbasierten Interpretationsverfahren“ [m.H.]

eines Zeichens beschrieben. Nach SIALM (1987:47) wird die Reproduktion sichtbar „durch das mehrfache Vorkommen einer fast identischen Ausdrucksform in einer Menge von Texten“. In dieser Arbeit wird operationell von Lexikalisierung ausgegangen, wenn in voneinander unabhängigen Quellen 10⁷¹ Belege eines Syntagmas identifiziert wurden (vgl. HASS-ZUMKEHR 2002:50), und zwar solche, die ein homogenes Bedeutungsmuster aufweisen, aus der sich eine *Gebrauchsregel* formulieren lässt, d.h. eine instruktive Paraphrase (10.4.3.1.1.). Dieses Kriterium ist z.B. beim „idiomverdächtigen“:

(2.) „Es war etwas gewöhnungsbedürftig. Aber es war nicht das übliche Gedudel. Sie **spielen mit Feuer und Pfeffer**, das gefällt mir“ (WILLENBROCK:206)

nicht erfüllt: Im Internet gab es keinen einzigen Beleg des Syntagmas *mit Feuer und Pfeffer*. Deswegen wurde die Metapher nicht ins Idiomübersetzungskorpus dieser Arbeit aufgenommen (s. Anhang), weil es damit per definitionem kein Idiom ist. Eine spezifische *Bedeutung* eines polysemen Idioms sehe ich als lexikalisiert an, wenn 5 sichere selbstständige Belege exzerpiert wurden. Dass ein Idiom lexikalisiert ist, heißt also, dass es in der Sprachgemeinschaft mit einer kollektiv verpflichtenden Gebrauchsregel verbunden ist. Als lexikalisierte Einheit ist ein Idiom natürlich ein Lexem (vgl. ADAMZIK 2001:59; 10.1).

Anhand des Kriteriums Lexikalisierung können *Autorphraseologismen*, viele *Werbeslogans* und *Sentenzen* (BRAMSEN 2001; FARØ 2005c) aus der Idiomatik i.e.S. ausgeschlossen werden.

7.11.2. Zum Merkmal „non-enzyklopädisch“

Zwar werden mit den meisten Phraseologismen „Personen, Gegenstände, Sachverhalte, Vorgänge der Welt“ bezeichnet (BURGER 2003:14), was zur Bezeichnung „referentielle Phraseologismen“ berechtigt (op.cit:36). In *diesem* (weiten) Sinn kann man Idiome mit einiger Berechtigung als „enzyklopädisch“ bezeichnen. Gewisse Phraseologismen sind aber auch in einem *engeren* Sinn enzyklopädisch. Ich halte z.B. Phraseologismen wie *das Weiße Haus*, *die Sächsische Schweiz* und *das Rote Kreuz* für „Phraseonyme“⁷², und nicht für *Idiome* (i.e.S.). Auch andere Beispiele, wie etwa *schneller Brüter* und *Angina Pectoris*⁷³ (*Phraseotermini*, vgl. KJÆR 1990, PICT 2002, GRÉCIANO 2004, BUKOVČAN im Druck), sowie *versteckte Kamera* und *Rote Beten* (*Phraseosemitemini*⁷⁴), sind keine Idiome i.e.S. Vor allem in der angelsächsischen Tradition wird hier kaum unterschieden. So findet man z.B. im ODEI

⁷¹ Die Willkür dieser Zahl ist mir bewusst. Entscheidend weniger Belege wären aber zu wenig, um rein zufällige Konstruktionen zu vermeiden und viel mehr würden sich im Internet nicht in jedem Fall finden lassen.

⁷² Als onymisch werden oft auch solche Phraseme betrachtet, die ein oder mehrere Proprien enthalten (vgl. FÖLDES 1988; 1989), die aber nicht selbst Onyme sind, wie *Hinz und Kunz*, *Otto Normalverbraucher*, *Lieschen Müller* (vgl.a. HOCKETT 1958:315). Diese sind aber durch ‚jedermann, jede(r) Deutsche‘ u.ä. substituierbar. *Funktional* sind sie keine Eigennamen, sondern Appellativa. Ich bezeichne sie deshalb als „pseudo-onymisch“.

⁷³ Dass es sich hier um ein Xenophrasem (siehe FARØ 2003a) handelt, spielt für die Systematik keine Rolle.

⁷⁴ S.a. *family planning*, *double chin*, *the candid camera* im ODEI.

Lemmata wie *Hells Angels* und *the Wild West* (vgl.a. FARØ 2004b⁷⁵), die auch keine Idiome i.e.S. sind.

Idiome nach dem hier vorgelegten Konzept haben ein anderes semantisches Verhältnis zur Außenwelt als Phraseonyme und Phraseo(semi)termini – aus diesem Grund rechnet FLEISCHER (1997) sie gar nicht zur Phraseologie, was aber kontraintuitiv ist (vgl. BURGER 2003:48f.). Letztere haben nämlich einen sehr engen enzyklopädischen Bezug; sie bezeichnen meistens im Gegensatz zu den Idiomen auch *kontextlos* (vgl. KLAPPENBACH 1968:224) Entitäten der Außenwelt eindeutig und präzise⁷⁶: *Phraseotermini*, weil ihr Gegenstand explizit definiert wurde, *Phraseonyme*, weil sie konkret existierende singuläre Gegenstände der Welt denotieren (Monoreferenz). Beide bezeichnen also in einem sehr engen Sinn *enzyklopädische Entitäten*. Ihre *signifiés* werden mit COSERIU (1978:203f.) gar nicht von der Sprache, sondern außerhalb derselben festgelegt. Das kann vom Idiom-Denotat nicht gesagt werden: Idiome haben kontextlos keine enge Beziehung zu Realien der Außenwelt⁷⁷. Sie können in diesem Sinn deswegen als *non-enzyklopädische* Phraseologismen bezeichnet werden. Nachgeprüft werden kann diese Hypothese, indem man versucht, Idiome in einem Lexikon oder einer Enzyklopädie nachzuschlagen, das sich eben mit der Außenwelt und viel weniger mit der Sprache beschäftigt. Damit wird man wenig Erfolg haben. Dagegen kann man in einem Lexikon durchaus eine Erklärung für *kold fusion* und *det Gule Hav* finden⁷⁸. Das zeigt, dass diese Phraseologismen nicht nur sprachliche, sondern in hohem Maße auch enzyklopädische Einheiten sind (zur Dichotomie Sprache vs. Enzyklopädie, s. HENRIKSEN 1992; vgl.a. LEXICONORDICA 14, in Vorb.).

Anhand des Merkmals „non-enzyklopädisch“ können phraseologische Subkategorien wie *Phraseotermini*, *Phraseosemitermini* und *Phraseonyme* aus der Idiomdefinition und damit aus dieser Arbeit ausgeschlossen werden. Diese Kategorien gehören alle zur Extension der PND.

7.11.3. Zum Merkmal „(graphisch disjunkte) Polylexeme“

Idiome nach dieser Konzeption sind *polylexikalisch* (BURGER 2003:15f.)⁷⁹. D.h. sie konstituieren sich strukturell aus einer Anzahl Komponenten, die sekundär eigenständige Lexeme sind. Es handelt sich dabei genauer um *graphisch disjunkte* Polylexikalität, d.h. dass zwischen den Idiomkomponenten eine graphische Leerstelle (Spatium) ist (vgl.a. SIALM 1987:17). Univerbierungen (FLEISCHER 1982a, SCHAEDELER 1997) gehören also nicht zum Polylexikalitätsbegriff dieser Arbeit, deswegen sind „Einwortphraseologismen“ (DUHME 1995) in diesem Kontext ein *contradictio in adjecto*. Damit bilden die Idiome formal einen Gegensatz zu den „Einzelwörtern“ (vgl. SCHWARZE/WUNDERLICH 1985:15f.), die ich im Hinblick auf terminologische Konsistenz „Monolexeme“ nenne: D.h. Lexeme wie etwa *Kopf* und *Menschenfresser*. „Monolexem“ bildet ein Hyperonym zu sowohl *Kompositum* (und *Derivatum*) als auch zu *Simplex*. Erst durch das Spatium unterscheiden sich

⁷⁵ <http://netdob.asb.dk/idiom/index.html>

⁷⁶ Dagegen Lutzeier (1985:19f.).

⁷⁷ Idiome (i.e.S.) können interlingual damit typisch lexikalische, dagegen kaum referenzielle Lücken verursachen (vgl. SVENSÉN 2004:332ff.).

⁷⁸ Z.B. in der DSDE-CD.

⁷⁹ Zur Kritik dieses Begriffs s. VALENTIN (2001:247).

Phraseologismen eindeutig von Wörtern. Vgl. die Wortdefinition in DUGRA (386): Idiome haben sowohl (a) Zeichenfunktion, sie sind (b) satzfähig, und (c) verschiebbar (vgl. op.cit:515).

In einer Graphik kann das Verhältnis folgendermaßen dargestellt werden:

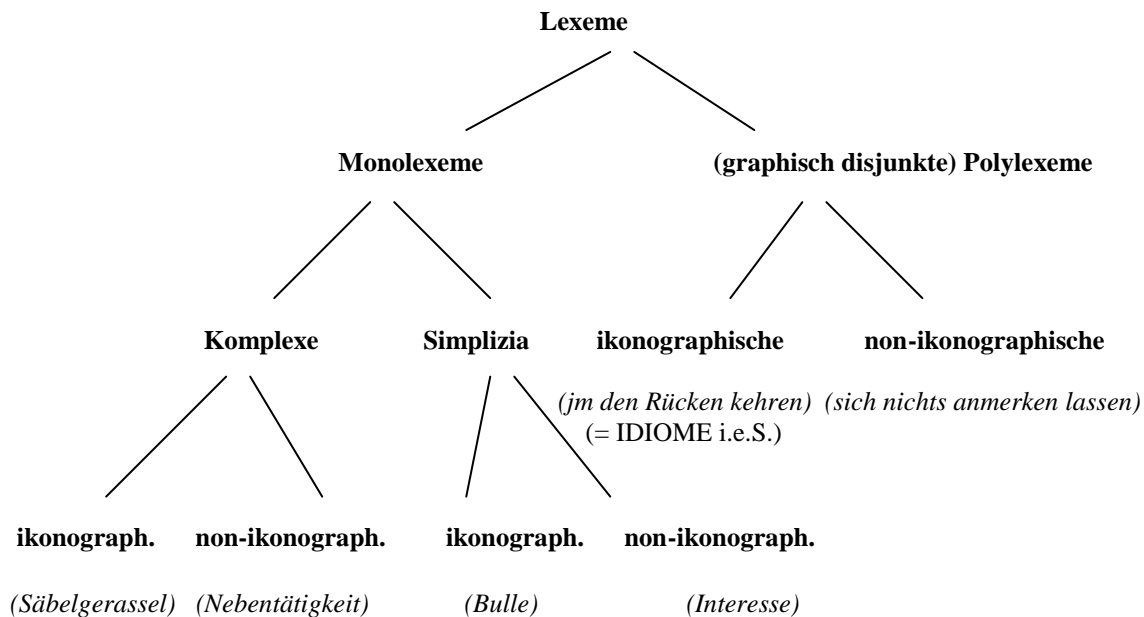


Fig. 2: Mono- und Polylexikalität

Durch den Begriff Polylexikalität setzt sich die hier verwendete Idiomkonzeption u.a. von der sehr weiten Idiomdefinition HOCKETTs (1958) ab:

“An idiom is a grammatical form – the meaning of which is not deducible from its structure“

nach der alle kleinsten bedeutungstragenden Sprachzeichen, Lexeme und Grammeme Idiome wären (HELLER 1980:182; KATZ/POSTAL 1963). Gerade in ihrem (disjunkten) Phrasencharakter besteht ein Teil der besonderen interlingualen Problematik der Idiome (8.3.). Dieses Merkmal ist natürlich ein rein graphematisches, was aber mit dem schriftsprachlichen Zugang dieser Arbeit zur Idiomatik übereinstimmt⁸⁰. Nach diesem Merkmal werden idiomatische **Komposita** aus der Arbeit ausgeschlossen, die von anderen Autoren (z.B. SCHEMANN 1993; FILL 1980:45) aus guten – weil systematischen⁸¹ – Gründen als „Idiome“ (hier: = Phraseologie i.e.S.) bezeichnet werden. Auch diese sind komplex und können semantisch irregulär sein. LARSON (1984:20) erwähnt *bullheaded*, HELLER (1980:180) *Blaustrumpf*, SCHIPPAN (1984:100f.) *Blausäure*, und das DUW (2001) liefert das Beispiel *Angsthase* für ein „Idiom“. Die Begründung dafür, dass ich Komposita nicht zu den Idiomen i.e.S. rechne, ist also pragmatisch-semiotisch: Phraseologismen als graphisch disjunkte Zeichen sind in kritischen Kommunikationssituationen (KK) problematischer als Komposita, bei denen der Zeichencharakter deutlicher ist.

⁸⁰ Das schließt eine phonologisch-intonatorische Definition nicht aus (HOCKETT 1958:316; ANWARD/LINELL 1976).

⁸¹ Im Sprachvergleich und auch in einer dia- bzw. synchronen Perspektive kann oft eine annäherungsweise inhaltliche Äquivalenz (vgl. 6.2. und 14.1.) von idiomatischen Komposita und Idiomen beobachtet werden: *from som et lam* vs. *lammfromm*. Dass das Polylexikalitätskriterium ein relativ willkürliches Merkmal ist, zeigt die deutsche Rechtschreibreform vom 1. August 1998, die aus Komposita Phraseologismen gemacht hat, vgl. *radfahren* > *Rad fahren* (DUR, LEVIN-STEINMANN 2004). Trotzdem ist das Kriterium pragmatisch begründbar.

Aufgrund des Merkmals (*graphisch disjunkte*) *Polylexikalität* können **geflügelte Worte** (BÜCHMANN 2002; VOGEL-JØRGENSEN/ZERLANG 1998) ausgeschlossen werden, zumindest als echte Teilmenge der Idiomatik. Denn GW sind nicht unbedingt „[+ verbhaltig], [+ satzwertig]“ (RÖMER/MATZKE 2003:186), sondern sie können durchaus auch Monolexeme (*heureka!*: Archimedes, *Glasnost*: Gorbatschow, *papirusser*: Glistrup, *smagsdommer*: Fogh Rasmussen) sein. Ein Idiom wie *alter Wein in neuen Schläuchen* ist kein GW, bloß weil Philologen seine Quelle (die Bibel)⁸² kennen. Ein Wort oder Syntagma muss allgemein mit *Zitatintention* verwendet werden, um das Prädikat „GW“ verdient zu haben. GW sind also im Gegensatz zu den Idioms keine *formale* Kategorie (FARØ 2005c).

Nicht als Idiome i.e.S. werden hier auch Phänomene wie (echte) **Reflexiva** (z.B. *sich verlieben*) und **Kernwort + selektierte Präposition** (z.B. *denken + an*) aufgefasst. Beide werden in dieser Arbeit als **Valenzphänomene** betrachtet (vgl. 10.4.3.8.2.).

Die 1981 von COULMAS geprägte Bezeichnung „**Routineformeln**“ für stark situationsgebundene Ausdrücke wie *bis dann!*, *guten Appetit!* und *prost Neujahr!* (vgl. WOTJAK 2005) decken einen Gegenstand ab, der nicht vollständig phraseologisch ist, weil auch Monolexeme wie *hallo!*, *Danke!* und *bitte!* dazugehören (vgl. SVENSÉN 2004:243f.). Außerdem sind Routineformeln kaum jemals ikonographisch und damit keine Idiome i.e.S. (s.a. GÜLICH 1997).

Parömien oder **Sprichwörter**⁸³ waren oft die Grundlage, auf der zwischen Phraseologie i.e. und i.w.S. unterschieden wurde (z.B. PILZ 1981, BURGER 2003:101ff.). Sprichwörter gehören nicht zur Phraseologie i.e.S., weil sie (Mikro-)Texte⁸⁴ (FLEISCHER 1994, 1997) und keine Lexeme sind. Bei manchen Autoren wird zwischen Idioms und Sprichwörtern zwar nicht so genau unterschieden, vgl. ZHAO (1991:113):

„there is not a clear demarcation line between idioms and proverbs. So far as I can see, the difference[...] is only a matter of degree”

Diese Auffassung prägt auch seine Beispiele für „idioms“, z.B. *East or West, home is best*; *a friend in need is a friend indeed* (op.cit:116). Auch LAKOFF (1987:451) unterscheidet kaum, wenn *a rolling stone gathers no moss* ein Beispiel für ein Idiom sein soll. Dabei reicht das Merkmal *Text* allein nicht aus, um Parömien von Idioms zu unterscheiden: Es gibt auch satz-/textwertige Idiome wie *°umgekehrt wird ein Schuh draus* im DDIK (s. Anhang) und *danach kräht kein Hahn* in 10.4.3.1. (vgl. BURGER 2003:25, 37). Aus diesem Grund sollte das Merkmal *generische Proposition* ein Zusatzkriterium für Sprichwörter sein (vgl. FARØ 2003b). Zwar geht dies nicht explizit aus der Idiomdefinition der vorliegenden Arbeit vor, trotzdem werden Sprichwörter hier nicht behandelt. Es handelt sich bei den Sprichwörtern semantisch und funktional um eine eigene Kategorie (vgl.a. FARØ 2005g).

⁸² Vgl. FÖLDES (1990).

⁸³ *Proverbium* (1984-) dokumentiert die internationale Parömiologieforschung.

⁸⁴ Nach RÖMER/MATZKE (2003:150) umfassen Phraseologismen „höchstens einen Satz“. Das hindert sie aber nicht daran, das dopsatzige *Reden ist Silber, Schweigen ist Gold* als Beispiel für ein Phrasem zu nennen. WOTJAK (2005:373) geht m.E. zu weit, wenn sie u.a. juristische Texte und Kochrezepte zur Phraseologie rechnet (vgl. BURGER 2003:15).

7.11.4. Zum Merkmal "Ikonographie"

Beim Begriff „Ikonographie“ haben wir es mit einem für die Idiomdefinition wichtigen und zugleich problematischen Phänomen zu tun. Es ist der Versuch, eine terminologische Alternative zum gemeinsprachlichen „Bild“ (z.B. HYVÄRINEN 1992:28) und „bildhaft“ (SIALM 1987:42) zu schaffen. Der Begriff stammt aus der Kunstgeschichte (vgl. PANOFSKY 1978) und ist dem altgriechischen Etymon *eikōn* entlehnt, dessen Bedeutung u.a. „bildliche Darstellung“ war (KLUGE 1989:326). Ich ziehe diesen gräzisierungsfähigen Begriff als wissenschaftlicher Terminus der Bezeichnung „Bild(lichkeit)“ vor, u.a. weil er derivationell flexibler ist. Mit „Bild“ kann außerdem jeder seine eigenen Vorstellungen über „Bilder“ in die Diskussion einbringen: Somit ist das Problem, wie die potenziell intersubjektive Ikonographie des Idioms *den Stier bei den Hörnern packen* von der behaupteten „Bildlichkeit“ von Lexemen wie *sich ergeben* zu unterscheiden ist. In einer von mir betreuten Semesterarbeit wurde zum letzteren Syntagma geschrieben:

„Man sieht die hochgehaltenen Hände oder die weiße Flagge“

Auf dieser Grundlage wurde *sich ergeben* als Idiom (i.e.S.) eingestuft. Dies erinnert an BUHOFFERs (1989:166) recht lockere Formulierung:

„Bildlichkeit meint eine Eigenschaft der Sprache[...], bei der es darum geht, wie gut man sich dazu visuell etwas vorstellen kann“

KROHN (1994:76) merkt folgerichtig an, dass

„der Begriff Bild nirgendwo eindeutig definiert wird – und vielleicht auch nicht eindeutig definiert werden kann“

Viele haben trotzdem versucht, den Begriff festzulegen, u.a. LÜGER (1992), der darunter traditionelle rhetorische Figuren versteht, was mir zu eng ist. BURGER (im Druck) gehört zu den neuesten Versuchen (s.a. BURGER 1989). Zwei Prämissen scheinen mir bei der Festlegung des Kriteriums „Ikonographie“ wichtig zu sein, nämlich:

(1) Die Ikonographie ist nicht mit *irgendwelchen* assoziativen Bildern identisch, die beim Erwähnen eines Lexems entstehen können. Vielmehr ist sie enger zu verstehen, nämlich als das Bild, das bei der *literalen* Dekodierung eines Idioms generiert werden kann. Dies ist nur bei semantisch transformierten Lexemen möglich (7.11.5.).

(2) HESSKY (1987:64) operiert mit einer „wörtlichen Bedeutung“ eines Phrasems (vgl. LEVIN-STEINMANN 2002b:220). Auch LEVINSON (2000:19) meint, dass *den Löffel abgeben* eine kompositionelle Satzbedeutung hat. M.E. ist dies nicht adäquat, denn die Ikonographie hat mit *Bedeutung* zunächst gar nichts zu tun, weil sie weder kodiert noch vom Sprecher intendiert ist (vgl. SIALM 1987:39 und 9.9.). Von daher ist „Ikonographie“ eher als eine „Lesart“⁸⁵ zu bezeichnen (BURGER 2003:59-66).

Obwohl es nach BUHOFFER (op.cit:172):

„keine linguistischen Kriterien gibt, die scharf zwischen bildhaften und nicht-bildhaften Wörtern unterscheiden“,

möchte ich den Terminus „Ikonographie“ für solche Arten von „Bildlichkeit“ reservieren, die durch die literale Lesart eines Wortes oder eines Phrasems beschrieben werden können. Die Ikonographie ist somit *zeichenabhängig*, im Gegensatz zu idiosynkratischen Assoziationen, die nicht semiotisch basiert sind (vgl. ADAMZIK

⁸⁵ Dieser Terminus leidet zwar darunter, dass er (wahrscheinlich unintendiert) rezeptionsorientiert ist.

2001:50, COSERIU 1978:200). Dass jemand bei der Rezipierung von *den Stier bei den Hörnern packen* bildliche Assoziationen bekommt, kann nicht ausgeschlossen werden. Dies ist aber etwas anderes als die semiotisch basierte Ikonographie desselben Zeichens.

Für viele ist Phraseologie schon an sich „bildlich“. Nach BRINK (1993:7) handelt es sich bei „Redewendungen und feste Ausdrücke“ um „bildliche Ausdrücke“ [m.Ü.]. Als generelle Aussage ist dies aber problematisch, wofür mehrere seiner eigenen Lemmata Zeugnis ablegen (z.B. *sich etw leisten können* und *nie und nimmer*). Phraseologie ist nicht per definitionem ikonographisch, sondern bloß polylexikalisch (vgl. 7.5.). Wenn Ikonographie als die *intersubjektive* Fähigkeit eines sprachlichen Zeichens definiert wird, potenziell beim Rezipienten ein „mentales Bild“⁸⁶ hervorzurufen, muss dieses Merkmal auch operational verwendet werden. Das heißt, dass in jedem Fall zu fragen ist, ob das Idiom tatsächlich ein solches mentales Bild erzeugt (vgl. HALLSTEINSDÓTTIR 2006a). Im Idealfall müsste experimentell vorgegangen werden, z.B. indem eine Menge Versuchspersonen gefragt würde, die dann das „mentale Bild“ z.B. zeichnen müssten (vgl. PALM 1995:101ff.). Gerade die Existenz von Bildern wie die Magen-Schmetterlinge in 10.4.3.6. oder Breugels Gemälde „Niederländische Sprichwörter“⁸⁷ (dazu JUSKA-BACHER im Druck, a) sind ein Argument für das ikonographische *Potenzial* von Idiomem i.e.S.

Es kommt bei der Ikonographie nicht auf die Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines Phänomens in der extralinguistischen Welt an (BAR-HILELL 1965:188), sondern allein darauf, ob durch die literale Lesart überhaupt ein mentales Bild hergestellt werden kann. Komponenten wie Weltwissen und Logik spielen also keine Rolle. Ist das mentale Bild vorstellbar, handelt es sich um ein ikonographisches Phrasem (= Idiom i.e.S.). Die Ikonographie ist kein phraseologisches Exklusivum, auch Monolexeme können ikonographisch sein, z.B. *Falke* („militärischer Hardliner“) (vgl. a. 9.10.). Wesentlich am Begriff ist, dass es sich um kein sprachsystematisches Phänomen handelt, sondern um die Kombination von einem formalen und einem psychologischen Element. Seinen eventuell *funktionalen* Wert werde ich später diskutieren (9.11.). Die Notwendigkeit des Kriteriums Ikonographie für die formale Etablierung der linguistischen Kategorie „Idiom“ (i.e.S.) steht außer Frage, nicht nur weil sie traditionell zur Auffassung dieser Kategorie gehört, sondern auch weil die Ikonographie gewisse textuelle und anwendungsbezogene Probleme und Möglichkeiten impliziert (s. 9.3.1. und 11.11.).

Bei SVENSÉN (2004:255) werden „Bild“ und „Metapher“ als Synonyme behandelt. Mit Absicht wird hier vermieden, Idiome als „metaphorisch“ zu bezeichnen. Ich möchte deshalb dafür argumentieren, warum Ikonographie nicht mit Metaphorizität gleichgesetzt werden sollte und weshalb letzterer Begriff überhaupt für diese Arbeit von wenig Relevanz ist:

Metaphern (LAKOFF/JOHNSON 1980, LAKOFF 1993, GIBBS 1994b, NÖTH 2000:348, COENEN 2002) sind zwar „ein häufiges Bildungsprinzip umgangssprachlicher Redewendungen“ (GLÜCK 2000:437, vgl. STERNKOPF 1995:223). Die Gründe dafür, dass „Metapher“ in dieser Arbeit trotzdem wenig auftaucht, sind folgende:

(1) Idiome müssen nicht metaphorisch gebildet sein, wie ein Blick ins DDIK (s. Anhang) bestätigt: Obwohl es genug Beispiele für Idiome gibt, deren Nominationsmotiv (vgl. DOBROVOL'SKIJ 1999:47) metaphorisch ist, z.B. *°die Spreu vom Weizen*

⁸⁶ Das nach KOLLER (1974:6) durchaus sehr „unscharf“ sein kann.

⁸⁷ Beim Gemälde handelt es sich nach der heutigen Forschungsauffassung keineswegs nur um Sprichwörter, sondern in hohem Maße um Idiome und z.T. auch ikonographische Monolexeme.

trennen und *°eine Scharte auswetzen*, sind auch viele nicht-metaphorische Nominationsmotive zu verzeichnen, etwa Metonymie: *seine Hände in etw haben*, für die ganze Person, *°seine Brötchen verdienen* für ‚Einkommen‘; Synechdoche, *pars pro toto*, z.B. *den Mund aufmachen*, um zu reden; *°unters Messer kommen*, operiert werden; Hyperbel (BURGER 2003:63), z.B. *°etw passt wie angegossen*, *°sich zu Tode langweilen*; Euphemismus (LUCHTENBERG 1985, HESSKY 2001), z.B. *°mit jm ins Bett steigen*; Somatismus und Kinegramm, z.B. *°den Kopf über etw schütteln*, *°jm klappt der Unterkiefer herunter*: Das Nominationsmotiv ist hier ein Typ nonverbalen Verhaltens, vgl. BURGER (2003), FARØ (2002). In anderen Fällen ist das Nominationsmotiv synchron opak, z.B. *°etw ist tote Hose*, *etw ist ein dicker Hund*. Solche Phraseologismen sind trotzdem *ikonographisch* und damit Idiome i.e.S.

(2) Das Vorkommen metaphorisch gebildeter Idiome legitimiert kaum eine Vermischung von Idiomen mit der „ubiquitären“ Metaphorik (NÖTH 2000). Das Objekt dieser Untersuchung unterscheidet sich vom allgemeineren Phänomen Metapher darin, dass Idiome *lexikalisiert* (7.11.1.) und damit per definitionem ein Ding post quem sind (vgl. 3.4.). Was an Prozessen vorausgegangen sein mag, soll in diesem Zusammenhang keine Rolle spielen. In einem kontrastiven Zusammenhang (3.2.) sind außerdem „universale“ Metaphern weniger interessant, während lexikalisierte Idiome von großem Interesse sind:

„Das metaphorische Verfahren besteht[...] darin, mittels sprachlicher Symbole einen Impuls zu geben, der einen assoziativen Schluß auslösen soll“ (KELLER 1995:227).

Idiome adäquat zu verstehen und verwenden heißt demgegenüber *Regeln befolgen* (ebd.). Metaphern gehören grundlegend in die Pragmatikforschung (s.a. LEVINSON 2000:17ff.), denn im Bereich der Metaphorik ist die Freiheit groß (DUGRA:512).

(3) Metaphorizität ist nicht unbedingt ein *ikonographisches* Phänomen – DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005:356) sprechen z.B. von „non-figurative metaphors“. Und:

„Metapher is the basic mechanism by which abstract concepts are understood in terms of more concrete concepts“ (LAKOFF 1993:28)

Es handelt sich bei der Metapher daher im Grunde genommen um einen „kategorialen Transfer“ (vgl.a. SVENSEN 2004:325), nicht notwendigerweise um ein „mentales Bild“.

(4) Außerdem ist die Ikonographie wohl intuitiv einleuchtender und damit intersubjektiver als die Metaphorizität. LAKOFF (1993:30) erwähnt „it appeared to me“ „it occurred to me“, „it seems to me“ als Beispiele für das „metaphorische Konzept“ *THOUGHTS ARE EXTERNAL OBJECTS*. Ob die Kommunikationsteilnehmer tatsächlich Ideen als etwas von außen Kommendes sehen (ebd.), dürfte zumindest hinterfragt werden. Die Konstruktionen einer Gedanken-kommen-von-Außen-Metapher erfordert m.E. erheblich mehr Mitarbeit vom Interpretieren als die Ikonographie von Idiomen wie *letzte Hand an etw legen*, *eine Brücke schlagen zwischen etw*, *js Nerven liegen blank* usw. Dies spricht m.E. für die Ikonographie als anwendungsorientiertes Konzept, während die Metaphorizität ein theoretischeres Phänomen ist, das nicht unbedingt für reale Kommunikationsprobleme interessant ist (s.a. 10.4.3.17.). Idiome i.e.S. sind also nicht einfach *metaphorische Phraseologismen*. Der Begriff *Metapher* spielt für diese Arbeit so gut wie keine Rolle, weder als traditioneller Begriff, noch im modernen „kognitiven“ Sinn (10.4.3.17.).

Das Fehlen der Ikonographie führt dazu, dass **Phraseme ohne Autosemantika** (PILZ 1981, FLEISCHER 1982a:34)⁸⁸ wie *ab und an, nicht ohne sein* und **Distanzkomposita** wie *weder...noch, teils...teils* hier nicht als Idiome (i.e.S.) aufgefasst werden (vgl. BURGER 2002a:393). Auch Phraseologismen mit Autosemantika müssen nicht unbedingt Idiome sein, vg.: *nach dem Rechten sehen, mit jm Tacheles reden*, da hier keine Ikonographie identifiziert werden kann. Dass es sich aber um Phraseme i.e.S. handelt (nach der PND), soll nicht in Frage gestellt werden. Auch **unfeste Präfixverben** (REICHMANN 1976:6) wie *ab_bauen* und *durch_führen* fallen aufgrund fehlender Ikonographie aus dem Rahmen. Mehrere dieser Kategorien werden dagegen implizit von der PND erfasst.

7.11.5. Zum Merkmal „semantische Transformation“

Eine Sprachzeichenkombination mit idiomatischer Bedeutung ist nach HELLER (1980:181) immer mehrdeutig (vgl. WANDRUSZKA 1979:952). Bei VALENTIN (2001:247) hängt Idiomatisierung meistens mit Bedeutungsveränderung zusammen, denn das Wort macht in Idiomen „eine gewaltige Metamorphose durch“ (SIALM 1987:28). Dies gilt keineswegs für alle Phraseologismen im Sinne der PND. An den Idiomen i.e.S. ist dies aber ein konstituierendes Kriterium. Im Idiom ist nach dieser Auslegung die Semantik mindestens eines Komponentenlexems *semantisch transformiert*, ein Begriff, der aus der sowjetischen Phraseologieforschung stammt (BURGER 1989:17), s.z.B. ČERNYŠEVA (1975:213) und KLAPPENBACH (1968:221). Dieses Merkmal soll sicherstellen, dass die Ikonographie wirklich ein dem Idiom inhärentes Phänomen ist. M.a.W. dass sie aufgrund interner semiotischer Eigenschaften des Zeichens zu beschreiben ist, wie in *auf der Straße liegen*, bei dem die semantische Transformation aller Komponenten festgestellt werden kann: Die konventionelle Bedeutung dieses Phrasems: ‚arbeits- od. wohnungslos sein‘, ist keine Funktion seiner Komponenten außerhalb des phraseologischen Rahmens. Damit wird auch vermieden, dass Polylexeme wie *sich ergeben* (7.12.) als Idiome klassifiziert werden. Denn obwohl jemand assoziativ an weiße Flaggen und hoch gehaltene Hände denken mag, sind diese ja keine semantischen Größen, die in einer systematischen Beziehung zur konventionellen Bedeutung des Lexems stehen. Ein Modell mag dies verdeutlichen:

Ausdruck	<i>den Stier bei den Hörnern packen</i>	<i>sich ergeben</i>
Inhalt	‚eine Aufgabe resolut zu lösen versuchen‘	‚kapitulieren‘
Ikonographie	*ein männliches Rind an seinen spitzen harten Auswüchsen am Kopf anfassen*	-
Assoziationen	?	weiße Flagge (?), hoch gehaltene Hände (?), Waffen auf den Boden legen (?), etc.

Fig. 3: Darstellung des Unterschieds von „Ikonographie“ und „freien Assoziationen“

Was hier deutlich wird, ist erstens, dass bildliche Assoziationen im Gegensatz zur Ikonographie willkürlich erweitert werden können; zweitens dass im Idiom eine semantische Transformation zwischen Ausdrucks- und Inhaltsebene stattgefunden hat:

⁸⁸ Für beide sind Autosemantika ein Kriterium von Phraseologie. Für die vorliegende Definition wäre dies redundant, weil Ikonographie ohne Autosemantika kaum möglich ist.

den Stier bei den Hörnern packen ist zum Inhalt ‚eine Aufgabe resolut zu lösen versuchen‘ semantisch transformiert worden. Das Gleiche ist bei der Ausdruck-Inhalt-Relation von *sich ergeben* nicht der Fall, denn *kapitulieren* bedeutet dasselbe wie ‚sich ergeben‘.

Das Kriterium semantische Transformation schließt – im Gegensatz zur PND – auch **Phraseme mit unikalen Komponenten** aus: Denn bei *jm ein Schnippchen schlagen* und *Hasenpanier geben* haben *Schnippchen* und *Hasenpanier* keine extraphraseologische Funktion. Es handelt sich um Relikte, die phraseologisch konserviert sind (FLEISCHER 1982a:42ff., 128 ff.; BURGER 1998:141).

Das Gleiche gilt für **Kollokationen** (FIRTH 1957, SINCLAIR 1966, HAUSMANN 1985, 2004, KJELLMER 1996:83, OHLANDER 2004, BRAASCH 2005a, b, MARKUS/KORHONEN 2005⁸⁹). Obwohl mehrmals der Vorschlag gemacht wurde, „Kollokation“ als Hyperonym für sämtliche (lexikalisierte) Mehrwortverbindungen zu machen, ist diese Möglichkeit wegen der terminologischen Etablierung von „Phraseologie“ als Oberbegriff obsolet geworden. „Kollokation“ wird deswegen in der Regel für feste Wortverbindungen verwendet, die die Merkmale Ikonographie und semantische Transformation nicht aufweisen, z.B. *Geld abheben* oder *den Tisch decken*. Dabei existiert keine diskrete Grenze zwischen Idiom (i.w.S.) und Kollokation, vgl. LEA/RUNCIE (2002): „how restricted do they need to be? And how transparent?“. Kollokationen sind kein Gegenstand dieser Untersuchung.

Auch **Funktionsverbgefüge** sind nicht Teil dieses Idiombegriffs, z.B. *zur Verfügung stellen* und *unter Beschuss kommen*, die man durchaus auch als eine Art Kollokationen betrachten kann (BURGER 2003:52), und denen außerdem das Merkmal Ikonographie fehlt (FLEISCHER 1982a, HEINE 2005).

Xenophraseme (FARØ 2003) – *etw in petto haben*, *peu à peu*, *grand old man* – sind zwar eingebürgerte Phraseme mit eigenen Bedeutungen. Doch kann bei ihnen weder von semantischer Transformation noch von Ikonographie gesprochen werden, denn die konstitutiven Komponenten kommen außerhalb des Syntagmas nicht vor. Xenophraseme werden dagegen von der PND erfasst.

Monolexeme in pseudophraseologischer Form, wie z.B. *einen Kater haben*, das von POTONX (2005:351) in einem phraseologischen Kontext erwähnt wird, sind ebenfalls keine Idiome i.e.S. Vielmehr handelt es sich hier um das Einzelwort *Kater*, das oft als Objekt eines *haben*-Satzes vorkommt. Das macht es aber nicht zum phraseologischen Phänomen, weil *Kater* die transformierte Bedeutung allein trägt, vgl. z.B:

(3.) Verantwortlich für den **Kater** sind die „Fuselalkohole“ (www.quarks.de),

weshalb die Form *einen Kater haben* als ein aktualisiertes Beispiel betrachtet werden muss. Implizite syntaktische Angaben eines Monolexems sind extraphraseologische Elemente, auch wenn sie gelegentlich expliziert werden. SCHEMANN (1993) enthält viele Beispiele dieser Art, die m.E. den phraseologischen Rahmen sprengen. Und **Idiome i.e.S.** sind sie natürlich schon gar nicht. Das Gleiche gilt für *jm einen Bärendienst erweisen*, das nicht semantisch transformiert ist. Denn *Bärendienst* trägt selbst den semantischen Kern und kommt häufig auch außerhalb des Phraseologismus vor⁹⁰.

⁸⁹ Deren Vorschlag (328), lexikographische Anwendungsbeispiele dazuzurechnen ist m.E. problematisch.

⁹⁰ LDaF schreibt bei *Bärendienst* zwar „nur in *jm einen Bärendienst erweisen/leisten*“. Jedoch zeigen Korpusstudien, dass die Komponente häufig durchaus allein vorkommt, z.B.: „Experten kritisieren Verhalten gegenüber Liberty als „Bärendienst für Verbraucher““ (www.urheberrecht.org).

Es ist klar, dass semantische Transformation allein nicht ausreicht, um einen Phraseologismus als ein Idiom i.e.S. zu bezeichnen. Somit ist *fix und fertig* zwar semantisch transformiert (*fix* und *fertig* sind beide extraphraseologisch in Gebrauch); weil der Phraseologismus aber nicht ikonographisch ist, ist es auch kein Idiom i.e.S.

7.12. Teilzusammenfassung

Da sich diese Arbeit mit einem ziemlich engen Ausschnitt der Phraseologie befasst, wurde darauf Wert gelegt, diesen so präzise wie möglich zu definieren. Es handelt sich um eine Idiomkonzeption, die auch funktionalistisch begründet ist, nämlich aus den spezifischen Bedürfnissen der interlingualen Linguistik heraus. Es ist eine formal-semantische Definition, die die besondere lexikalische Klasse der Idiome anhand eines Inventars von obligatorischen Merkmalen positiv bestimmt. Die Idiomatik i.e.S. wird dabei als eine Subkategorie der Phraseologie i.e.S. identifiziert, was in der Forschung nicht ganz neu ist. Jedoch wurde der Schritt hier zum ersten Mal weitgehend formalisiert. Ein großer Vorteil an dieser Idiomkonzeption ist, dass sie einen Ausschnitt der Idiome erfasst, der von vielen Forschern und Laien gleichermaßen intuitiv als „prototypische“ Phraseologismen betrachtet wird (7.9.). Dies zeigt sich auch darin, dass gerade Idiome i.e.S. immer wieder als Beispiele für „Phraseologie“ i.e.S. gewählt werden (7.4.), und zwar trotz der Tatsache, dass „idiomatisch“ bzw. „phraseologisch“ von denselben Autoren hauptsächlich negativ definiert wird. Dies zeigt, dass in der Forschung ein Bedarf nach einer präziseren Subkategorie besteht.

Wenn im Folgenden also die Begriffe „Phrasem“ und „Idiom“ verwendet werden, so ist — falls keine andere Einschränkung vorgenommen wird — immer ‚Phrasem i.w.S.‘ bzw. ‚Idiom i.e.S.‘ gemeint. Phraseme i.e.S. spielen in dieser Arbeit eine geringe Rolle. Dies heißt jedoch nicht, dass ich den Begriff generell für unbrauchbar halte: Z.B. ist er für die Lexikographie relevant, die nicht-kompositionelle und damit semantisch und strukturell nicht-vorhersagbare und z.T. schwer dekodierbare Mehrworteinheiten kodifiziert (vgl. DDO). Wenn sich die Arbeit somit nur mit Idiom i.e.S. beschäftigt, impliziert dies, dass u.a. folgende Phraseologie-bezogene Phänomene kein Teil des Untersuchungsobjekts sind:

- (a) Phraseologismen mit Unikalia, (b) geflügelte Worte i.A., (c) Komposita, (d) Distanzkomposita, (e) Phraseotermine, (f) Phraseonyme, (g) Valenzphänomene, (h) unfeste Präfixverben, (i) Metaphern i.A., (j) Xenophraseme, (k) Kollokationen, (l) Funktionsverbgefüge, (m) Monolexeme in pseudophraseologischer Form, (n) Parömien, (o) Sentenzen, (p) Routineformeln i.A., (q) Präpositionalselektion von Verben, (r) Reflexiva, (s) Phraseschablonen

Das sind sie in vielen anderen Arbeiten *in der Praxis* zwar auch nicht, dies spiegelt sich in ihrer Idiomdefinition aber nicht wider, die stattdessen generell mit der PND identisch ist. Ich habe einen Vorschlag dargelegt, wie man die spezifische Kategorie *Idiome i.e.S.* treffen kann, und zwar ohne zugleich eine Menge anderer phraseologischer Kategorien zu erfassen, die in diesem Zusammenhang nicht interessieren. Wenn man diese Kategorien in eine Merkmalmatrix einbaut, sieht das Ergebnis folgendermaßen aus:

Merkmal	non- enzyklopädisch	graphisch disjunktes Polylexem	Ikonographie	semantische Transformation
Kategorie				
Idiome i.e.S.				
[ORT] <i>tanzte der Bär</i>	+	+	+	+
(echte) Phraseonyme	—	+	(+)	(+)

<i>Brandenburger Tor</i>				
Phraseme i.e.S. (ohne Idiome) <i>fix und fertig sein</i>	+	+	–	+
Xenophraseme <i>last, not least</i>	+	+	–	–
Kollokationen <i>das Fahrrad schieben</i>	+/-	+	+/-	–
Phraseotermi <i>schweres Wasser</i>	–	+	(+)	(+)
Phraseme mit Unikalia <i>in Bausch und Bogen</i>	+	+	(–)	–
Komposita <i>Haarspalter</i>	+	–	+	+/-
Funktionsverbalgefüge <i>etw in Gang setzen</i>	+	+	–	(–)
Metaphern i.A. <i>mit Feuer und Pfeffer spielen</i>	+	–	+	+
Routineformeln i.A. <i>auf Wiedersehen!</i>	?	(+)	(–)	(–)
geflügelte Worte i.A. <i>keine Experimente!</i>	(–)	(+)	+/-	+/-
Distanzkomposita <i>weder...noch</i>	+	+	(–)	(–)
(unechte) Reflexiva <i>sich erinnern an</i>	+	(+)	–	–
Präpositionalselektion <i>handeln von</i>	+	(+)	–	–
Parömien <i>was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß</i>	+	(+)	(+)	(+)
Phraseoschablonen [PERS.PRON.] und [ADJ/INF][?], z.B. <i>er und arbeiten?</i>	+	(+)	–	–
unfeste Präfixverben <i>anfangen – fängt an</i>	+	(+)	–	–
Sentenzen <i>husk at leve mens du gør det, husk at elske mens du tør det</i>	+	(–)	(–)	(–)
Monolexeme in pseudo-phraselogischer Form <i>einen Kater haben</i>	+	–	–	–
Valenz <i>ähnlich + [DAT.OBJ.]</i>	+	–	–	–

Fig. 4: Übersicht über Kategorien, die von der Idiomdefinition dieser Arbeit ausgeschlossen werden (Idiome i.e.S.)

8. Zeichentheoretischer Rahmen

8.1. Einleitung

Der Titel dieser Arbeit enthält zwei Begriffe, die für die interlinguale Untersuchung von Idiomen eine wichtige theoretische Rolle spielen sollen, nämlich *Ikonizität* und *Arbitrarität*. Sie gehören zu den Hauptbegriffen, wenn es darum geht, einen theoretischen Rahmen für das Verständnis von Idiomäquivalenz zu entwickeln. Damit bewegt sie sich auf eine spezifisch semiotische Fragestellung zu, die in der interlingualen Idiomatik bisher eine erstaunlich geringe Rolle spielt (s.a. SIALM 1987). Erstaunlich, weil sich Idiomatik als interlinguales Problem wohl erst auf dem Hintergrund semiotischer Beschreibungsmodelle adäquat verstehen lässt. Nicht nur sollte „semantics [be set] within the general framework of semiotics“ (LYONS 1977:xi), sondern die ganze Lexikologie sollte dort situiert sein, weil sämtliche Beziehungen von Ausdrucks- und Inhaltsebene theoretisch reflektiert werden sollten. Dabei sind mehrere Kernbegriffe der Semiotik um der vorliegenden Fragestellung willen wesentlich zu präzisieren. Ich vermute, dass nicht nur die interlinguale Idiomatik, sondern auch andere Bereiche der interlingualen Lexikologie, ja die Semiotik selbst von einem solchen Zugang profitieren können.

8.2. Idiome als Zeichen

Die Diskussion über die Zeichennatur der Sprache ist keineswegs abgeschlossen (DUGRA:502). Nach MORRIS (1946:3) besteht große Uneinigkeit darüber, wann etwas ein Zeichen ist. Es wurde sogar dafür argumentiert, dass „Zeichen“ ein wissenschaftlich unbrauchbarer Begriff sei (SCRUTON 1980). Für ECO (1984:26) ist das linguistische Zeichen „an embarrassing notion“, den es zu eliminieren gilt. Diesen Skeptizismus teile ich nicht: Sprachelemente als Zeichen zu betrachten, die eine Ausdrucks- und eine Inhaltsseite haben (COSERIU 1978:196), ist eine fruchtbare Einsicht der Sprachwissenschaft. Der Vorteil an dieser Sicht wird in den folgenden Kapiteln gezeigt.

Nach ECO (1977:34) scheint es sinnvoll anzunehmen, dass es sowohl einfache als auch komplexe Zeichen gibt (vgl. SHAMYAN 1987:4, HJELMSLEV 1943), die ihrerseits aus einfachen Zeichen zusammengesetzt sind. Für ASKEDAL (1993:13) ist die

„Annahme komplexer Sprachzeichen[...] im Rahmen eines bilateralen Zeichenverständnisses aus semantischen Gründen geradezu notwendig: Einzelne Wörter und Wortvorkommen nehmen an syntagmatischen Verbindungen teil, ohne daß ihnen eigenständige Bedeutung und Referenzfähigkeit zugesprochen werden könnten“ (vgl. MARTINET 1963:28, WERSIG 1980:264)

Zu den komplexen Zeichen gehören auch Idiome, denn sie sind „sekundär entstandene Zeichenkomplexe“ (BURGER et al. 1982:290). Nach VALENTIN (1999:21) gibt es „keinen Grund, Phraseme nicht wie andere Zeichen zu behandeln“. Als Beispiel einer gängigen Zeichendefinition kann diese dienen:

„Etwas[...], das auf mehr verweist als bloß auf sich selbst und daher eine Form (Ausdruck) und eine Bedeutung (Inhalt)[...] hat“ (GLÜCK 2000:702f.)

Als Definition für unsere Zwecke reicht sie aber nicht, denn:

„Zeichen sind Bestandteile von Kodes und konventionell zumindest i.S. der (zwischen Sender und Empfänger) wechselseitig unterstellten Erkennbarkeit des intentional Gemeinten“ (ebd.)

Wenn man daran festhält, dass Zeichen im engeren linguistischen Sinn (1) einen Ausdruck und (2) einen Inhalt haben, und (3) Bestandteile von Sprachkodes sind, muss die Folge sein, dass auch Idiome von dieser Kategorie umfasst werden. Denn ein Idiom wie *jn übers Ohr hauen* erfüllt ebenfalls die genannten Kriterien:

- 1) **Ausdruck**⁹¹ (hier graphematisch): <jn übers Ohr hauen>
- 2) (Tentativer, 10.4.3.1.1.) **Inhalt**: ‚jn betrügen‘
- 3) **Kodezugehörigkeit**: Teil der Lexik des Deutschen; als Zeichen muss es relativ zu diesem Kode gesehen werden

Somit lässt sich z.B. anhand von *Google*-Recherchen der systematische Zeichencharakter von *jn übers Ohr hauen* nachweisen; hier nur ein Beispiel unter vielen möglichen:

(4.) die Waage des Metzgermeisters muss beispielsweise geeicht sein, um zu verhindern, dass er die Konsumenten **übers Ohr haut** (www.quality.de)

Offenbar kann *übers Ohr hauen* systematisch durch *betrügen* substituiert (3.4.) werden. Idiome gehören also zum Zeicheninventar (BURKHARDT 1998:222), wie auch LUTZEIER (2002:34) feststellt:

„Phraseologismen verhalten sich auf der Inhaltsseite mehr oder weniger wie Wörter, d.h. ihr Inhalt muss als eine globale Einheit erfasst werden“

In dieser Arbeit wird ein eng gefasster Zeichenbegriff verwendet; dadurch unterscheidet er sich von eher philosophischen (vgl. SEBEOK 1979:6) Auffassungen eines Peirce oder Ecos, die mit Begriffen wie „Pansemiotismus“ (NÖTH 2000:133) andere, allgemein geisteswissenschaftliche Ziele verfolgen. Hier geht es um linguistische Zeichen⁹², was nicht gleichgesetzt werden darf mit Zeichen, die einfach in einer Sprache geäußert werden, sondern die als Zeichen *relativ zum Kode* dieser Sprache verstanden werden sollten. Ich setze mich also bewusst von ECO (1984:1) ab:

„the concept of sign must be disentangled from its trivial identification with the idea of coded equivalence and identity; the semiotic process of interpretation is present at the very core of the concept of sign“

Denn beim Zeichentyp Idiom geht es ja um *Verstehen*, nicht um *Interpretieren* (vgl. 3.6.; FEILKE 1996:20). HJELMSLEV (1943) hat diesen Unterschied durch die Begriffe „spezifische“ und „allgemeine“ Semiotik hervorgehoben, von denen die erstere regelbasiert ist (vgl. 3.4.).

8.3. Zur Semiotik von Idiomen – Ausdruck und Inhalt

Idiome werden als „Zeichen sekundärer Nomination“ beschrieben (ČERNYSEVA 1984:17; WOTJAK 1992a:150). Sie bestehen als komplexe Zeichen aus einer Reihe autosemantischer Zeichen zweiter Ordnung, die sich kompositionell als sekundäre Zeichen interpretieren lassen. Nicht nur Idiome haben eine solche Struktur, jedoch ist die Zeichenhaftigkeit von Idiomen zumindest im Deutschen unauffälliger⁹³ als etwa bei

⁹¹ Eine Präzisierung dieses Begriffs wird in 8.3. vorgenommen.

⁹² Zu Sprachwissenschaft und Semiotik s. PETERS (2003).

⁹³ Idiome haben – abgesehen von Fällen von Anomalie (FLEISCHER 1982, BURGER 2003:31f.) – grundsätzlich keine formalen Markierungen, sondern sie nutzen die üblichen Konstruktionsmöglichkeiten der Sprache aus (FROMKIN/RODMAN 1998:189, JAKOBSEN 2005c:150).

Komposita (für eine Problematisierung: DONALIES 2003), die schon an ihrer Graphie – sie sind univerbiert (FLEISCHER 1982a:192) – als Zeichen erkennbar sind. Ein Idiom ist in seiner Ausdrucksseite an sich keineswegs als phraseologisch erkennbar (SIALM 1987:44). Diese *Unauffälligkeit* des idiomatischen Makrozeichens ist eine semiotische Grundbedingung und macht es potenziell zum kommunikativen Problem, weil damit kode-abweichende De- und Enkodierung durch nicht-kompetente Sprecher⁹⁴ wahrscheinlicher ist als bei Univerba. Nicht nur ist ihre Zeichenhaftigkeit unauffälliger. Ihre disjunkte Polylexikalität⁹⁵ ermöglicht darüber hinaus eine Reihe nicht-lexikalischer und von nicht-kompetenten Sprechern prinzipiell unvorhersagbarer, aber trotzdem zeichen- und systemkonformer Manipulationen⁹⁶ (vgl. 9.3), die in der Forschungsliteratur unter dem Begriff „Modifikation“ bekannt sind (KOLLER 1977, SOLANO 2005, BASS 2006, vgl.a. FARØ in Arbeit, a). Diese dem Idiom inhärenten Eigenschaften berechtigen dazu, es als ein Zeichen besonderer Art aufzufassen. Ob dieser formal-semiotische Sonderstatus mit einem *funktionalen* Sonderstatus korrespondiert, ist eine Frage, die noch zu beantworten ist (9.11.).

Nach NÖTH (2002:13) besteht in der Regel kein Zweifel daran, ob etwas ein Sprachzeichen ist. Dies trifft sicherlich zu, wenn von *native speakers* die Rede ist. Wegen der besonderen semiotischen Bedingungen der Idiome ist aber möglich, dass dies zumindest in interlingualen und anderen kritischen kommunikativen Situationen (KK) nicht mit dem gleichen Nachdruck behauptet werden kann, nämlich aus der Sicht des „Idiom-Ignoranten“. Es ist also zu erwarten, dass die Unterscheidung zwischen normalen Sätzen als *produzierten* Größen und Idiomen als *reproduzierten* Einheiten von nicht-kompetenten Sprechern/Hörern nicht konsequent aufrechterhalten wird.

Das Zeichen ist nach Saussure bilateral (vgl.a. BURKHARDT 1998:216ff.). Wenn in der Semiotik von dieser Bilateralität als „Ausdruck und „Inhalt“ gesprochen wird, ist in aller Regel die Ausdrucksseite als rein phonologische oder graphematische Entität gemeint (vgl. DOBROVOL'SKIJ 1999). Diese Sicht ist natürlich auch bei Idiomen möglich, jedoch ist sie hier kaum der nahe liegendste Zugang. Stattdessen bietet sich bei Idiomen als Zeichen sekundärer⁹⁷ Nomination an, unter „Ausdruck“ ihre *unmittelbaren Komponenten* zu verstehen (ihre Komposition, 10.4.3.12.) (s. KROHN 1994, vgl.a. SCHIEWE 2002:195f., SIALM 1987:19). Diese soll im Folgenden auch gemeint sein, wenn von der „Substanz“⁹⁸ des Idioms die Rede ist. Somit hat *⁊n übers Ohr hauen* sowohl einen Inhalt: \approx ‚jn betrügen‘ als auch einen Ausdruck: $\langle JN + \overset{\circ}{u}bers + Ohr + hauen \rangle$, der in diesem Zusammenhang zunächst als eine rein formale Entität betrachtet werden soll, nämlich als Zeichenträger, *signifiant*. Dass die Komponenten auch andere Funktionen im Zeichensystem haben, als Träger dieses Idiomzeichens zu sein, soll zunächst bloß zur Kenntnis genommen werden. Ebenso soll beim *Inhalt* des

⁹⁴ Z.B. foreign speakers, Kinder oder andere potenzielle „Idiom-Ignoranten“ (vgl. DOBROVOL'SKIJ 1999a).

⁹⁵ „Die Form eines phraseologischen Elements präsentiert sich unweigerlich als mehrelementige Kette“ (LUTZEIER 1996:124).

⁹⁶ Der Satz „der Hans [Eichel], das ist die erste sprechende Leberwurst des Deutschen Bundestages“ (FAZ 31.03.04:40) macht nur als manipuliertes Idiom Sinn: Seine Bedeutung erhält er erst durch das polylexikalische Zeichen *die gekränkte Leberwurst spielen* („schmollen“ u.ä.) sowie durch die Kenntnis der Technik der Ellipse.

⁹⁷ „Sekundär“ ist perspektivisch: Diachron ist das neue Makrozeichen sekundär im Vergleich zu seinen Komponenten, synchron sind die Komponenten sekundär im Vergleich zum Gesamtzeichen.

⁹⁸ Unter „Substanz“ wird in der Linguistik traditionell ein Medium verstanden, das nicht die Natur der Entität determiniert, die sie trägt (LYONS 1968:56).

Idiomzeichens nicht nur die Semantik desselben verstanden werden, sondern *all das, was nicht im Ausdruck zu verorten ist*, d.h. eine große Menge an Informationen, darunter *pragmatische, stilistische und selektionelle* Beschränkungen (vgl. LINKE et al. 1996:31 und 10.4.). Dagegen ist es m.E. inadäquat, bei Idiomem von einer „Doppelsemantik“ auszugehen, wie bei DOBROVOL'SKIJ (1995:40) und JAKOBSEN (2005c). Der scheinbare zweite Inhalt ist nämlich ein Teil der *Ausdrucksseite*.

8.4. Retrospektive und prospektive Zeichenanalyse

Zeichenanalysen sind für gewöhnlich *adirektional*. D.h. es wird, wie etwa in einem Kerntext wie dem *Cours*, bloß festgestellt, dass zwischen signifiant und signifié keine „rapport interne“ besteht (SAUSSURE 1916a). Das ist vielleicht nicht präzise genug formuliert und setzt sich potenziell Kritik aus (8.6.). Denn es ist klar, dass in vielen Fällen doch für *irgendeine* Verbindung zwischen dem Signifikanten und seinem Signifikat argumentiert werden kann. Ich möchte deshalb eine terminologische Präzisierungsmöglichkeit einführen, die der besseren Verständlichkeit u.a. des Arbitraritätsbegriffes dienen könnte. Die *adirektionale* Zeichenanalyse soll damit von einer *direktionalen* ersetzt werden. Zu diesem Zweck werden zwei Hilfsbegriffe in die Diskussion eingeführt, die gleichzeitig zwei grundverschiedene Betrachtungsweisen des sprachlichen Zeichens repräsentieren. Ich nenne sie „Retro-“ und „Prospektivität“⁹⁹.

Analog der Betrachtungsweise „*semasiologisch*“ vs. „*onomasiologisch*“ (vgl. COSERIU 1981:187, DUGRA:521ff.) kann das sprachliche Zeichen unter dem Aspekt der Retro- bzw. Prospektivität betrachtet werden. Im Gegensatz zu jener Dichotomie, die sich auf *intersemiotische* Probleme bezieht, z.B. die Zuordnung von Zeichen und Gegenstand bzw. Klassen von Gegenständen oder L1-Zeicheninhalt und L2-Zeichenausdruck (SCHIPPAN 1987:28ff.), handelt es sich bei der letzteren um hermeneutische Begriffe, und zwar solche, die mit der Beziehung von Zeicheninhalt und -ausdruck eines Zeichens zu tun haben. D.h. *intrasemiotische* Fragestellungen mit spezifischem Bezug auf das konkrete Ausdrucksmaterial. Somit interessiert sich eine retrospektive Herangehensweise für den Zusammenhang zwischen der Bedeutung¹⁰⁰ des Gesamtzeichens und seinen Komponenten, während die Analyserichtung bei einem prospektiven Zugang umgekehrt ist: In diesem Fall wird aus den formalen Komponenten des Zeichens heraus versucht, eine Verbindung zum Inhalt des Zeichens herzustellen. D.h. also:

a) **retrospektive Zeichenanalyse:** Zeichenbedeutung → Komponenten

b) **prospektive Zeichenanalyse:** Komponenten → Zeichenbedeutung

Ein Beispiel für eine retrospektive Idiomanalyse wäre der Versuch, den Zusammenhang zwischen der konventionalisierten Bedeutung von *die Hand ins Feuer legen* (u.a. ‚einer Sache vollkommen gewiss sein‘, DUW) und dem Ausdruck synchron zu motivieren, etwa durch die Erklärung, wer bereit sei, für etwas die Hand ins Feuer zu legen, ist seiner Sache sehr gewiss. „Retrospektive Zeichenanalyse“ umfasst auch Versuche

⁹⁹ Vgl. REISS (1981:313) für eine andere Verwendung dieses Begriffspaares.

¹⁰⁰ Oder besser: dessen Gebrauchsregeln.

historischer Motivation (vgl. KOLLER 1977:20, GRÉCIANO 2002b)¹⁰¹, was als Teilkomponente der Etymologie angesehen werden kann¹⁰². Ein Beispiel für historische Motivation ist die Erklärung unseres Idioms im DUW:

(bezogen auf die ma. Feuerurteile, bei denen der Angeklagte, um seine Unschuld zu beweisen, seine Hand ins Feuer halten musste u. als unschuldig galt, wenn er keine Verbrennungen erlitt)

Ich fasse also alle genuine Gebrauchsweisen des Wortes „Motivierung“ als Zeichenanalysen auf, die *retrospektiv* sind, d.h. die die Zeichenkomposition anhand der Bedeutung logisch nachzuvollziehen versucht. Retrospektive Analysen gehören somit der Ebene der Sprachreflexion an, d.h. einer linguistischen Metaebene, weil das Zeichen und seine Bedeutung hier bereits etablierte Größen sind (vgl. NÄNNY/FISCHER 1999:XXV, KOLLER 1977:18, LINKE et al. 1996:22).

Umgekehrt bei der *prospektiven* Herangehensweise, die normalerweise im Rahmen einer Kommunikationssituation stattfindet: Semiotische Prospektion bei Phrasemen besteht typisch darin, dass jemand ein Syntagma hört oder liest, wobei der Verdacht aufkommt, dass es sich vermutlich um ein Gesamtzeichen mit einheitlicher Nomination handelt, z.B. aufgrund der scheinbar semantischen Inkohärenz im Satz oder im Text (vgl. 11.9.1.). Diesen Verdacht verfolgend, stellt der Rezipient sich, bezogen auf den spezifischen Ausdruck (im semiotischen Sinn) die Frage, welche Bedeutung diese Form in der jeweiligen Sprache haben könnte.

Wichtig zu betonen ist, dass es sich bei den Begriffen „retrospektiv“ und „prospektiv“ keineswegs unbedingt um Chronologisches handelt. Vielmehr zielt das Begriffspaar zunächst auf die Relation Zeichenausdruck und -inhalt ab und interessiert sich für die motivationalen bzw. kompositionellen Beziehungen zwischen diesen beiden Größen.

8.5. Motivation, Ikonizität und Arbitrarität

8.5.1. Einführung

Im Folgenden sollen die semiotischen Begriffe *Motiviertheit*, *Ikonizität* und *Arbitrarität* diskutiert werden, über die BALLY (1932:127) äußerte:

„L’opposition entre signes arbitraires et signes motivés est une de celles qui jouent le plus grand rôles dans la théorie des systèmes linguistiques“

In der Regel wird das Verhältnis von Arbitrarität und Motivation/Ikonizität wie folgt aufgefasst:

Signs can generally be classified as iconic or arbitrary. *Iconic* signs are those whose forms mirror their meanings in some respect; signs with no natural analogical correspondences between their form and their meanings are called *arbitrary* (CRUSE 2000:7)

Auch ASKEDAL (1993:14) formuliert den Gegensatz „symbolische Arbitrarität bzw. ikonische Nichtarbitrarität“. GARDT (1999:293) spricht von der „Dichotomie von Arbitrarität und Motiviertheit“, und LEWANDOWSKI (1990:82) definiert Arbitrarität geradezu als „Nicht-motiviertheit und Nicht-Ikonizität“ (s.a. HOCKETT 1958, SEPPÄNEN 1992:68, UNGERER 2002:372). Entweder ist ein Zeichen also arbiträr,

¹⁰¹ SEILER (1922) und RÖHRIG (1973) gehören zu den wichtigsten Quellen historischer Motivation deutscher Idiome.

¹⁰² Traditionell gehören auch Entlehnungsverhältnisse und Sprachformen relativ zu Sprachstadien dazu (z.B. in KLUGE 1989, s.a. SEEBOLD 1981, SCHIPPAN 1987:37ff.).

oder es ist ikonisch-motiviert – so zumindest diese Interpretation, die nach LYONS (1977:71) ein „narrow sense“ von Arbitrarität ist. Es ist klar, dass ein Zugang, nach dem „Arbitrarität“ als ‚Unmotiviertheit‘ (SCHÖNE 2000:52) verstanden wird, notwendigerweise zur Folge hat, dass es sich bei den beiden Begriffen „Arbitrarität“ und „Ikonizität“ um ein echtes Gegensatzpaar handelt, oder anders ausgedrückt: um ein Komplementaritätsverhältnis (vgl. HUTTON 1989:63). Dies scheint nicht nur in der Linguistik die allgemeine Vorstellung zu sein, sondern auch in der Phraseologieforschung¹⁰³. Die Begriffsgeschichte dieses Problems, das zu den ältesten der Sprachphilosophie gehört, fängt spätestens mit Demokrit an und wird u.a. von den Sophisten, im Kratylus-Dialog Platons (vgl. KELLER 1995), von Aristoteles, Augustin (vgl. RUEF 1981), den Scholastikern, William von Ockham, Hobbes, Schottel, LOCKE (1690), Leibniz (vgl. GENSINI 1995), Kant (vgl. MAURO 1982:47), PEIRCE (1960), WHITNEY (1876:16ff.), und SAUSSURE (1916a, b, c) geprägt. Für eine historische Übersicht s. COSERIU (1968) und ROLLIN (1976); vgl.a. KELLER (1995) und ROBINS (1975:16f.).

Auch im 20. und 21. Jh. wurde das Problem der Arbitrarität vs. Motiviertheit/Ikonizität von Sprachzeichen diskutiert, und nicht zuletzt der letztere Begriff steht seit mindestens einem Jahrzehnt im verstärkten Interesse der Forschung (8.6.4.). Auf Grund der Menge an Forschungsliteratur kann die Diskussion hier nicht in ihrer historischen Breite dargestellt werden. Die Diskussion der folgenden Kapitel hat vor allem das Ziel, die beiden Begriffe zu klären, die für die Problemstellung dieser Arbeit hochrelevant sind. Dabei wird zunächst der Begriff „Arbitrarität“ introduziert (8.5.2.), danach wird ein Paradigma der Sprachwissenschaft diskutiert, das hier als die „Ikonische Wende“ identifiziert wird (8.6.4.), die sich als eine Gegenbewegung zur tradierten Arbitraritätsthese versteht. Später (8.9.) wird eine alternative, elaboriertere Konzeption der Dichotomie von Arbitrarität vs. Motivation/Ikonizität entwickelt, die dem hier vertretenen Zugang zur Linguistik dienlich sein soll.

8.5.2. Arbitrarität (I)

Die essentiell arbiträre Natur des sprachlichen Zeichens (FORTESCUE 2005:135) wird generell als ein Dogma der Linguistik gesehen. Obwohl Saussure den Begriff der sprachlichen Arbitrarität des Zeichens nicht erfunden hat – z.B. hat schon LOCKE (1690/3:5,8) einen ähnlichen Gedanken geäußert¹⁰⁴, während SAUSSURE (1916c:89) sich explizit auf WHITNEY (1876:16) bezieht¹⁰⁵ –, wird Saussure generell als deren prominentester Vertreter aufgefasst. Bekanntlich gilt er u.a. deswegen als der Begründer der modernen Linguistik (BUGARSKI 1975:10). KOERNER (1975:703) meint:

“Although none of his followers[...] can be said to have been totally successful in elaborating Saussures proposals, his influence on modern linguistic thought has been tremendous”

¹⁰³ Dieser Eindruck wurde auf der Konferenz in Louvain-La-Neuve 2005 bestätigt (COSME et al. 2005).

¹⁰⁴ „Infolge längerer und alltäglicher Übung rufen die Wörter[...] so regelmäßig[...] bestimmte Ideen wach, daß [die Menschen] nur zu gern einen natürlichen Zusammenhang zwischen beiden voraussetzen. Daß die Wörter jedoch nur die besonderen Ideen der einzelnen bezeichnen, und zwar auf Grund einer durchaus willkürlichen Verknüpfung, ergibt sich daraus, daß sie oft bei anderen[...] tatsächlich nicht die Ideen wachrufen, als deren Zeichen sie bei uns gelten“ (ebd.).

¹⁰⁵ Vgl.a. MADVIG (1881:346f.).

Es macht deshalb Sinn, die Diskussion zunächst bei Saussure¹⁰⁶ anzufangen. Der „erste Grundsatz“ der „Natur des sprachlichen Zeichens“ ist nach SAUSSURE (1916c:79) die „Beliebigkeit des Zeichens“. Es handelt sich um einen Grundsatz, der „die ganze Wissenschaft von der Sprache“ beherrscht, und „die Folgerungen daraus sind unzählig“ (ebd.). Was heißt nun überhaupt, dass das Zeichen „arbiträr“ ist? Im Folgenden werden ein paar eher problematische Interpretationsmöglichkeiten dargestellt. Später werde ich eine alternative Sicht auf die Diskussion entwickeln (8.8.).

8.5.2.1. Arbitrarität als Willkür/Zufall/Idiosynkrasie

Betrachten wir zunächst einen Wörterbucheintrag:

arbiträr: (bildungsspr.) dem Ermessen überlassen, beliebig; nach Ermessen, willkürlich (DUW)

Die allgemeine Bedeutung von „arbiträr“ scheint zu sein, dass etwas den subjektiven Vorstellungen einer oder mehrerer Personen entspricht. Es ist für gewöhnlich das, was man hinter „willkürlich“ und „Ermessen“ zu verstehen hat. Man kann diese Lesart *subjektive* Arbitrarität nennen. Dass es sich beim linguistischen Arbitraritätsbegriff kaum um subjektive Arbitrarität handeln kann, ist in der Diskussion nicht immer deutlich, vgl. den folgenden (sprachwissenschaftlichen) Lexikoneintrag:

Arbitrarität, auch „[...] Willkürlichkeit“: lat. *arbitrium*: ‘willkürlich’; auf F. de. Saussure zurückgehender Bez. für die Beliebigkeit des sprachlichen Zeichens (GLÜCK 2000:52)

Zwar wird später präzisiert, was genauer unter „willkürlich“ und „Beliebigkeit“ zu verstehen ist, doch diese Wörter liefern an sich keine adäquate Idee vom Gehalt des Begriffes (CONRAD 1985:107). Es dürfte klar sein, dass eine Auffassung vom sprachlichen Zeichen als „beliebig“ im gemeinsprachlichen Sinn problematisch ist. Selbstverständlich können Sprachzeichen nicht „willkürlich“ sein im Sinne, dass man sie „nach eigenem Ermessen“ auslegt, denn dann wären sie keine sozialen Zeichen mehr. „Beliebig“ sind Sprachzeichen also nicht, zumindest nicht synchron-ontogenetisch. Benvenistes¹⁰⁷ und JAKOBSONs (1974a) Kritik am Arbitraritätsbegriff, die genau hier ansetzt, rennt aber sozusagen offene Türen ein, da SAUSSURE (1916c:80) diese Auslegung vorsichtshalber selbst zurückgewiesen hat (vgl. HOLDCROFT 1991:53). Wenn dagegen mit „willkürlich“ gemeint ist, dass die Zeichen phylogenetisch beliebig sind, wäre dies im Einklang mit GLÜCK (2000), der arbiträre Zeichen als „willkürlich geschaffen“ beschreibt. Sie können aber nicht beliebig *interpretiert* werden. „Arbitrarität“ als *linguistischer* Begriff lässt sich also nicht ohne weiteres mit „beliebig“ paraphrasieren, sondern der Begriff ist offenbar komplexer (vgl. NÖTH 2000:338, LYONS 1977:101).

8.5.2.2. Arbitrarität „als Nicht-Motiviertheit“

In der deutschen Übersetzung vom *Cours* argumentiert SAUSSURE (1916c), dass „die Beliebigkeit des Zeichens“ heißt, dass es „unmotiviert“ ist (80). Vgl. HAIMAN (2000:281):

„The fundamental principle of semiotics is that signs are symbolic (arbitrary or unmotivated)“

106 Dass Saussure nicht der Herausgeber ist, ändert nichts daran, dass die Rezeption sie mit ihm assoziiert (GARDT 1999). Den kanonisierten Saussure nennt BURKHARDT (1998) den „Basis-Saussure“. Zum „anderen Saussure“ s. FEHR (1997).

107 „... au contraire, il est nécessaire“ (zit.n. SPANG-HANSEN 1954:97f.).

Auch bei LEWANDOWSKI (1990:82) und GLÜCK (2000:52) sind „Nicht-Motiviertheit“ und „Nicht-Ikonizität“ Synonyme für Arbitrarität (vgl.a. LINKE et al. 1996:22). Saussures Beispiele sind das französische *soeur* und *boeuf*, bei denen zwischen Ausdruck und Inhalt keine „rapport interne“ ist. Nun besteht für das Verständnis der Arbitrarität eine weitere Schwierigkeit darin, dass der Status von „Motivation“ und „Ikonizität“ auch nicht ganz klar ist. Diese Begriffe sollen deshalb im Folgenden diskutiert werden.

8.6. „Le signe n’est pas arbitraire“¹⁰⁸

Nach SAUSSURE (1916c:68) bestreitet niemand die Tatsache, dass Sprachzeichen arbiträr sind („most linguists have followed him on this point“, LYONS 1977:100). Diese Feststellungen können aber heute keine Gültigkeit mehr beanspruchen, denn mit den Begriffen *Motivation* und *Ikonizität* wird das Prinzip der generellen Arbitrarität immer mehr in Frage gestellt. Schon für Jakobson (WURZEL 1993:70) ist Motiviertheit ein Teil der „essence of language“, was die Formulierung Saussures von der Arbitrarität als „erster Grundsatz“ geradezu umzukehren scheint. Und nach SIMONE (1995:viii ff.) gilt für die Ikonizität, dass:

“it has become ever more articulate. It has had, to be sure, the quaint destiny of being condemned to a sort of underground life: isolated if not ridiculed throughout its history, viewed as odd[...], it has never received a full citizenship among the fundamentals of linguistic theory”

In diesem Kapitel wird auf diese beiden Begriffe eingegangen, und zwar in expliziter Beziehung zum Arbitraritätsbegriff.

8.6.1. „Motivation“

Spätestens seit Saussure (1916a) ist in der Linguistik vom Begriff „Motivation“ die Rede. Saussure selbst definiert ihn kaum, sondern nennt einige Beispiele (relativ) motivierter Zeichen, die in explizitem Gegensatz zu den arbiträren Zeichen erwähnt werden. Es handelt sich um a) *Onomatopoeitika* (op.cit:69, vgl. FISCHER 1999), b) *Interjektionen* (ebd.) und c) *Komposita* (vgl. DROSTE/FOUGHT 1998:185, FLEISCHER 1982c:11 ff.). SCHIPPAN (1992:167) fasst sprachliche Motivation als den Zusammenhang auf, der zwischen der Auswahl der Benennungsmerkmale und der Bedeutung einer sprachlichen Einheit bestehe. Motivation wird in der Phraseologie und Morphologie häufig mit Begriffen wie „Transparenz“ (ULLMANN 1962) und „Wortdurchsichtigkeit“ (GAUGER 1971) in Verbindung gebracht. BARZ (1982:5) spricht von „semantischer Durchsichtigkeit“ und FILL (1980:15) meint, bei vielen Lexemen seien semantische Teile des Wortes auch morphologisch sichtbar. Das Wort habe sozusagen ein Fenster, durch das die Bausteine dieses Wortes sichtbar werden. Er (23) deutet die Möglichkeit einer „Wortdurchsichtigkeitsuntersuchung“ von Idiomen an. WOLF (2002) geht auf das gleiche Problem ein:

„Ein sprachliches Zeichen ist dann „motiviert“, wenn das „Benennungsmotiv“ erkennbar ist; eine motivierte Wortbildungskonstruktion ist in dem Sinn „durchsichtig“, dass[...] die Inhaltsseite der Wortbildungskonstruktion sich[...] aus der Ausdrucksseite ergibt: Die Bedeutung einer Wortbildung ergibt sich aus der Summe der Bedeutungen der beiden unmittelbaren Konstituenten und aus der semantischen Beziehungen zwischen den Konstituenten“ (op.cit:68)

¹⁰⁸ Roos, zit.n. PUSCH (1984:32).

Und Schröder (zit.n. BARZ 1982:8) meint:

„Wenn sie [= die Beziehungen zwischen den Konstituentenbedeutungen und der Gesamtbedeutung] für den Muttersprachler durchschaubar sind, dann ist ein Wort motiviert“ (vgl. BURGER 2003:66)

KEYSAR/BLY (1999:1562), verwenden dafür den Terminus “transparency”.

Die Idee der Motivation von Sprachzeichen in der Linguistik scheint also generell zu sein, dass irgendein positiver Zusammenhang zwischen Ausdruck und Inhalt besteht. FISCHER/NÄNNY (1999:XV) sagen dazu:

„There seems to be an innate streak in us that makes us somehow feel or believe that there is a direct link between a word or a name (the ‘signifier’) and the object or concept (‘the signified’) it stands for”

BOLINGER (1977:1) geht davon aus, dass für „the man in the street“ ein Zusammenhang zwischen Ausdruck und Inhalt von Sprachzeichen bestehe. SCHIPPAN (1992:167) vertritt die Vorstellung, dass die Zeichenform auf den semantischen Gehalt großen Einfluss hat. Sie spricht von der „Motivationsbedeutung als konstitutive[s] Element der Wortbedeutung“. Vgl. den Titel ihres Absatzes: „Der Einfluß der Motivation auf das semantische Wissen“ sowie dieses Zitat (167f.):

„Motivation ist immer die erkennbare, nachweisbare, formativisch fixierte Art der Aspektbetonung, der Hervorhebung bestimmter Merkmale des Begriffes“

Logischerweise ist (173) deswegen von einer „kommunikativen Bedeutsamkeit der Motivation“ und „Wirkungen von Benennungsmotiven“ die Rede. Dieselbe Idee vertreten RÖMER/MATZKE (2003:112):

„So haben beispielsweise die Lexeme *Streichhölzer* und *Zündhölzer* zwar denselben Sachbezug, sie geben aber unterschiedliche Informationen über diese Gegenstände: Bei *Streichhölzer* wird betont, dass diese Hölzer durch Streichen auf einer rauen Fläche entzündet werden können. Mit der Bezeichnung *Zündhölzer* wird dagegen die Funktion, dass es Hölzer zum Anzünden sind, hervorgehoben“

Über diese Interpretation lässt sich wohl sagen, dass sie, so richtig sie auf den ersten Blick erscheint, eher eine willkürliche Tautologie als eine signifikante Aussage über die Semantik der beiden Komposita darstellt.

DROSTE/FOUGHT (1993:185) gehen ebenfalls auf die Semiotik von Komposita ein. Sie argumentieren wie folgt:

“if *black* means BLACK and *board* means BOARD, the relation between *blackboard* and the object it refers to can no longer be considered unmotivated or arbitrary”

Bemerkenswert ist dabei, dass sie andeuten, dass dies früher anders gesehen wurde. Darauf wird zurückzukommen sein. BELLMANN (1988:7) meint:

„Unter[...] motivierten werden auch solche Ausdrücke zusammengefaßt, die aus einer Anreihung durchsichtiger Formelemente[...] bestehen, also[...] Nicht-Simplizia. Es geht somit um die Wortbildungstypen der Komposition und Derivation. Hinzuzufügen sind die *Phraseologismen* [m.H.],

was nicht überrascht, denn mit den Komposita haben Idiome wegen ihrer Polylexikalität viel gemeinsam (vgl. FLEISCHER 1992, MUNSKE 1993). Dies führt zum nächsten Punkt, nämlich zur Problematik der Motivation von *Idiomen i.e.S.*

8.6.2. Idiome und Motivation

SAUSSURE (1916c) bezieht in seine Diskussion motivierter Zeichen nicht Idiome ein, was kaum verwundert, wenn die damals kaum existierende Phraseologieforschung in Betracht gezogen wird. Für LENZ (2001:258) gelten gerade Idiome wie *jn durch den*

Kakao ziehen als „Phrasen mit unmotivierter Bedeutung“. Diese Auslegung des Motivationsbegriffes scheint der gewöhnlichen Interpretation der Phraseologieforschung in die Quere zu kommen. Erstens ist das Idiom durchaus motivierbar, denn wenn jemand *durch den Kakao gezogen* („verspottet“) wird, ist es kaum ein angenehmes Erlebnis, und manchen wird zudem der Euphemismus für ‚Fäkalien‘ einleuchten (vgl. DU11). Lenz scheint „Motivation“ mit ‚Kompositionalität‘ zu verwechseln. Im Gegensatz dazu stellen denn auch nach BELLMANN (1988:8) Phraseologismen gerade eine extreme Form der Durchsichtigkeit und relativen Motivation dar. Und nach BURGER (2002b:399) meint „Motiviertheit“, dass die Bedeutung eines Phraseologismus aus den Bedeutungen der Komponenten verstehbar ist, wobei sie einen Kontrastbegriff zur Arbitrarität bilde.

BURGER (1973), ČERNYŠEVA (1975), KOLLER (1977:15ff.), GRÉCIANO (1982, 1993), SIALM (1987), DOBROVOL'SKIJ (passim), PALM (1995) und BURGER (2003) gehören zu den Phraseologen, die das Problem Motivation diskutiert haben. Nach ČERNYŠEVA (1975:257) haben Idiome „eine bildlich-motivierte[...] Bedeutungskomponente“. SIALM (1987:38) erläutert das Phänomen ausführlich:

„Motiviert nennt man einen Zeichenkomplex dann, wenn in ihm die Funktion der Komponenten erkennbar ist. Die Motiviertheit eines Zeichenkomplexes ist damit von dessen Bedeutungsfunktion nicht zu trennen. Bei Phraseologismen spricht man üblicherweise von Motiviertheit, wenn man Ableitbarkeit semantischer Relationen bei der Gegenüberstellung der Bedeutungsstruktur der ganzen Wortverbindung und der der Komponenten feststellen kann. In phraseologischen Wortverbindungen sind nicht immer alle Komponenten motivierbar[...]. Jede phraseologische Verbindung weist einen eigenen Grad von Motiviertheit auf“

DOBROVOL'SKIJ (2001), der auf LAKOFF (1987) verweist, dessen Thesen über Motivation und Idiomatik (*spill the beans*) „kein Diskussionsgegenstand mehr“¹⁰⁹ seien (DOBROVOL'SKIJ 2001:90), untersucht die Idiome *auf Schritt und Tritt* und *an allen Ecken und Enden*. Er stellt fest, dass sich *an allen Ecken und Enden* „– ganz im Einklang mit seinen bildlichen Bedeutungskomponenten – nur auf bebaute und bewohnte Räume beziehen kann“, und dass bei *auf Schritt und Tritt* der nicht-triviale imaginäre Beobachter in das Geschehen involviert sei – wie dies das mentale Bild suggeriere. Dobrovol'skij äußert sich hier, von der Motivation der Idiome ausgehend, explizit über mögliche und *unmögliche* Realisierungen derselben. Solche Hypothesen sind falsifizierbar und somit i.e.S. wissenschaftlich (vgl. 4.3.). Ich komme später auf sie zurück. Nach dieser Auffassung hat der Ausdruck also einen direkten Einfluss auf die Bedeutung des Zeichens. Dies gilt andeutungsweise auch für das strukturalistische Argument ČERNYŠEVA's (1984:17):

„Der Umstand, daß Phraseologismen zum Unterschied von Lexemen [sic!] komplizierter strukturiert sind[...], läßt die Frage aufkommen, inwiefern andersstrukturierte Formative die Semantik der komplexen Zeichen beeinflussen[...]: Setzt die dialektische Einheit von Form und Inhalt in diesem Fall voraus, daß andersstrukturierte Formative zwangsläufig eine andersstrukturierte Semantik herbeiführen?“

Ein weiterer Motivationstyp ist *historische* Motivation („Primärmotivation“¹¹⁰, MUNSKE 1993:510f.; vgl. BURGER 2002:400). Zwar ist die Nicht-Transparenz von *in Bausch und Bogen* schwierig abzustreiten, denn was das Phrasem ‚insgesamt, ohne die Einzelteile zu berücksichtigen‘ bedeutet, kann keineswegs aus den Komponenten

¹⁰⁹ Wenn er Recht hat, sind wesentliche Teile der vorliegenden Arbeit irrelevant.

¹¹⁰ Diese Bezeichnung setzt voraus, dass „primär-“, im diachronen Sinn gemeint ist. Synchron ist der Usus die primäre Motivation.

abgelesen werden, schon deswegen, weil *Bausch* im heutigen Deutsch keine bekannte Funktion außerhalb des lexikalisierten Syntagmas hat. Jedoch ist die Funktion dieses Lexems durchaus diachron motivierbar: Es stammt aus der historischen Rechtssprache, in der es die Vermessung von Grundstücken bezeichnete, ohne Rücksicht auf auswärts („Bausch“) oder einwärts („Bogen“) (RÖHRICH 1973). Dagegen ist für MUNSKE (1993:484) *Bahnhof verstehen* „heute schwer motivierbar“. Genetisch sind Idiome aber immer motiviert.

„Motiviertheit/Motivation“ ist also eine Beziehung zwischen Ausdruck und Inhalt des Zeichens, die die Möglichkeit impliziert, den Zeicheninhalt aus dem Zeichenausdruck motivieren zu können (vgl. UNGERER 2002:379). Idiome lassen sich in diesem Sinn häufig motivieren. „Motivation“ scheint dabei ein recht flexibler Begriff zu sein, weil er wenig über die Ontologie derselben aussagt. Soll die Art der Motivation spezifiziert werden, steht u.a. der Begriff „Ikonizität“ zur Verfügung.

8.6.3. Ikonizität

Nach PEIRCE (1960:30) gibt es verschiedene Arten von Repräsentationen. Eine davon besteht in

„those whose relation to their objects is a mere community in some quality, and these representations may be termed *Likenesses*“ (vgl. LYONS 1977:102)¹¹¹

Obwohl Peirce als der Begründer des semiotischen Begriffs *Ikon* gilt (vgl. GREENLE 1973, CALABRESE 1986), soll hier nicht Peirce' Philosophie interessieren (dazu SCHERER 1984, BOUISSAC 1986), sondern nur der usuelle Inhalt des rein sprachwissenschaftlichen Begriffs. Dabei gehe ich davon aus, dass Ikonizität einen Sondertypus von Motivation bildet, d.h. dass Ikone eine *Teilmenge* der „motivierten“ Zeichen bilden.

Ikonizität wird i.A. als „form miming meaning“ aufgefasst (NÄNNY/FISCHER 1999). Bei den beiden Autoren (XXXII) wird Ikonizität denn auch explizit mit „Ähnlichkeit“ gleichgesetzt: „similarity or, as we now call it, iconicity“. Auch bei HUTTON (1989:63) sind „iconic“ und „mimetic“ synonym, und bereits HOCKETT (1958:354) verwendet „iconic“ als „some geometrical resemblance between signal and meaning“ (vgl.a. BRAUNMÜLLER 1982:33, STECHOW/WUNDERLICH 1985:10, LINKE et al. 1996:19, UNGERER 2002).

Onomatopoetika gehören zu den am häufigsten erwähnten Ikonen und bilden nach LUTZEIER (1996:126) den idealen Fall ikonischer Zeichen, vgl. KELLER/LÜDTKE (1997:420). Beispiele sind „vor allem lautnachahmende Ausdrücke wie *kikeriki*[...], die mehr oder weniger gut den Hahnenschrei imitieren“ (ADAMZIK 2001:49, vgl. HAIMAN 2000:282, BARZ 1982:7, CRUSE 2004:7). Nach VOLLI (2002:33) handelt es sich bei ikonischen Zeichen um eine *objektive* Ähnlichkeit oder eine, „die von der das Zeichen gebrauchende Gemeinschaft als solche anerkannt ist“. Die Idealform der Ikonizität ist *Identität* von Form und Inhalt, vgl. FISCHER (1999:124):

„In iconicity in its ideal form the relationship between form and meaning is supposed to be neither arbitrary nor conventional, but determined by the fact that form and meaning are one“.

Viele Autoren setzen Ikonizität und Motivation gleich, vgl. FÓNAGY (1999:7). Deswegen – und wohl auch wegen der heutigen Beliebtheit Peirce' – wird „Ikonizität“

¹¹¹ Wenn LYONS (ebd.) schreibt: „Peirce's term for non-arbitrary signs is icon“, ist dies wohl ein Anachronismus, denn Peirce hat den Begriff „Arbitrarität“ m.W. nicht verwendet.

immer mehr zum „umbrella term“ (ECO 1976), nämlich: = ‚Motivation‘, was auch den Begriff im Titel der vorliegenden Arbeit legitimiert. FROMKIN/RODMAN (1998:7) definieren einfach Ikonizität als eine „non-arbitrary relationship between form and meaning“. Trotzdem behandle ich sie z.T. als einen Spezialterminus.

8.6.3.1. Sind Idiome ikonisch?

Wenn man bedenkt, dass die Phraseologieforschung mehrere Dezennien hinter sich hat und sich seit einigen Jahren in der Linguistik eine Ikonische Wende bemerkbar macht (s.u.), fällt auf, dass die eventuelle Ikonizität von Idiomen kaum thematisiert wurde (vgl.a. UNGERER 2002:374). Der heutige Sprachgebrauch scheint aber dazu zu berechtigen, zumindest i.w.S. von ikonischen Idiomen zu sprechen, wenn Idiome aufgrund ihrer Ikonographie synchron motivierbar sind, wie oben gezeigt wurde. Viele Idiome scheinen semantisch transparent zu sein: Sie spiegeln gewissermaßen ihre Bedeutung ausdrucksseitig wider, auch wenn es durch eine rhetorische Figur wie z.B. Metapher, Metonymie oder Euphemismus geschieht. Einiges spricht also dafür, viele Idiome als ikonische Zeichen zu betrachten, weil zwischen ihrem Ausdruck und ihrem Inhalt eine gewisse Isomorphie identifiziert werden kann.

8.6.4. Eine „ikonische Wende“?

Es findet seit mehreren Jahrzehnten eine massive Kritik am Arbitraritätsbegriff statt (NÖTH 2002). Schon mehrmals wurde gefordert ihn gänzlich abzuschaffen (vgl. NÖTH 2000:339). UNGERER (2002) und CRUSE (2004:11) zufolge hat das Thema der sprachlichen Ikonizität in der neueren Linguistik stärkere Beachtung gefunden, und SIMONE (1995:ix) sieht das Paradigma als „a vital and growing direction of contemporary research“. Schon BRAUNMÜLLER (1982) stellte fest, dass

„weit mehr sprachliche Zeichen ganz oder zum Teil motiviert sind, als es auf den ersten Blick den Anschein hat“

Man kann behaupten, dass sich seit mehr als einem Jahrzehnt eine „ikonische Wende“¹¹² herausgebildet hat, im Sinne einer rapide wachsenden Anzahl von Publikationen, deren wesentliches Ziel ein „struggle against arbitrariness“ ist (SIMONE 1995:ix). Ein weiterer Beleg für das aktuelle Interesse der Linguistik für Ikonizität ist der „wissenschaftliche Schwerpunkt Ikonizität oder Motiviertheit [!]“, der an der Universität Jena im Entstehen ist¹¹³.

Ich möchte diesen Ansatz verallgemeinernd die „Ikonische Schule“ nennen. Die schiere Zahl ikonischer Forschungen scheint zu belegen, dass die Idee der allgemeinen Arbitrarität des Zeichens immer mehr zurückgedrängt wird, denn die Ikonische Schule vertritt eine ausgesprochen anti-arbiträre semiotische Position. Nach HUTTON (1989:72) sitzt

„[t]he notion of arbitrariness[...] uncomfortably in the Western tradition,[...] for the notion of mimesis has been and remains dominant“

Überhaupt haben sich „70 Jahre nach Saussures Vorlesungen die[...] ,Vorstellungen des großen Publikums‘ kaum geändert“ (KLEIN 1986:59). „Das ehrwürdige Dogma“ der

¹¹² Was nicht mit der geschichts- und kulturwissenschaftlichen „iconic turn“ verwechselt werden sollte (vgl. KITTSTEINER 2004 und www.iconic-turn.de).

¹¹³ Persönliche Mitteilung durch Christine Römer (31.08.05).

Arbitrarität (PUSCH 1984:31) wird heute v.a. als ein Begriff benutzt, vom dem man sich absetzt. Der Begriff der Ikonizität spielt also nicht nur in der Tradition eine gewisse Rolle, sondern gerade in der heutigen Sprachwissenschaft, und zwar häufig in expliziter Opposition zu Saussure. Nach FÓNAGY (1999:3) ist

“[i]conicity, far from being a marginal verbal kind of play,[...] a basic principle of live speech, and more generally, of natural languages”

Dass die Ikonizitätsvorstellung aber nicht nur die heutige Forschung dominiert, sondern dass diese auch *intuitiv* den Umgang mit Sprache(n) prägt, gehört zu den Thesen dieser Arbeit (14.2.). Im empirischen Teil wird zu zeigen sein, dass die Idee der Ikonizität auch auf die interlinguale Handhabung von Idiomen großen Einfluss hat.

8.6.5. Bestimmung von „Motivation“ und „Ikonizität“ in Bezug auf Idiomatik

Insgesamt scheint es sinnvoll davon auszugehen, dass „Motivation“ und „Ikonizität“ teilweise synonyme Begriffe darstellen, die mit einem wie auch immer gearteten positiven Zusammenhang zwischen Ausdruck und Inhalt assoziiert werden. Die teilweise Synonymie der Ausdrücke und der Fokus der Linguistik der letzteren Jahre auf die Ikonizität sind gleichzeitig der Grund, warum „Ikonizität“ Eingang in den Titel dieser Arbeit gefunden hat. Dabei wird „Motivation“ hier als ein Oberbegriff aufgefasst, der für verschiedene Interpretationen offen ist (lautlich, kompositionell, metaphorisch, metonymisch etc., vgl. ULLMANN 1962, FILL 1980:14ff.), während *Ikonizität* enger verstanden werden kann, nämlich als strukturelle Isomorphie („Ähnlichkeit“) von Ausdruck und Inhalt, was z.B. Komposition und historische Motivation ausschließt, sicherlich jedoch viele Metaphern berührt. Idiome sind offenbar zum großen Teil „motiviert“ (historisch, kompositionell transparent), ein Teil davon sind zudem ikonisch. Idiome stellen deswegen für die Motivations- und Ikonizitätsforschung ein interessantes Objekt dar.

8.7. Kritik an „Motivation“ und „Ikonizität“

Der Begriff „Motivation“ wurde in der Literatur mehrmals kritisiert und relativiert, z.B. 1977 von HÄUSERMANN (22). HESSKY (1987:75) spricht vom vagen Kriterium der synchronischen¹¹⁴ Motiviertheit. Wann etwas als hinreichend motiviert zu gelten hat, ist eine offene Frage: Prinzipiell hängt es von der subjektiven Toleranz ab (vgl. NÖTH 2000:195). BELLMANN (1988:3) ist ähnlicher Auffassung:

„Wer feststellt, ein sprachlicher Ausdruck sei so oder so motiviert, macht im allgemeinen eine metasprachliche Aussage über das Vorhandensein und die Art einer dem Sprecher nachvollziehbaren Zuordnungsbeziehung zwischen sprachlicher Ausdrucks- und Inhaltsseite. F. de Saussure[...] hat keineswegs damit zugleich auch einen ausreichend klaren Begriff festgelegt“

Es sollte in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, dass SAUSSURE (1916c:156f.) selbst den relativen Charakter der Motivation betonte:

„sogar im günstigsten Falle [ist] die Motivierung niemals eine vollständige[...], der Wert des Gesamtausdrucks ist niemals gleich der Summe der Werte seiner Teile“

Gerade in der Phraseologieforschung wurde mehrfach darauf hingewiesen, dass „Motiviertheit“ eigentlich ein problematischer Terminus ist. Nach FLEISCHER (1997:31) stellt das phraseologische „Bild“ denn auch „keine zwingende Motivation“

¹¹⁴ Was die These unterstützt, dass Motivierung auch diachron sein kann.

her. Dies scheint außerordentlich wichtig zu sein, denn die Subjektivität des Zusammenhangs und der „Transparenz“ der bisher erwähnten Beispiele ist in der Tat nicht zu verkennen. Was häufig nicht erkannt wird, ist, dass die „Motivation“ immer *retrospektiv* ist (8.4.). Somit muss man sie wohl als eine externe Konstruktion bezeichnen, die zwar psychologisch befriedigend sein mag, jedoch keine prospektive Kraft hat. Die „Motivation“ ist somit kaum falsifizierbar (4.3.), sondern fast per definitionem wahr. Denn „one idiom can be motivated in different ways for different speakers“ (DORBOVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:81). Die Konsequenz aus diesen Überlegungen ist, dass es wohl adäquater wäre, generell von „Motivierbarkeit“ zu sprechen, wie unter einigen Phraseologen bereits praktiziert (u.a. MUNSKE 1993, HALLSTEINSDÓTTIR 2001), als von „Motiviertheit“ (z.B. FILIPENKO 2001:12), die eine zwingende innere Beziehung zwischen Zeichenform und Zeicheninhalt suggeriert. Der Vorschlag BURGERS (2002:400), den „dermaßen überstrapazierten“ Begriff abzuschaffen, scheint mir bei der obigen Bezeichnungsmodifikation dagegen überflüssig zu sein.

Auch der *Ikonizitäts*begriff wurde kritisiert, vgl. SOTTONG/MÜLLER (1998:14). NÖTH (2000:195) meint:

„Ähnlichkeit [ist] keine objektive und meßbare Größe[...], sondern von der Einschätzung eines Zeichenbenutzers abhängig“

MORRIS (1971) und GRÉCIANO (1993:51) haben ebenfalls auf die Relativität der Ikonizität hingewiesen. Dabei ist hier nicht so sehr die Sicht des Zeichenbenutzers relevant, sondern eher die des *Zeichenrezipienten*. Es geht um die bereits besprochene Relativität von „Ähnlichkeit“ (vgl. 5.5.), und zwar sowohl vom Grad als auch von der Perspektive her. Es handelt sich bei der Ikonizität eindeutig um ein relatives (ADAMZIK 2001:53) Kontinuum (vgl. FISCHER 1999:125 und BURGER 2003:66):

„Denn je enger man den Begriff der Ähnlichkeit fasst, desto geringer sind die Chancen, Ikone zu entdecken. Ja, es darf sogar stark bezweifelt werden, ob es per se überhaupt ikonische Relationen gibt, wenn man ein gewisses Maß an kultureller Vermitteltheit oder gar Konventionalität ausschließen wollte“ (BRAUNMÜLLER 1982:30; vgl. ROLLIN 1976)

Genau wie „Motivation“ scheint „Ikonizität“ also kein *falsifizierbarer* Begriff zu sein. Das Prädikat „Ikonizität“ wird *retrospektiv* vergeben, d.h. bei Zeichen, deren Gebrauchsregeln bereits bekannt sind. Ikonizität ist etwas stark Relatives, weil es graduierbar (vgl. DOBOVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:71) und perspektivisch ist. Interlinguale Vergleiche „offenbar“ ikonischer Zeichen zeigen, dass die Ikonizität häufig verloren geht, wenn sie Sprachgrenzen überschreitet. Wie die Motivation hat sie keinen prospektiven Wert. Um dies zu verdeutlichen, soll kurz noch auf DOBOVOL'SKIJs (2001) Beispiel für ein „motiviertes“ Idiom eingegangen werden (8.6.2.). Vgl. folgende, bei weitem nicht untypische Realisierungen von *an allen Ecken und Enden*:

(5.) Die deutsche Sprache zerfällt **an allen Ecken und Enden** (www.vds-ev.de)

(6.) Das Bike klappert **an allen Ecken und Enden** (www.1200bandit.de)

Die Hypothese Dobrovolskijs, das Idiom könne nur auf „bebaute und bewohnte Räume“ bezogen werden, lässt sich durch Korpusstudien leicht falsifizieren. Das ist für den Motivations- und Ikonizitätsbegriff eine symptomatische Feststellung.

Das Ergebnis der theoretischen Diskussion hat gezeigt, dass „Motivation“ und „Ikonizität“ z.T. problematische Begriffe sind. Denn Zeichen sind – wenn man von ihren Sprachgebrauchsregeln absieht – eigentlich nicht „motiviert“, sondern *motivierbar*, was einer retrospektiven Analyse entspricht. Und die angebliche „Ähnlichkeit“ ikonischer Zeichen mit ihrem Denotat ist eine Konstruktion *post factum*, die zwar befriedigend scheint, jedoch immer relativ ist und bei weitem keine interlinguale Geltung hat. Beiden Begriffen gemeinsam ist zudem der fragwürdige *kommunikative* Wert von „Motivation“ und „Ikonizität“: Es ist meistens nicht schwierig, die beiden Begriffe auf unterschiedliche Zeichen zu applizieren. Was damit aber an signifikanten Aussagen über sprachliche *Funktionen* gesagt wird, ist eine offene Frage (Kap. 9.). Ich halte deshalb BURGERS (1973:17) frühe Formulierung:

„Idiome erwecken den Eindruck starker Motivierung“,

für adäquater als zu sagen, dass sie motiviert oder ikonisch *sind*. Das ist für die vorliegende Fragestellung kein unwesentlicher Unterschied. Diese Überlegungen sind der Grund, warum der Begriff der Arbitrarität in der Linguistik weiterhin eine zentrale Rolle spielen sollte, denn er kann auf die prinzipielle Relativität von Konzepten wie „Motivation“ und „Ikonizität“ hinweisen. Im folgenden Abschnitt wird ein „reformierter“ Arbitraritätsbegriff vorgestellt, der nicht nur, aber insbesondere für die linguistische Handhabung von Idiomen von Nutzen sein soll.

8.8. Arbitrarität (II) – eine Rehabilitierung

8.8.1. Einleitung

Wenn in der Linguistik von der „Arbitrarität“ des Zeichens die Rede ist, wird meistens vorausgesetzt, dass es sich um einen eindeutigen Begriff handelt, dessen Gehalt geklärt ist. Dies ist aber nicht der Fall (VOLLI 2002:42). Nach LYONS (1977:101) ist der Begriff der Arbitrarität komplexer, als er auf den ersten Blick zu sein scheint¹¹⁵. Erstens haften ihm in seiner Begriffsgeschichte inkommensurable Elemente an. Zweitens fehlen entscheidende Voraussetzungen dafür, dass er zur vollen Funktionsfähigkeit kommt, weil es in der bisherigen Diskussion kaum darauf ankam, ihn auf eine sichere und klare Grundlage zu stellen und somit zu einem wirklich wertvollen heuristischen Instrument der Linguistik zu machen. Außerdem muss die Dogmatizität des Begriffes (NÖTH 2000:337) hinterfragt werden, d.h. ob die Art und Weise, wie Saussure ihn dargestellt hat, als die endgültige Idee der Arbitrarität zu gelten hat.

Ein wissenschaftlicher Begriff ist nur soviel wert wie das, was er für die Forschung und womöglich auch für angewandte Kontexte leistet. Die Frage ist, was der Arbitraritätsbegriff für die heutige Linguistik macht. Die Existenz einer „Ikonischen Wende“ hat ja nahe gelegt, dass er vielleicht weniger zentral ist, als von Saussure und seinen Nachfolgern angenommen wurde. Ich möchte zeigen, dass der Begriff, unter den rechten Bedingungen, die von Saussure ins Auge gefasste Rolle zumindest spielen *könnte*, gerade auch auf einem ikonischen Gebiet wie der Idiomatik.

Wenn SAUSSURE (1916c:79) als „erster Grundsatz“ postuliert, dass das sprachliche Zeichen arbiträr ist, und wenn dieses Prinzip „die ganze Wissenschaft von der Sprache“ beherrscht (ebd., vgl. JOHANSEN/LARSEN 1996:68), für BALLY (1932:128) „*règne en maître*“, und für HOCKETT (1958:569-580) eines der sieben grundlegenden „key

¹¹⁵ S.a. 8.8.2.

properties“ der Sprache ausmacht, erwartet man eigentlich keine Ausnahmen. Zwar steht nach GRÉCIANO (1993:51) bei Saussure die „Arbitrarität über Ikonizität“. Erstaunlicherweise geht aber Saussure selbst mit dem Arbitraritätsprinzip relativ freizügig um, wenn er von möglichen Ausnahmen von Prinzip der Arbitrarität spricht. Es scheint, dass er damit nicht die ganze Reichweite seiner eigenen Theorie eingesehen hat. Ein Prinzip, das so viele Ausnahmen und Relativierungen aufweist, wie dies schon im Urtext der Fall ist, läuft Gefahr, als Prinzip zusammenzuberechnen. Ich halte es deshalb für notwendig, eine Klärung vorzunehmen. Dabei bietet sich an, bei Saussures eigenen Argumenten anzufangen.

8.8.2. Saussures Definition und Argumente – eine Präzisierung

SAUSSURES (1916c:79) Definition des Arbitraritätsprinzips ist zunächst lakonisch die, dass keine innere Beziehung von Signifikanten und Signifikat existiert. Das adäquate Verständnis des Arbitraritätsprinzips wird aber erst möglich, wenn man SAUSSURES (1916) *Argumente* für „la signe arbitraire“ in Betracht zieht, nämlich:

- (1) die prinzipielle Möglichkeit anderer Signifikanten bzw. Signifikate (das philosophische Argument)¹¹⁶ (79)
- (2) Sprachunterschiede (das Sprachdiversitäts-Argument) (79)
- (3) Sprachwandel (das diachrone Argument) (87ff.)¹¹⁷

Diese 3 Argumente müssen, zusammen mit der eigentlichen Definition, stets im Auge behalten werden, denn sie sind für das Verständnis und die Operationalisierung des Arbitraritätsbegriffs wesentlich. Ich werde sie später auf die Idiomatik anwenden. Obwohl das Arbitraritätsprinzip damit bereits begründet ist, wird dies im *Cours* nicht deutlich genug dargestellt – u.a. weil Saussure mit dem Begriff Motivation (156ff.) Verwirrung stiftet. Saussure erklärt aber an einer Stelle recht klar, worin die Arbitrarität besteht:

„Das Zeichen ist „beliebig im Verhältnis zum Bezeichneten, mit welchem es in Wirklichkeit keinerlei natürliche Zusammengehörigkeit hat (80)“ [m.H.]

Dies wird häufig übersehen, es ist aber die zentrale Definition der Arbitrarität, vgl. DEVITT/STERELNY (1999:7):

“In general, linguistic symbols have no *intrinsic* or *necessary* connection with their referents” [m.H.]

Vgl. GARDTs (1999:294) Auslegung des Arbitraritätsprinzips:

„die Abwesenheit einer *natürlichen*, *wesensgemäßen* und dadurch *notwendigen* Entsprechung der beiden Zeichenkomponenten“ [m.H.]

Auch LINKE et al. (1996:33)¹¹⁸ formulieren die Beziehung als „nichts Naturgegebenes“. Es

¹¹⁶ Vgl. „Für ein Kind, das sprechen lernt, sind alle Bezeichnungen an sich gleich gut für alle Dinge; es könnte sich ebenso wohl das eine wie das andere zu einem gegebenem Zwecke aneignen und wiedergeben. In Wirklichkeit lernen auch Kinder aus verschiedenen menschlichen Gesellschaften für ein und dasselbe Ding alle möglichen verschiedenen Namen“ (WHITNEY 1876:18).

¹¹⁷ „Die Möglichkeit des Wandels liegt in der Bilateralität und Arbitrarität des sprachlichen Zeichens begründet“ (BURKHARDT 1998:219).

¹¹⁸ Leider relativieren die Autoren (ebd.) wie Saussure die Arbitrarität (und Herleitbarkeit) bei Onomatopoetika und komplexen Zeichen.

„ist in dem Sinne zu verstehen, dass die Zeichenform durch den Inhalt in keiner Weise bestimmt ist und auch der Zeicheninhalt nicht aus der Zeichenform herleitbar ist“ (ebd.)

Damit ist die Arbitrarität begründet: Arbitrarität ist *Nicht-Notwendigkeit* (der Beziehung zwischen Ausdruck und Inhalt). Ich ziehe diesen Terminus dem der „Natürlichkeit“ vor, weil letzterer sowohl wissenschaftlich stark ambig als auch gemeinsprachlich unpräzise ist¹¹⁹. Da aber der Begriff der Arbitrarität in der (heutigen) Forschung selten in diesem Sinn rezipiert wird, möchte ich, abgesehen vom Hinweis auf Saussures drei eigene Argumente, eine Zusatzserklärung einführen. Da zwischen Ausdruck und Inhalt keine intrinsische, notwendige (1:1-)Beziehung besteht, sondern nur eine „founded upon tradition“ (SAUSSURE 1916c:74), folgt daraus Folgendes: Eine prospektive Analyse arbiträrer Zeichen ist prinzipiell unmöglich. Anhand des Zeichenausdrucks allein können niemals die Gebrauchsregeln dieses Zeichens vorausgesagt werden, was man auch als dessen „Inhalt“ bezeichnen kann (3.4.). Diese Auslegung liegt auch in RAPOPORTs (1975:6) Auslegung des Peirceschen *Symbol* begründet, das durchaus mit ‚arbiträrem Zeichen‘ gleichgesetzt werden kann:

“what it stands for cannot be inferred from the symbol itself; it is a matter of established habit or social agreement or convention”

Die *Nicht-Ableitbarkeit* ist eine logische Folge davon, dass die Assoziierung von Ausdruck und Inhalt weder intrinsisch noch notwendig ist, sondern konventionell. Dies meint auch BOLINGER (1968:15):

“If there were a real connection between the sound of a[n expression] and its meaning, a person who did not know the language would be able to guess the [expression] if he knew the meaning and guess the meaning if he heard the [expression]”

Auch STEINBACH (2002:173) meint, dass man von der Form eines sprachlichen Zeichens nicht direkt auf seinen Inhalt schließen kann¹²⁰. Mit dem Nicht-Ableitbarkeitskriterium ist ein Mittel zur Operationalisierung des Arbitraritätsbegriffs etabliert, das nicht unbedingt mit dem Begriff der „Nicht-Notwendigkeit“ vorliegt. DOBROVOL'SKIJ (2001:90) zieht aus der Unfähigkeit, Idiombedeutungen anhand der Komponenten vorauszusagen (vgl. DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:64, 355), den Schluss, dass die Sprache

„folglich arbiträr und nichtarbiträr zugleich[...]ist: „Arbiträr im Sinne der Imprädiktabilität und nichtarbiträr im Sinne der nachträglichen Interpretierbarkeit relevanter Phänomene“

sei. Dieser Schluss ist aber unbefriedigend, weil er zur Verwirrung darüber führt, was unter dem Begriff „Arbitrarität“ dann überhaupt zu verstehen ist.

Das hier vorgelegte Arbitraritätsprinzip scheint zunächst eine Radikalisierung von Saussures Konzeption darzustellen. Die Radikalisierung besteht aber im Grunde nur darin, dass (1) der problematische Gegensatz von Motivation und Arbitrarität aufgehoben wird, und dass (2) das Kriterium der Nicht-Ableitbarkeit eingeführt wird, um Arbitrarität = Nicht-Notwendigkeit besser operationalisieren zu können. Die Absicht der Radikalisierung, die auch einfach als eine *konsequentere* Auslegung des Arbitraritätsbegriffs als Saussures eigene gesehen werden kann, ist m.E. eine Lesart *im Geiste* Saussures. Dabei wird der Schritt unternommen, den Saussure nicht getan hat, nämlich den Begriff besser zu operationalisieren und ihn vom unglücklichen Begriff

¹¹⁹ Für diesen Hinweis danke ich Sebastian Kürschner.

¹²⁰ Obwohl er unglücklicherweise die Hinzufügung macht, dass sprachliche Zeichen „mit sehr wenigen Ausnahmen“ nicht ikonisch seien (ebd.).

„Motivation“ unabhängig zu machen. Ich glaube, dass der Arbitraritätsbegriff damit leistungsfähiger werden und den Angriffen der „Ikonischen Wende“ besser widerstehen könnte. Denn die Linguistik braucht den Arbitraritätsbegriff, gerade im Bereich ikonischer Zeichen, wie ich zeigen werde.

Der Saussure-Interpret HOLDCROFT (1991:56) gehört zu den relativ wenigen Linguisten, die m.E. das Problem adäquat beschrieben haben¹²¹:

“the notion of relative arbitrariness muddies the waters. The feature of ‚twenty-one“ that Saussure describes as relative arbitrariness is not a less absolute form of arbitrariness than that exhibited by ‚twenty‘ and ‚one‘ – after all, there is nothing more natural about ‚twenty-one‘ than there is about ‚one and twenty‘¹²² – but an example of something quite different: linguistic system. In other words, the concept of relative arbitrariness rests on confusion between the idea of motivation and that of linguistic system. This is so because the root idea of motivation is that of the determination of a linguistic feature by something extralinguistic, whilst that of linguistic system is that of intralinguistic determination”

Dazu wäre zwar zu bemerken, dass “Motivation” nicht unbedingt so eng verwendet werden muss wie hier; das grundlegende Problem – Nicht-Relativierbarkeit von Arbitrarität, und Motivation als Nicht-Gegenbegriff derselben – kommt hier aber sehr klar zum Ausdruck.

8.8.3. Das allgemeine Arbitraritätsprinzip

Es soll also am Arbitraritätsprinzip *als Dogma* festgehalten werden, das darin besteht, dass zwischen Zeichenausdruck und -inhalt keine *notwendige* (und somit prospektiv ableitbare) Beziehung besteht. Da ich den Arbitraritätsbegriff später spezifiziere, soll dies zunächst als „das allgemeine Arbitraritätsprinzip“ verstanden werden:

Das allgemeine Arbitraritätsprinzip: es besteht keine *notwendige* Beziehung zwischen Zeichenausdruck und -inhalt

Die Möglichkeit, Zeichen *retrospektiv* zu motivieren, darunter Anzeichen von Ikonizität festzustellen, sind keine gültigen Argumente gegen ihre Arbitrarität:

„Die Frage der Arbitrarität wird aufgrund einer von Saussure begründeten Tradition mit der Frage der Motivation vermischt[...]. Die Motiviertheit [sprich: Motivierbarkeit, KF] eines Zeichens tut seiner Arbitrarität keinen Abbruch“ (KELLER/LÜDTKE 1997:420)

Weil die Arbitrarität eine Grundbedingung lexikalisierten Zeichen ist, wird sie, entgegen den Vermutungen Saussures, nicht von deren möglicher Motivierbarkeit affiziert. Denn die Arbitrarität ist sprachsystematisch auf einer basaleren Ebene als das eventuelle Vorhandensein von „Motivation“ verortet. Motivation ist ein linguistisches Epiphänomen des Zeichens, Arbitrarität eine Grundbedingung eines flexiblen kommunikativen Systems. FEILKE (1996:121) hat daher die wichtige Aussage gemacht, dass

„wir es in der Sprache immer mit den Funktions- oder Gebrauchsbedeutungen [zu tun haben] und nicht mehr mit den Motivationsbedeutungen ursprünglich einmal zum Beispiel metaphorisch motivierter Ausdrücke“

Arbitrarität in dieser Auslegung ist „nicht nur ein Merkmal sprachlicher Zeichen“, sondern im strengen Sinn „ein allgemeines semiotisches Prinzip“ (NÖTH 2000:341). Somit sind folgende Interpretationen nicht radikal genug (Kursivsetzungen von mir):

¹²¹ KELLER/LÜDTKE (1997) und FEILKE (1996) sind weitere Beispiele.

¹²² Das ja in der Tat im älteren Englisch verwendet wurde, s. z.B. DOSTOJEWSKI 1866.

Language has become an *almost* purely conventional code, with *a few exceptions* listed as curiosities (BOLINGER/SEARS 1981:129)

The arbitrary value of *most signs* (FISCHER/NÄNNY 1999:XVIII)

Denn der Begriff der Arbitrarität ist nach der hier vorgelegten Auffassung ein strikt axiomatischer (LUUKAINEN 1992:81, UNGERER 2002:371). D.h. sprachliche Zeichen sind nicht *mehr oder weniger* arbiträr, sondern es handelt sich um ein Prinzip, das – im Gegensatz zum durchaus relativen Motivations- und Ikonizitätsbegriff (8.7.) – nicht relativiert oder graduert¹²³ werden kann (PORSCH 1983). Aus diesem Grund unterscheide ich *prinzipielle* von *singulärer* Arbitrarität: Beim ersteren Begriff haben wir es mit einem semiotischen Axiom zu tun, beim letzteren mit der Analyse von Einzelzeichen. Nur der erstere Begriff ist theoretisch interessant, weil singuläre Arbitrarität bloß das Gegenteil von Motiviertheit ist und somit äquivalent zu ‚Nicht-Motiviertheit‘, was den Begriff „Arbitrarität“ überflüssig machen würde (vgl.a. BURGER 2002:399). Stattdessen bietet sich für das letztere Phänomen der Terminus „Demotivation“ an (MUNSKE 1993:511ff.). In der heutigen Linguistik scheint aber eine unangemessene Auffassung von „Arbitrarität“ als ‚singuläre Arbitrarität‘, d.h. eine „Nicht-Interpretierbarkeit“ der Ausdruck-Inhalt-Beziehung zu herrschen.

Alle lexikalisierten Zeichen sind nach dieser Auslegung also arbiträr; ihr Inhalt kann nur anhand einer empirischen Gebrauchsanalyse, d.h. durch die Beobachtung der Zeichen im Sprachusus (das „Kontextprinzip“, BARTSCH 2002:572) festgestellt werden. Die Formulierung:

„if the encoding forms have something in common with each other, then the encoded meanings are not arbitrarily different from each other“ (Bolinger, zit.n.: IKEGAMI 1997:177)

stellt somit einen *nicht-terminologischen* Gebrauch des Begriffs „arbiträr“ dar, denn „arbiträr unterschiedlich“ scheint zu implizieren, dass das Arbitraritätsprinzip keine intersemiotischen Zusammenhänge auf verschiedenen Ebenen zulässt. Dies ist aber ein Fehlschluss. Das Arbitraritätsprinzip soll nämlich bloß sicherstellen, dass nicht unreflektiert vom Zeichenausdruck auf den Zeicheninhalt geschlossen wird. Die Arbitrarität hängt deshalb zutiefst mit der Lexikalisierung des Zeichens zusammen, d.h. mit der Fixierung von Ausdruck und Inhalt zu einem koderelativen Zeichen. Deshalb ist auch EICHINGERS (2004:4) Diktum problematisch:

„Müssen wir doch ihre [= der Idiome] Form eben so gut kennen wie ihren daraus nicht auf einfache Weise errechenbaren Sinn“ (vgl. BURGER 2003:12f.)

Ein „nicht auf einfache Weise errechenbarer Sinn“ ist immerhin ein errechenbarer. Gerade dies ist, gemäß der hier vorgelegten Auslegung, bei allen Zeichen *prinzipiell* unmöglich. Im Gegensatz zu dieser Theorie geben die Vertreter der (moderat) antiarbiträren CFLT z.B. zu, dass ihre Theorie nur Tendenzen und *ex post factum*-Erklärungen liefern kann (DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:360). Damit ist es aber auch eine schwächere Theorie als das Arbitraritätsprinzip, das von der CFLT nicht herausgefordert wird.

8.8.4. Arbitrarität am Beispiel einzelner Zeichentypen

Das somit gefestigte Axiom der Arbitrarität soll im Folgenden am Beispiel einer Reihe konkreter Kategorien sprachlicher Zeichen dargestellt werden. Diese sind (1)

¹²³ Wie es beispielsweise bei LINDEMANN (1972:276) und DAUSE (1997:80) geschieht.

gewöhnliche *Simplizia* (u.ä.), (2) *Onomatopoetika*, (3) *Komposita* und (4) *Idiome*. Die Beispiele sind als exemplarisch aufzufassen und stellen keine geschlossene Systematik dar.

(1) Bei *gewöhnlichen Simplizia* (u.ä.) wird die Arbitrarität kaum jemals in Frage gestellt, es sei denn, sie sind Ableitungen (BELLMANN 1988:7). Bei einer breit konzipierten Auffassung von „Motivation“ kann zwar davon gesprochen werden, dass etwa *Tisch* „motivierbar“ ist, nämlich im diachronen Sinn – man kann erklären, wie es historisch überhaupt zu diesem Zeichen gekommen ist. Diese Art von Motivation lässt sich durchaus mit dem Motivationsverständnis dieser Arbeit und der prinzipiellen Arbitrarität sprachlicher Zeichen vereinbaren: Parallelbeispiele sind SAUSSURES (1916) *soeur* und *boeuf*. Seine Fokussierung auf solche (einfachen) Beispiele ist wohl einer der Gründe, warum sie von vielen Linguisten als die *einzigsten* wirklich arbiträren Zeichen aufgefasst werden. Die folgenden Kategorien, bei denen es sich z.T. um komplexe Zeichen handelt, sind aber genauso arbiträr:

(2) *Onomatopoetika*¹²⁴ (SAUSSURE 1916c:81) gelten als eine „universell anerkannte“, (LYONS 1981:114) Ausnahme vom Prinzip der Arbitrarität des Zeichens. So gilt *peng!* auf Deutsch als ikonisch, weil es das Geräusch des Schusses „abbildet“ (FISCHER 1999:123: „auditory iconicity“). Damit wird seine Arbitrarität aber nicht aufgehoben. *Mäh, mäh* und *kikeriki* „ahmen“ auch nicht „bestimmte Tierstimmen nach“ (DUGRA:502f.), denn Wörter haben keine Intentionen, und NACHAHMEN ist eine intentionale Handlung. Dass der ursprüngliche Schöpfer dieser Wörter eine solche Intention gehabt haben mag, ist für seine heutige Funktion prinzipiell irrelevant.

Prospektiv ist die Ikonizität auch nicht zwingend, wie der interlinguale Vergleich zeigt: Für Ausländer ist das Abbildungsverhältnis kaum existent, weil die Bedeutung des Zeichens nicht unmittelbar voraussagbar ist. Für einen Dänen, der die Gebrauchsregeln *pengs* nicht kennt, ist der Sinn des Satzes:

Aus dem Hof war plötzlich ein *Peng!* zu hören

nicht unmittelbar verständlich, zumindest nur sehr grob. Dass es sich um ein Onomatopoetikon handelt, geht schon aus dem Ausrufezeichen und dem Verb hervor. Dass sich der Sprecher auf einen *Schuss* bezieht, ist dem dänischen Leser aber keineswegs klar, was das Problem der funktionalen Voraussagbarkeit selbst traditionell als stark ikonisch geltender (und interlingual noch relativ ähnlicher) Zeichen zeigt. Es kann aber noch problematischer werden. Wenn man das *Peng!* mit den beiden Onomatopoetika *ribbit!* bzw. *gäkol!* austauscht, werden noch weniger Dänen (oder Deutsche) raten können, was sich im Hof abspielt. Dass in beiden Fällen ein Frosch quakt, jeweils durch das American English und das Koreanische gefiltert (KELLER 1995:147), ist zumindest nicht voraussagbar¹²⁵. Ebenso wenig „spiegeln“ die Beispiele CRUSEs (2004:6) *curllew*, *thud*, *wheeze* für Ausländer „ihre Bedeutung wider“. Es ist nach LINKE et al. (1996:23)

„durchaus denkbar, dass die onomatopoetischen Ausdrücke durch eindeutig symbolische ersetzt werden, ohne Schaden für die Ausdruckskraft der Sprache“ (vgl. BLOOMFIELD 1933)

Auch wenn man akzeptiert, dass Onomatopetika gewissermaßen „ikonisch“ sind, ist anhand dieser wenigen Beispiele deutlich, dass dies einerseits *linguistisch* wenig

¹²⁴ Der quantitative Unterschied zwischen Onomatopoetika und Interjektionen, den BRAUNMÜLLER (1982:30) in dieser Hinsicht andeutet, ist kaum haltbar.

¹²⁵ Vgl. auch die „falschen Freunde“: dän. *kvække* (Frosch) – dt. *quäken* (Säugling).

aussagekräftig ist. Andererseits kollidiert es keineswegs mit dem Arbitraritätsprinzip, denn es besteht offensichtlich kein notwendiges Verhältnis zwischen ontologischen Tiergeräuschen und ihrer sprachlichen Kodierung. SPANG-HANSEN (1954:98) betont dementsprechend

„the subjectivity of sound symbolism[...] By means of sound symbolism everything – and therefore in reality nothing – can be „proved““

Die Kategorie der Onomatopoetika, denen gemeinhin ein sehr hoher Grad an Ikonizität zugeschrieben wird (8.6.3.), ist also prinzipiell genauso arbiträr wie alle anderen Sprachzeichen. Und gerade weil „wir sie als fest und unabänderlich betrachten“ (DUGRA:503), ist das Arbitraritätsprinzip eine notwendige theoretische Korrektur zu dieser Vorstellung.

(3) *Komposita* gelten ebenfalls häufig als „motiviert“. Bei SAUSSURE (1916a) gehören sie zur Kategorie der „signes relativement motivés“, wie beispielsweise *vif-argent* (Quecksilber), *petit-fils* und *dix-neuf*¹²⁶. In vielen Wörterbüchern gilt deshalb das Prinzip, dass motivierte Komposita keine Bedeutungsdefinition erhalten, sondern der Benutzer bekommt eine Liste lexikalisierte Komposita, deren Bedeutung offensichtlich als einleuchtend gilt, wie z.B. *hashhund* („Spürhund“) und *mandebevægelse* („Männerbewegung“) im NUO: Dass es sich jeweils um einen auf das Auffinden von Drogen trainierten Hund handelt, und nicht etwa um einen abschätzigen Ausdruck für einen „Kiffer“ und im zweiten um ein politisch-ideologisches Phänomen und z.B. keine spezifisch männliche Körperbewegung, ist aus dem Zeichenausdruck selbst nicht voraussagbar. Die Lexikographen gehen wohl davon aus, dass dies die *wahrscheinlichste* Interpretation des Benutzers ist. Der Interpretationsspielraum und das idiosynkratische Verhalten (HALLE 1975:105ff.) der Komposita ist aber beträchtlich.

Zu DROSTE/FOUGHTs (1998:185) *black board*-Beispiel (8.6.1.) ist nun festzustellen: Zwar lässt sich die Bedeutung von *black board* tatsächlich (aber nur ungenügend, s.u.) aus den Komponenten *black* und *board* (retrospektiv, 8.4.) motivieren, aber die Zeichenbedeutung lässt sich anhand der Komponenten nicht *voraussagen*: Dass *black boards* zum Schreiben dienen und z.B. auch *grün* (vgl. MED) sein können, ist anhand des Zeichenträgers selbst nicht errechenbar. Ebenso ist der Inhalt des Wortes *Weinbrand* nur insofern „deutlich motiviert“ (RÖMER/MATZKE 2003:3), als man es retrospektiv motivieren kann. Dagegen ist sein Inhalt prinzipiell nicht anhand der Ausdrucksseite voraussagbar. Die Idee, dass die Gesamtbedeutung einer komplexen Wortbildungsstruktur durch die Bedeutung der Konstituenten höchstens indiziert, nicht jedoch determiniert wird, hat übrigens bereits SAUSSURE (1916c:157) formuliert, vgl. HERBERMANN (1981:347):

„durchsichtige Bildungen [sind] tatsächlich durchsichtig nur für den[...], der ihren Inhalt schon kennt“ (s.a. KOLLER 1977:18)

Und BELLMANN (1988:196) fügt hinzu: d.h. „für den Insider“¹²⁷. Bereits BALLY (1932) stellte über ein „motiviertes“ Kompositum fest: „il demeure arbitraire en d’epit de sa motivation relative“.

(4) *Idiome* (i.e.S.): Viele Idiome gelten wie bereits angeführt als „transparent“, was als ein Synonym für „ikonisch“ verstanden werden kann. Dazu hat MUNSKE (1993:492) Folgendes angeführt:

¹²⁶ Nun sind aber gerade diese Komposita schwächer „motiviert“ als manche anderen.

¹²⁷ Vgl. SEPPÄNENS (1992) Diskussion von *Uhrmacher*.

„Meines Erachtens gibt es im strengen Sinn überhaupt keine nicht-idiomatischen Phraseologismen, da diese im Zuge ihrer Phraseologisierung und Usualisierung stets idiomatische Züge annehmen. Dies hängt schon mit dem genannten Umstand zusammen, daß die durch die Komponenten gegebene Motivationsbedeutung niemals die Gesamtbedeutung eines Phraseologismus erfaßt. Der Ausdruck ‚voll-motiviert‘ ist insofern überhaupt zweifelhaft“

Diese Auslegung stimmt mit der hier vorgelegten Konzeption überein, nämlich dass Idiome grundlegend arbiträr sind. Auch BURGER (2003:67) problematisiert die „Motiviertheit“ von Idiomen:

„Für den muttersprachlichen Sprecher[...] ist es evident, daß alle diese Ausdrücke eine semantische Basis haben[...]. Wenn jedoch Deutschlerner, die zwar die Bedeutung der Komponenten schon kennen, den Phraseologismus jedoch noch nicht, die phraseologische Bedeutung erschließen sollen, gelingt ihnen das vielfach nicht[...]. Daraus kann man schließen, daß der metaphorische Zusammenhang nur dann evident ist, wenn man die Bedeutung des Phraseologismus bereits kennt. Es handelt sich also nicht um eine sozusagen zwingende Ableitbarkeit der phraseologischen aus der wörtlichen Bedeutung“

Das „Nicht-Zwingende“ wurde bereits als der Kern der Arbitrarität identifiziert.

Diese kurze Diskussion einzelner Zeichenkategorien hatte den Zweck deutlich zu machen, dass die Arbitrarität ein nicht-graduierbares, absolutes Prinzip sprachlicher Zeichen ist und nicht, wie (teilweise) Saussure selbst und viele andere Linguisten nach ihm meinen, eine Eigenschaft, die die verschiedenen Typen sprachlicher Zeichen in unterschiedlicher Ausprägung aufweisen können. SAUSSUREs (1916a) Bezeichnung „premier principe“ legt ja auch durchaus ein „Super-Prinzip“ nahe.

8.8.5. Spezifische Arbitraritätsprinzipien

Auf dieser etwas festeren Grundlage des allgemeinen Arbitraritätsprinzips soll eine nützliche Differenzierung der Arbitrarität in zwei unterschiedliche *spezifische Arbitraritätsprinzipien*, darunter *funktionale* und *interlinguale* Arbitrarität, vorgenommen werden.

8.8.5.1. Funktionale Arbitrarität

Mit dem Begriff „funktionale Arbitrarität“ wird ein spezifischer Aspekt des allgemeinen Arbitraritätsprinzips betont, der oben mit „Nicht-Ableitbarkeit“ beschrieben wurde. LUTZEIER (1985:10) stellt fest:

„Sprachliche Formen einer natürlichen Sprache sind *so gut wie* nie Abbildungen der Bedeutung; die Form genügt *praktisch* nie, um aus ihr ermitteln zu können, welche Bedeutung sie wirklich hat“ [m.H.]

Diese Aussage lässt sich aufgrund des allgemeinen Arbitraritätsprinzips in zweifacher Weise präzisieren: (1) „Bedeutung“ sollte als ‚Gebrauchsregeln‘ verstanden werden; (2) die (kursivierten) Relativierungen sind überflüssig, da die Arbitrarität prinzipiell ist. Das Ergebnis dieser radikalisierenden Modifikation ist ein *funktionales Arbitraritätsprinzip*:

Funktionale Arbitrarität: Die Gebrauchsregeln eines (lexikalisierten) Zeichens (darunter seine Bedeutung) lassen sich prinzipiell nicht aus seinem Ausdruck herleiten

Das sieht z.B. auch KOLLER (1977:18), der trotzdem eine nur relative Arbitrarität der Idiome hinnehmen will. Das Prinzip der funktionalen Arbitrarität ist von großem methodischen Wert für die Sprachwissenschaft, weil es vor vorschnellen

oberflächlichen Funktionsanalysen aufgrund der Ausdrucksebene schützt und stattdessen zu empirischen Gebrauchsanalysen des Zeichens animiert.

8.8.5.2. Interlinguale Arbitrarität

Nach Burger (1989:27) gehört „zu den bekannten Merkwürdigkeiten der Phraseologie, dass Phraseologismen mit der gleichen wörtlichen Lesart in verschiedenen Sprachen ganz verschiedene phraseologische Bedeutungen entwickelt haben“ (vgl. KROMANN et al. 1984:209). Damit scheint er davon auszugehen, dass phraseologische Homonymie immer durch Sprachwandel vor sich geht, was m.E. nicht der Fall ist. Dieser Befund stellt aber nicht einmal eine phraseologische Besonderheit dar, sondern ist ein Ausdruck des allgemeinen Arbitraritätsprinzips, der hier in einem zweiten spezifischen Arbitraritätsprinzip manifestiert wird, das ich „interlinguale Arbitrarität“ nennen möchte, und das für diese Arbeit im besonderen Maße wichtig sein wird. Zwar bezieht sich Arbitrarität nach SWIGGERS (2000:216) normalerweise auf die interne Zeichenkonstitution, jedoch spielt ja für die Begründung des Arbitraritätsprinzips gerade bei Saussure der Sprachvergleich eine wichtige Rolle (8.8.2.). Nach MARTINET (1963:18f.) ist

„nach einer ganz naiven, aber recht weit verbreiteten Auffassung[...] [eine Sprache] eine Inventarliste von Wörtern[...]; die Verschiedenheit der Sprachen bestünde letztlich nur in Unterschieden der Benennung[...]; das Erlernen einer zweiten Sprache bestünde einfach darin, sich eine neue, der alten Punkt für Punkt parallele Nomenklatur einzuprägen. Freilich wäre in einigen Fällen der Parallelismus gestört; hier handelte es sich um ‚Idiomatisches‘“

Thematisiert wird hier die so genannte „Nomenklaturthese“, die SAUSSURE (1916c) kritisiert hatte (vgl.a. LUUKAINEN 1992:81). Wie MARTINET (1963:26) vielleicht etwas überspitzt, jedoch grundsätzlich korrekt formuliert: „Wir wissen bereits, daß die Wörter einer Sprache in einer anderen keine genauen Entsprechungen haben“ (vgl. LYONS 1977:4). Und weiter (MARTINET 1963:28):

„[Es] gehört nichts im eigentlichen Sinn zur Sprache als System, was nicht von einer Sprache zur andern verschieden sein könnte; in diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn gesagt wird, daß die faits de langue „willkürlich“, „konventionell“ seien“

Interlinguale Arbitrarität impliziert folglich, dass aus irgendeiner Parallelität zwischen Ausdrücken verschiedener Sprachen keinesfalls geschlossen werden kann, dass diese auch inhaltlich parallel sind – oder dass sie überhaupt Wesentliches gemeinsam haben (vgl.a. COSERIU 1978:208). Das interlinguale Arbitraritätsprinzip bezieht sich also explizit nicht auf das Verhältnis Ausdruck-Inhalt, sondern auf das Verhältnis zwischen *L1-Zeichen* und *L2-Zeichen*, vom Ausdruck ausgehend. Dies ist, wie bereits bei der allgemeinen Arbitrarität erwähnt, ein theoretisches Prinzip und keine Aussage über Einzelelemente. Die Ausdrucksähnlichkeiten sagen noch nichts über inhaltliche (oder funktionale) Beziehungen aus, obwohl sie diese in gewissen Fällen „spiegeln“ können. Es handelt sich also um eine prospektiv begründete These, die auch der typischen Chronologie der Ausdruck/Inhalts-Beziehung logisch entspricht: In den meisten Kommunikations- oder Analysesituationen ist der Ausdruck das Gegebene, während der Inhalt zumindest des L2-Lexems das Offene ist. Wie schon bei der funktionalen Arbitrarität meint das interlinguale Arbitraritätsprinzip also nicht, dass aus reinen Ausdrucksbeziehungen formulierte Hypothesen nicht ab und zu zutreffen können.

Deutlich wird die interlinguale Arbitrarität an monolexikalischen „falschen Freunden“, vgl. 6.3.2. und FARØ (2004b):

- (1) *pfuschen – fuske* (dän. ‚mogeln‘)
- (2) *Roulade – roulade* (dän. ‚Biskuitrolle‘) (FARØ 2004i)
- (3) *Rotte – rotte* (dän. ‚Ratte‘)

Ein dänischer Muttersprachler, der – ohne Kontext und Wissen über das Prinzip der interlingualen Arbitrarität, jedoch mit basalen Kenntnissen der deutsch-dänischen Phonologie- oder Orthographieregularitäten – mit solchen Wortpaaren konfrontiert wird, könnte, ausgehend von seiner Muttersprachenkompetenz, davon ausgehen, dass es sich um das gleiche Denotat handelt.

Das interlinguale Arbitraritätsprinzip gehört zu den wichtigsten theoretischen und methodologischen Kenntnissen bei jeglicher Beschäftigung mit Fremdsprachen. Die Unkenntnis oder Nicht-Beachtung dieses Prinzips ist eine grundlegende Ursache für Probleme in der interlingualen Kommunikation und Forschung, darunter auch bei der interlingualen Idiomhandhabung. In 11. und 12. soll eine Reihe empirischer Beispiele für die Nicht-Beachtung des Prinzips vorgeführt werden, und zwar in Gestalt vom hier so genannten *Ikonizismus*.

8.9. Ikonizität und Arbitrarität von Idiomem

Nach KEYSAR/BLY (1999:1560) wurden Idiome früher als arbiträr aufgefasst. Diese Feststellung hängt wohl damit zusammen, dass sie „arbitrary“ explizit mit „opaque“ gleichsetzen (ebd.), was weder Saussureanisch noch linguistisch angemessen ist. Ich würde im Gegenteil behaupten, dass die *prinzipielle* Arbitrarität von Idiomem, so wie sie hier dargestellt wurde, in der Forschung bisher wenig thematisiert wurde. Eine zentrale Frage der Phraseologie sowie der Semiotik ist eben, ob Idiome arbiträre oder ikonische Zeichen sind. Bei der hier vorgelegten engen Idiomdefinition ist diese Frage umso dringender, als zwischen Idiom-Ausdruck und -inhalt anscheinend eine sehr enge Beziehung besteht. Gewissermaßen ist die Frage aber falsch gestellt. Denn damit wird offensichtlich davon ausgegangen, dass es sich bei den beiden Begriffen um eine Dichotomie handelt. Idiome sind aber nicht arbiträr *oder* ikonisch. Sie sind im Gegenteil beides auf einmal (vgl. FISCHER 1999:125, UNGERER 2002:375). Sie sind zuallererst arbiträr, denn zwischen Inhalt und Ausdruck besteht keine *notwendige* Beziehung (vgl. 10.). Dass sie aber, gemeinsam mit u.a. Onomatopoetika und Komposita, gleichzeitig zu den Zeichenkategorien gehören, die offenbar einen hohen Grad an „Motivation“ und z.T. auch Ikonizität aufweisen, indem sie sich in der Regel aus ihrem Zeichenausdruck *motivieren* lassen oder dieser dem Inhalt „ähnelt“, tut ihrer prinzipiellen Arbitrarität, die sie mit allen anderen lexikalisierten Sprachzeichen teilen, keinen Abbruch.

Motivation/Ikonizität bzw. Arbitrarität sind Aspekte der Zeichenanalyse, die auf völlig unterschiedlichen Ebenen auftauchen: Motiviertheit/Ikonizität ist ein Ausdruck für die retrospektive Motivierbarkeit eines Zeichenausdrucks in Relation zu einem bereits bekannten Inhalt, bzw. eine strukturelle Widerspiegelung des Inhalts durch den Ausdruck. Dabei gilt:

„our knowledge of the meaning of the idiom constrain the way we ‚motivate‘ the idiom“
(KEYSAR/BLY 1999:1559)

„Arbitrarität“ dagegen ist die prinzipielle nicht-notwendige Beziehung von Ausdruck und Inhalt. Dass Idiome aber generell hochikonisch sind, ist die Folge, dass eine Formulierung wie GUMPELs (1974:1), ein Idiom trage eine Bedeutung, „which can in

no way [m.H.] be reduced to the elements composing it“, modifiziert werden muss: Denn natürlich kann der Inhalt eines Idioms anhand der spezifischen Kombination seines Komponenteninventars nicht bestimmt oder vorausgesagt werden. Das liegt aber daran, dass Idiome lexikalische Zeichen sind und somit dem allgemeinen sowie den spezifischen Arbitraritätsprinzipien unterliegen. Trotzdem ist es unzumutbar, dass Gumpel Idiome (hier = *Phraseme i.e.S.*) solcherart radikal bestimmt. Denn Idiomsbedeutungen sind ja *in einem ganz bestimmten Sinn* aus ihren Komponenten motivierbar (8.6.2.). Deshalb ist auch bei Phrasemdefinitionen Vorsicht geboten: Entscheidend für die Definition von „Phrasem“ ist nicht, dass seine Bedeutung nicht anhand der Komponenten motiviert werden kann, denn das kann sie, wenn auch in hohem Maß von der Toleranz des Interpreten abhängig. Entscheidend für Phraseme ist, dass sie wie alle Lexeme nicht-kompositionell sind, und das heißt operationell, dass ihr Inhalt anhand des Ausdrucks prinzipiell nicht prospektiv bestimmbar ist. Das Gleiche gilt für die Subkategorie Idiome. Somit ist also das ganze Nachdenken über das Problem der Arbitrarität und Ikonizität auch für die Definition von Phraseologie und Idiomatik von großer Relevanz.

Die semiotischen Grundthesen dieser Arbeit, die für ein adäquates Verständnis der Idiomsäquivalenz ausschlaggebend sind, sind also die folgenden:

- (1) Idiome sind arbiträre Zeichen, d.h. die Beziehung zwischen ihrem Ausdruck und Inhalt ist prinzipiell eine nicht-notwendige
- (2) Idiome sind meistens gleichzeitig motivierbar und z.T. auch ikonisch, d.h. zwischen ihrem Ausdruck und Inhalt lässt sich eine Beziehung retrospektiv konstruieren
- (3) Idiome sind funktional arbiträr, d.h. aus ihrem Ausdruck lässt sich ihr Inhalt prinzipiell nicht herausleiten
- (4) Idiome sind interlingual arbiträr, d.h. die Ausdrucksparallelität eines L1- und L2-Idioms sollte nicht zur Schlussfolgerung führen, dass sie inhaltlich äquivalent sind

Das Arbitraritätsprinzip bildet einen theoretischen Ausgangspunkt für den analytischen Umgang mit Sprachen. Es besteht darin, dass zwischen dem Inhalt und dem Ausdruck eines Zeichens keine *notwendige* Beziehung besteht, und dass, operational daraus hergeleitet, der Inhalt niemals aus der Zeichenform vorausgesagt werden kann (Prospektion):

„Nicht die sprachlichen Formen als solche, sondern die Gesellschaften¹²⁸, die sie gebrauchen, gewährleisten Zeichengebrauch und Verständigung“ (MAURO 1982:13)

Motivation und Ikonizität sind keine Gegenbegriffe zur Arbitrarität, weil dieses Prinzip in seiner adäquaten Auslegung keinen Gegenbegriff „duldet“. Daher muss eine Formulierung wie FISCHER/NÄNNYs (1999:XIV), dass „in language in general, both arbitrary and iconic rules play a role“, nicht als Alternative verstanden werden, sondern im Sinne davon, dass sprachliche Zeichen letztendlich *immer* arbiträr sind, obwohl sie für den Sprachbenutzer ikonisch „aufgeladen“ werden können. Das macht sie aber nicht weniger arbiträr.

¹²⁸ „Sprachgemeinschaften“ wäre eine bessere Formulierung.

Ich habe damit das Arbitraritätsprinzip radikaler und gewissermaßen konsequenter ausgelegt, als es die Begründer und Verfechter der These in der Regel selbst getan haben. Erst eine solche Radikalisierung macht es adäquat und hinreichend profiliert, um nicht nur einen Gegenbegriff zur „Motivation/Ikonizität“ zu bilden. Gemeinsam mit der Radikalisierung des Arbitraritätsbegriffes wird der Motivationsbegriff weiter gefasst als bei Saussure, der „Motivation“ v.a. als eine *sprachexterne* Beziehung verstand (vgl. HOLDCROFT 1991). Diese Auslegung ist mit dem heutigen linguistischen Gebrauch des Begriffes einigermaßen konform.

Die vorliegende Konzeption zieht die Konsequenz daraus, dass (1) bei Sprachzeichen Ikonizität in ihrer reinen Form (als 1:1-Mimesis) ohnehin nicht vorkommt, was das Konzept der retrospektiven Motivierbarkeit unterstützt, und dass (2) *alle* lexikalisierten Zeichen qua ihrer sozialen Konstitution arbiträr sind. Damit wird auch BRAUNMÜLLERs (1982:30) Einwand, dass es

„sich also nicht um ein Entweder/Oder, sondern nur um eine Untersuchung der Grade der Motiviertheit bzw. der Arbitrarität handelt“

transzendiert. Denn wenn beide Begriffe das gleiche Phänomen mit umgekehrtem Vorzeichen bezeichnen würden (ein Mehr an Arbitrarität = ein Weniger an Ikonizität und umgekehrt), würde sich der eine Begriff erübrigen (vgl.a. BURGER 2003:66). Sinnvoller scheint mir zu sein, zunächst die nicht zuletzt kommunikativ extrem wichtige prinzipielle Arbitrarität von allen Sprachzeichen anzunehmen, während ihre Ikonizität als eine *Möglichkeit* hinzukommt.

Die „ikonizistische“ Anti-Arbitrarität, die von mehreren Autoren vertreten wird, kann als eine *intrasemiotische* bezeichnet werden, nämlich eine, die Arbitrarität zwischen Zeichenausdruck und Zeicheninhalt aufzuheben bestrebt ist. HOCKETT (1958:577) meint:

„At the lowest size-level of most, or all, iconic systems one finds a layer of arbitrariness“

JAKOBSON (1985, II:700) hat es beinahe treffend formuliert, wenn er sagt, dass selbst Ikone teilweise symbolisch sind, denn: „the full apprehension of pictures and diagrams requires a learning process“. Der Unterschied ist bloß, dass ich das „teilweise“ durch „prinzipiell“ austauschen würde.

Arbitrarität in dieser Auslegung ist ein *kodeexternes* Prinzip, kein *intrasemiotisches*: Sie zeigt sich, wenn man Sprachsysteme vergleicht (diachron oder -topisch). Bleibt man innerhalb eines Sprachsystems, scheint vieles ikonisch zu sein. Das Vorhandensein von Ikonizität heißt aber keineswegs, dass ein Phänomen *notwendig* ist, auch nicht in der Idiomsemantik.

8.10. Kritik am Arbitraritätsprinzip: Aufklärung von Missverständnissen

Der arbitraritätstheoretische Zugang zur Idiomatik verlangt eine Umstellung, nicht zuletzt im heutigen ikonizistischen Klima der Linguistik. Dementsprechend bin ich bei der Vorstellung dieses Theorieansatzes mehrfach auf starken Widerstand gestoßen¹²⁹. Es geht mir bei diesem Zugang aber nicht um eine Provokation, sondern um das Aufzeigen der Relevanz eines Begriffs gerade in einem neuen und vielleicht auch eher unerwarteten Kontext. Deshalb scheint mir ein explizites Eingehen auf die häufigsten

¹²⁹ Beispielsweise auf der internationalen Phraseologietagung in Louvain-La-Neuve 2005 (COSME et al.) und teilweise auf der EUROPHRAS-Tagung in Strunjan, Slowenien, 2005.

Gegenargumente notwendig zu sein. Es geht in erster Linie um zwei Argumente, die sich schnell als Missverständnisse entpuppen:

(1) Der erste Kritikpunkt bezieht sich darauf, dass Idiome angeblich *nicht völlig arbiträr seien* (vgl. JAEGER 1999:90), eine Folgerung, die sich wohl auch aus Saussures Motivationsabschnitt ziehen lässt. Dieser Einwand ist darin begründet, dass „Arbitrarität“ von den Kritikern wohl im gemeinsprachlichen Sinn verstanden wird und somit mit ‚zufällig‘ und ‚opak‘ gleichgesetzt wird (z.B. bei KEYSAR/BLY 1999). Das war von Saussure kaum und ist jedenfalls hier nicht so gemeint. „(Linguistische) Arbitrarität“ ist stattdessen ein wissenschaftlicher Terminus mit einer eigenen Definition und Geschichte, gleichgültig wie das Wort nicht-terminologisch verwendet wird. Ich habe bereits darauf aufmerksam gemacht, dass die hier vorgelegte Auslegung des Arbitraritätssprinzips theoretisch keine Relativierung zulässt, indem etwa auf „Transparenz“ und „Motiviertheit“ von Idiomen hingewiesen wird. Denn es handelt sich damit um Phänomene, die auf ganz anderen Ebenen der Sprache identifiziert werden können und somit die Arbitrarität nicht affizieren. Es soll auch daran erinnert werden, dass „Arbitrarität“ nicht heißen soll, dass *keine (nachvollziehbare)* (vgl. Opazität) Verbindung zwischen Inhalt und Ausdruck festgestellt werden kann. Es heißt nur, dass sie nicht notwendig, intrinsisch, zwingend ist. KOLLERS (1977:16) Hinweis, dass Idiome wie *im Trüben fischen* und *jn vor die Tür setzen* „ohne weiteres über die zugrundeliegenden Bildern erklärbar“ seien, ist also kein gültiges Gegenargument gegen die Arbitrarität derselben, denn die Gebrauchsregel dieser Idiome, einschließlich ihrer Semantik, wird allein durch den konventionellen Gebrauch gesichert. Außerdem ist die Motivierung grundlegend individuell, und kann auch bei Unikalia stattfinden, was den systematischen Wert der Motivation problematisch macht.

(2) Beim zweiten Kritikpunkt geht es um den Hinweis, dass es sich bei einem arbitraritätstheoretischen Zugang angeblich um einen *Rückschritt* in Richtung des traditionellen Zugangs zur Idiomatik (vgl. PARIZOSKA 2005:328) handelt. Nun braucht man zwar über wissenschaftliche Gegenargumente vom Typ „diese Vorstellung haben wir doch längst verlassen“ nicht allzu besorgt sein. Die Kritik scheint aber im aktuellen Fall gar nicht zuzutreffen. Denn der traditionelle Zugang zur Idiomatik ist eben *nicht* arbitraritätstheoretisch im Sinne dieser Arbeit gewesen (vgl. 8.8.); er hat sich grundlegend wenig mit der Stellung der Idiome im Sprachsystem beschäftigt (vgl. DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:32 zum wissenschaftsgeschichtlichen Topos „the traditional view“). Im Gegenteil, er hat sich mit ihr gar nicht systematisch befasst, sondern ist davon ausgegangen, dass es sich um ein Ausnahmephänomen handle, das gar nicht systematisierbar sei. Das hat aber mit einer theoretischen Auffassung von Idiomen als arbiträren Zeichen nichts zu tun. Stattdessen scheint die ältere Auffassung gewesen zu sein, dass sie nicht gleichwertige Normallexeme sind, sondern „bunte“ Einsprengsel, mit der sich nicht die Sprachwissenschaft, sondern die Folkloristik zu befassen habe. Die traditionelle Auffassung sehe ich somit als die Auffassung der allgemeinen Phraseologieforschung, auf der auch DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005) grundsätzlich fußen¹³⁰. Die Auffassung von Idiomen als arbiträren Zeichen ist der Anspruch, Idiomen einen den Wörtern gleichberechtigten Platz im Sprachsystem zu geben.

¹³⁰ Wenn auch „traditional views of describing lexical semantics and pragmatics take no account of the image component“ (op.cit:358), hat dies m.E. weder für die traditionelle Phraseologieforschung, die Philologie noch für die Laienauffassung Geltung.

Beide Kritikpunkte scheinen mir darin begründet zu sein, dass „Arbitrarität“ nicht-terminologisch verstanden wird. Das ist aber eine Verflachung des Begriffs, die nicht adäquat ist, auch wenn der Saussure-Text vielleicht nicht ganz kohärent ist.

8.11. Übersicht über die Unterschiede von Arbitrarität und Motivation

Mit dem expliziten Eingehen auf zwei häufige Einwände hoffe ich, zumindest den nahe liegendsten und häufigsten Missverständnissen vorgebeugt zu haben. Um aber den grundlegenden Perspektivenunterschied der hier vorgeschlagenen Auffassung von Arbitrarität und Motivation/Ikonizität noch einmal deutlich vor Augen zu führen, soll noch ein Schema dargeboten werden, das diese Unterschiede in übersichtlicher, konfrontierender¹³¹ Form zeigt:

Problem	Arbitrarität	Motivation/Ikonizität
BEZUG?	Sprachsystem	Psychologie u.a.
GRADUIERBARKEIT?	nicht-graduierbar, prinzipiell	graduierbar
DIREKTIONALITÄT?	prospektiv	retrospektiv
INTERESSEN? (I)	v.a. Sprachvergleich, Sprachwandel, kommunikative Präzision der Beschreibung	v.a. monolinguale, philosophische, psychologische und universale Zwecke
INTERESSEN? (II)	mögliche praktische Anwendung	rein erklärend
BESCHREIBUNGSGRANULARITÄT?	fein	grob
STIMMT ÜBEREIN MIT LAIENAUFFASSUNG?	nein	ja
GEGENSEITIGE DEPENDENZ?	nicht von Motivation/ Ikonizität abhängig	Arbitrarität ist immer die Grundlage
„NOTWENDIGKEIT“?	prinzipielle Nicht- Notwendigkeit	auch nicht-notwendig, aber nachvollziehbar

Fig. 5: Arbitrarität und Motivation/Ikonizität

8.12. Teilzusammenfassung

Die Ergebnisse der zeichentheoretischen Diskussion können folgendermaßen zusammengefasst werden:

- (1) Idiome sind als lexikalisierte Zeichen prinzipiell arbiträr
- (2) Arbitrarität ist eine kommunikative Grundbedingung, die nicht relativierbar ist
- (3) Sie muss als Komplex verstanden werden, der auf den 3 o.g. Saussureschen Argumenten fußt

¹³¹ Was natürlich nicht als Anlass genommen werden soll, die Begriffe erneut als Gegensätze aufzufassen. Denn es ist ja gerade die Pointe des Schemas, dass sie dies nicht sind, sondern es handelt sich um zwei grundsätzlich unterschiedliche *Perspektiven* auf die Idiomatik.

(4) Arbitrarität in der hier vorgelegten Interpretation heißt: (1) Die Beziehung zwischen Inhalt und Ausdruck ist keine notwendige, zwingende; (2) die Gebrauchsbedingungen des Zeichens lassen sich nicht aus dem Ausdruck herleiten

(5) Idiome und andere Zeichen sind nicht ihrem Wesen nach „motiviert“, sondern höchstens motivierbar

(6) Manche Idiome können zudem als ikonisch analysiert werden, da ihr Ausdruck ihren Inhalt strukturell zu imitieren scheint

(7) Motivation und Ikonizität sind meistens nicht kommunikativ relevante, sondern metakommunikative Kategorien. Sie dürften jedoch ein gewisses kommunikatives „Störpotenzial“ haben¹³²

Man kann diese Lage als eine *semiotische Dualität* von Idiomen bezeichnen: Der eingangs erwähnte Gegensatz zwischen Arbitrarität und Motivation/Ikonizität ist bei Idiomen in Wirklichkeit eine Doppelheit. Wie sich diese semiotische Dualität auf das Problem der Idiomäquivalenz auswirkt, wird zentraler Gegenstand der folgenden Kapitel sein. Mit diesem semiotischen Konzept kann „der Kampf gegen die Arbitrarität“ (Nänny/Fischer, s.o.) abgeblasen werden, denn „Symbolisches [wohnt] schon von Anfang an dem Ikonischen inne“ (LINKE et al. 1996:21). Ein solchermaßen verstandener Arbitraritätsbegriff hat mehrere Vorteile:

(1) Er ist prinzipiell und kann so methodisch einen axiomatischen Status beanspruchen, was beim bisherigen Arbitraritätsbegriff, der eher relativer Art war, nicht zutrifft

(2) Er hebt den unzumutbaren Gegensatz zur Motiviertheit/Ikonizität und Arbitrarität auf (SCHERER 1980)

(3) Er ist ein operationaler Begriff, dessen heuristischer Wert in der Linguistik den bisherigen Arbitraritätsbegriff m.E. übertrifft

(4) Er ist kommunikativ relevanter als die traditionelle Arbitrarität, weil er sozusagen mit der Sicht des Sprecher-Hörers – und nicht mit der des Linguisten oder Philosophen – solidarisch ist (3.2.).

Der Begriff der Arbitrarität – auf diese Weise ausgelegt, die sozusagen gegen Saussure loyaler ist als Saussure selbst, d.h. das Prinzip als *ersten Grundsatz* der Sprachwissenschaft ernst nimmt –, ist keine obsoleete Einsicht der Linguistik. Im Gegenteil: Er scheint nicht zuletzt für die interlinguale Idiomatik von großem Nutzen sein zu können. Denn gerade hier ist die „linguistic innocence [that] is rooted in ignorance of the arbitrary and accidental“ (RAPOPORT 1975:34) als besonders groß zu vermuten. Dieses Problem wird Gegenstand der weiteren Arbeit sein.

¹³² Vgl. dazu WILSS (1977:161ff.), LEHMANN (1981:297), HANSEN (2005).

9. Zur Funktion der Idiomatik

9.1. Einleitung

In 7. wurde eine formal-semantische Definition der Idiomkonzeption dieser Arbeit gegeben. Diese sagt noch nichts über die *Funktion* der Idiome aus. Dies war beabsichtigt, denn im Prinzip handelt es sich bei *formaler Kategorie* vs. *Funktion* um zwei unterschiedliche Größen. Vgl. diesen Textteil aus dem Idiomübersetzungskorpus:

(7.) Er schleppte so einen Wälzer herum[...], um immer[...] **seinen Senf dazugeben** zu können (SCHULZE:16)

Hier handelt es sich beim fett gedruckten Syntagma um ein Idiom. Diese Feststellung sagt aber noch nichts darüber aus, was die spezifische Funktion des idioms im Text ist. Man kann mit VOLLI (2000:25) davon ausgehen, dass

„[d]ie Identität der sprachlichen [Zeichen][...] allein in deren kommunikativer Funktionalität liegen [kann]“

Ziel dieses Kapitels ist es zu zeigen, dass die Beschreibung von Idiomen in Texten eine streng funktionale Sicht voraussetzt. Es geht mir um *äußere* – d.h. kommunikative – Funktionen (ENGBERG-PEDERSEN et al. 2005:5), dabei wird „Funktion“ im allgemeinen Sinn verstanden: Die Funktion eines Idioms beschreibe ich operationell als ein induktiv und empirisch basiertes Modell seiner typischen Gebrauchsregeln. Ausgehend vom Axiom der Arbitrarität von Idiomen (8.12.) gehe ich davon aus, dass die lexikalische *Substanz*, d.h. der Komponentenbestand der Idiome, bei der Analyse der Idiomfunktion keine Rolle *an sich* spielen *muss*. Vielmehr wird auf die Funktionen, die die Sprachbenutzer den Idiomen praktisch-kommunizierend zuerkennen, rekuriert.

Ich kritisiere zunächst gewisse gängige Auffassungen von Idiomfunktionen. Dann etabliere ich eine Unterscheidung zwischen *Primär-* und *Sekundärfunktionen*. Es werden darauf verschiedene Tendenzen und Potenziale von Idiomen diskutiert. Den Abschluss bildet das Idiomfunktionalitäts-Konzept dieser Arbeit, das unter dem Terminus „Idiomatologie“ vorgelegt wird. Dies soll seinen radikal funktionalistischen Charakter betonen.

9.2. Starke Idiomhaltungen

Idiomen wird von Laien und Forschern häufig ein Status zugesprochen, durch den sie sich grundsätzlich von anderen lexikalischen Kategorien unterscheiden. Die starken Haltungen gegenüber Idiomen können sowohl auf der Objekt- als auch auf der Metaebene beobachtet werden. Diese Haltungen, die sowohl negativ als auch positiv sein können, sind wohl einerseits teilweise der Impetus für das rege Interesse an der Idiomatik in der Sprach- und Kulturforschung. Andererseits sind sie für viele Probleme mitverantwortlich, die in Verbindung mit der angewandten interlingualen Handhabung von Idiomen auftreten (Kap. 11. und 12.).

9.2.1. Idiome als Klischees

In einem Kommentar in der FAZ (03.06.95) ist folgende Aussage zu lesen:

„Man zähle einmal nach, wie oft[...] in den sogenannten Medien (auch so ein bequemer Modebegriff, der undifferenziert alles in einen Topf wirft)[...] immer wieder dieselben Metaphern verwendet werden, die[...] so abgegriffen sind[...] Da wird zum Erbrechen immer von neuem ”grünes Licht

gegeben“, ”zur Kasse gebeten“, und ”unter den Teppich gekehrt“, da werden pausenlos irgendwo ”Weichen gestellt“ und ”Nägel mit Köpfen gemacht“[...] Diese Bilder sind längst tot[...] Ihr ginge nichts verloren, wenn man alle diese ausgeleierte Metaphern endlich zum Sprachmüll täte“

Es genügt darauf hinzuweisen, dass sich der Verfasser ”abgeleierter Metaphern“ wie *wer Ohren hat zu hören* und *alles in einen Topf werfen* bedient, um zu zeigen, dass seine Kritik problematisch ist: Phraseologismen gehören genauso zur Sprache wie Einzelworte – die man ja gewissermaßen auch als ”abgegriffen“ betrachten könnte (BURGER 2003:49f.). Idiome unter diesem Blickwinkel sind „Stereotype“ oder „Klischees“ (HANSEN 1979:6, NEWMARK 1993:96, KIRKPATRICK 1996, HELBIG/BUSCHA 2001:588). Das sind für diese Arbeit unbrauchbare Prädikate, weil sie ästhetische Bewertungen und keine linguistischen Beschreibungen sind. Der obige Kommentar ist ein Beispiel für die Tendenz, dass Idiome z.T. mit starken negativen Sprachhaltungen assoziiert werden, v.a. von Nicht-Linguisten (zu Wortschatzkritik: SCHIEWE 2002¹³³). Idiome sind aber, wie HALLIDAY (1985:329) über Metaphern feststellt, „neither a good thing nor a bad thing“, sondern ein kommunikatives Mittel.

9.2.2. Problematische Idiomfunktionen

Betrachten wir nun eine Reihe von eher positiven Merkmalen, die in der Forschung häufig mit Idioms in Verbindung gebracht werden. Von vielen Forschern (z.B. WANDRUSZKA 1979:958, INGO 1999, MALMGREN 1994:9, SHEN 1999:1703, KJELLMER 1996:83) wird Idioms „Farbigkeit“ zugestanden, was ein scheinbar einleuchtendes Merkmal ist, denn Idiome sind ja ikonographisch (7.11.4.). Aus dieser „Farbigkeit“ werden verschiedene operationale Konsequenzen gezogen, z.B. Handlungsanweisungen für die interlinguale Handhabung von Idioms etwa in der Übersetzung (11.). Ich lehne aber den Gedanken grundsätzlich ab, Lexeme jeweils als „farbig“ und „farblos“ zu betrachten, und zwar weil dies keine linguistische Prädizierung ist, die sich anhand wissenschaftlicher Methoden untersuchen lässt. Idiome sind auch nicht „poetisch“ (ANDERSEN 1991, GIBBS 1984b) oder „künstlerische Miniaturen“ (EISMANN 1989). Schließlich soll der Idee widersprochen werden, Idiome würden dem „kreativen“ Teil des Wortschatzes angehören, wie häufig in der Phraseologieforschung zu lesen ist (z.B. GRÉCIANO 1993). Kreativ kann nur der Umgang der Menschen mit Sprache sein, nicht die Sprache selbst. Aber selbst wenn man sehr großzügig mit dieser Vorstellung umgeht, ist nicht einzusehen, was an einem Wortschatzelement, das *reproduziert* wird, „kreativ“ ist¹³⁴. Die These steht übrigens mit der eben besprochenen Idee von Idioms als Klischees (9.2.1.) in einem paradoxen Verhältnis. Ob sie teilweise darin begründet ist, dass sich die Phraseologieforschung so stark mit „Sprachspielen“ beschäftigt (vgl. 9.3.1.), muss hier eine offene Frage bleiben. Was aber solchen Vorstellungen gemeinsam ist, ist ihr *nicht-funktionaler* Charakter. Sie sagen nichts Wesentliches über die linguistischen Funktionen von Idioms aus, sondern sie sind v.a. suggestive Metaphern.

¹³³ „Gegenstand der Sprachkritik als Wortkritik sind vorrangig die sekundären, weil teilabbildenden, durchsichtigen Zeichen“ (op.cit:197).

¹³⁴ Für eine ganz andere Art von Kreativität s. CHOMSKY (1966).

9.2.3. Semantischer Mehrwert

Dagegen verdient ein anderer erfolgreicher Begriff der Phraseologieforschung mehr Aufmerksamkeit. Es handelt sich um das Konzept des „semantischen Mehrwerts“ (GRÉCIANO 1982, 1993, KÜHN 1985, PALM 1989, WOTJAK 1992a). Im Allgemeinen wird von einem „semantischen Sonderstatus“ (WELTE 1974:214) von Idiomen ausgegangen. Nach GRÉCIANO (1993:52)

„verfügen [Idiome] über einen semantischen Mehrwert, der von den enzyklopädischen Definitionen nicht erfaßt wird“

SCHEMANN (1989:1024) spricht von den

„differenzierenden Bedeutungsmerkmale[n], die einen bildhaften Ausdruck von seinem bedeutungsnächsten bildfreien Äquivalent abheben“

ČERNYŠEVA (1984:18) meint, dass bei gewissen Phraseologismen,

„neben dem semantischen Kern[...], zusätzliche semantische Merkmale bzw differenzierende und konkretisierende Seme“ auftreten[...]. So bedeutet der Phraseologismus *bei jmdm auf den Busch klopfen* nicht nur ‚etwas zu erkunden suchen‘, sondern ‚vorsichtig, durch geschickte Fragen etwas zu erkunden suchen“ (ebd.)

DOBROVOL'SKIJ (2003:143) nimmt an, dass die Idiombedeutungen

„differ from the meanings of the quasi synonymous non-figurative words or word-combinations (compare e.g. the opposition of *(caught) between a rock and a hard place* vs. *in a very difficult position* or *facing a hard decision*)“

Ich stimme zu, dass die Bedeutung von Idiomen nicht unbedingt mit ihren „Wörterbuchdefinitionen“ übereinstimmen (vgl. die Erörterung in 10.4.3.1.1.). Fest steht auch, dass die Idiome nicht notwendigerweise mit ihren nicht-ikonographischen Quasisynonymen äquivalent sind (vgl. 10.4.3.1.1.). Dies ist aber nichts Idiomspezifisches, vielmehr könnte für jedes anderes Wortschatzelement das Gleiche festgestellt werden. Einerseits haben wir es mit den praktischen Unzulänglichkeiten von Paraphrasen zu tun (4.1. und 10.4.3.1.1.), andererseits ist das altbekannte Synonymproblem im Spiel. Keines dieser Probleme berechtigen aber dazu, mit einem „semantischen Mehrwert“ von Idiomen zu operieren. Denn es handelt sich dabei um kein wesentliches idiomfunktionales Merkmal, sondern einfach darum, dass das konkrete Synonym bzw. die Wörterbuchdefinition die Idiom-Gebrauchsregeln (3.4.) nicht erschöpft. Damit besteht der „semantische Mehrwert“ also bloß darin, dass die Erwartungen des Interpreten bezüglich der aktuellen lexikographischen Beschreibung bzw. angenommenen Synonymierelationen zu hoch waren. Dies halte ich für eine zu willkürliche Grundlage um einen Begriff zu prägen, der einen theoretisch-funktionalen Anspruch erheben will.

9.2.4. Sprach- und Kulturspezifität

Eine andere Tendenz der Phraseologieforschung kann man als romantisch-relativistisch bezeichnen (vgl. GLINZ 1986:166). Zunächst wird von einem Dogma ausgegangen, Idiome seien „sprachspezifisch“, vgl. KOLLER (1974:3), HANSEN (1986:264) und BRÜEL/NIELSEN (1989:240), obwohl diese Bezeichnung häufig nicht definiert wird (dazu FARØ 2000b, 2004a). Wenn damit gemeint ist, dass die Komponenten von Idiomen nicht unreflektiert 1:1 in andere Sprachen überführt werden können, ist der Begriff „sprachspezifisch“ akzeptabel. Dass dies nicht möglich ist, folgt aber schon

daraus, dass Idiome Lexeme sind (7.11.1. und 10.3.); damit sind sie wie alle anderen Idiome an ein bestimmtes Sprachsystem gebunden.

„Kulturalistische“ Zugänge zur Idiomatik sind sehr häufig (DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 1996, DOBROVOL'SKIJ 1999b, TARAMAN 1986, TELIYA et al. 1998, FILATKINA 2002, LEWANDOWSKA/ANTOS 2004). Ein aktuelles und sehr elaboriertes Beispiel sind DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005). So meint PONTONX (2005:352) z.B., dass es bei idiomatischen „vrais amis“ darum geht,

„accélérer apprentissage tout en prenant conscience du fonds culturel commun aux deux pays“

Viele Autoren meinen, dass Idiome stark kulturspezifisch sind (s.a. KOLLER 1974:3, PARIZOSKA 2005:329). Was genau darunter zu verstehen ist, wird nicht ganz klar. Für manche Linguisten ist die Idiomatik „das Allerheiligste einer Nationalsprache“ (RÖMER/MATZKE 2003:172):

„Gerade in ihr manifestiere sich der Geist und die Eigenart der Nation“ (op.cit:172f.)

Bei INGO (1999:209) werden Idiome als „die innerste Natur einer Sprache“ beschrieben [m.Ü.]. Obwohl es sicherlich eine fruchtbare Diskussion ist, was dies ausmacht, stammen Idiome häufig von außen, z.B. aus der Bibel, aus fremder Literatur und Filmen (FÖLDES 1990). Und da sie außerdem oft labile Zeichen sind (FARØ 2004d; vgl. dagegen JAKOBSEN 2005c), können sie kaum als die „besten Vertreter“ einer Sprache angesehen werden. Vgl. FEILKE (1996:76), nach dem

„idiomatische Ausdrücke,[...] oft besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil sie als >exotischer<, >bunter< Ausdruck der sogenannten Volksweisheit gelten. Aber auch sie sind, abgelöst von der ursprünglichen Situation ihrer Invention, im Gebrauch als Ausdrücke semantisch abstrahiert und ihrer >konkreten< Bedeutung entledigt worden“

Die Relevanz von „Kultur“ in irgendeinem engeren Sinn für die Sprachwissenschaft als funktionales System halte ich für theoretisch zweifelhaft (vgl. 10.4.3.16.). Die empirische Basis dieser Arbeit deutet denn auch nicht darauf hin, dass „Kultur“ innerhalb des Sprachenpaars Dänisch-Deutsch eine signifikante kommunikative Größe ist, die sich nicht besser durch rein linguistische Begriffe beschreiben ließe, wohlgerne im Bereich der Idiomatik. Unter den knapp 1200 Idiomen des Idiomübersetzungskorpus (s. Anhang) gibt es keine Idiome, bei denen sich „Kulturunterschiede“ als Beschreibungselement anbieten, selbst nicht bei „kulturverdächtigen“ Beispielen wie diesen:

(8.) til sidst troede hun, at **tiøren** langt om længe var **faldet**, og at han havde givet op → *sie [dachte] schließlich [...], der Groschen sei gefallen, er habe aufgegeben* (SONNERGAARD:30/31)

(9.) (")Wer mit mir nicht glücklich wird, der kann gehen. Mit **gekränkten Leberwürsten** möchte ich nie wieder etwas zu tun haben. Das würde mich zu sehr an meine Schulzeit erinnern" → („)Den, der ikke har det godt hos mig, kan gå igen. Jeg vil ikke have noget at gøre med **mavesure personer** mere. Det minder mig for meget om min skoletid" (HEIN:64/57)

Dass diese Idiome „kulturelle“ Elemente enthalten, haben mit ihrer Sprachfunktion nichts zu tun, sondern nur mit einer rein komponentiellen bzw. diachronen Zeichenanalyse. Davon muss kommunikativ abstrahiert werden (s.u.).

Das Fazit dieser kurzen Diskussion ist, dass in der Phraseologieforschung eine Menge Begriffe und Merkmale kursiert, deren funktionaler Wert zweifelhaft ist, weil sie kaum mit linguistischen Methoden nachgewiesen, geschweige denn falsifiziert werden

können. Die Existenz solcher Begriffe in der Phraseologieforschung ist teilweise mit der Feststellung FERNANDOS (1997:2) zu begründen:

„much past work on idioms focused[...] on their form[...] to the neglect of their discursal functions. However, the ubiquity of idioms is fully explainable only in terms of these functions“

Das Betrachten von Idiomem in Isolation ist eine verbreitete Praxis und fördert Vorstellungen wie die obigen. Anstatt dass ich mich damit weiter beschäftige, soll die Frage untersucht werden, inwiefern es besondere *Idiomfunktionen* gibt. Dabei soll sie eher als ein theoretischer Beitrag zur Idiom-Funktionsdiskussion als eine eigene empirische Untersuchung gesehen werden. Die Darlegungen werden also teilweise Hypothesencharakter behalten.

9.3. Primär- und Sekundärfunktionen

In der Semiotik wird zwischen *Primär-* und *Sekundärfunktionen* von Zeichen unterschieden (ECO 1977:43f.)¹³⁵. Dabei gilt Folgendes:

„In bestimmten Fällen nimmt die Sekundärfunktion derart überhand, daß sie zu einer erheblichen Beeinträchtigung oder fast völligen Aufhebung der Primärfunktion führt“ (op.cit:44)

Dieses Phänomen kann auch in der Idiomatik beobachtet werden (9.3.1.). Um die Funktion von Idiomem transparent zu diskutieren, kann die Unterscheidung zwischen Primär- und Sekundärfunktionen hilfreich sein. Wenn man untersuchen möchte, was die Funktion von Idiomem sein könnte, sollte man den Ausgangspunkt nicht in funktionalen Merkmalen nehmen, die nur in *einigen* Fällen realisiert werden. In dieser Arbeit interessiert deshalb v.a., was eventuell allen Idiomem funktional gemeinsam sein könnte, d.h. es wird nach einer idiomatischen Primärfunktion gesucht. Darüber hinaus sollen auch einige Sekundärfunktionen von Idiomem diskutiert werden, die ich als *Tendenzen* und *Potenziale* bezeichne. Das Ziel der folgenden Abschnitte ist es also, allmählich zur Primärfunktion von Idiomem vorzustoßen. Dazu ist es notwendig „in umgekehrter Reihenfolge“ zunächst ihre Sekundärfunktion zu beschreiben.

9.3.1. Sekundärfunktion: Thematisierung¹³⁶

WILLEMS (1996:130) stellt fest:

„Aufgrund der spezifischen Eigenschaft der Sprache als Form-Bedeutung-Gebilde kann man die eigene Form der Sprache jederzeit zur Bedeutung machen. Dies ist möglich aufgrund des[...] sprachlichen Bilateralitätsprinzips[...]. Weil die Sprachform immer auf Bedeutung verweist, ist es möglich, die Form selbst zum sprachlichen Inhalt der [...]Form zu „funktionalisieren““

SIALM (1987) spricht in solchen Fällen von „Autoreflexivität“ des Zeichens. Ebendies passiert bei der *Idiomthematisierung* (vgl. FARØ in Arbeit, a), die nach EISMANN (1983:71) eine metasprachliche Kompetenz voraussetzt, die bei Kindern erst ab 8 Jahren zu erwarten ist. Textuelle Idiomthematisierung kann in a) *semantische*, b) *formale*, und c) *metakommunikative* Thematisierung unterteilt werden.

¹³⁵ ECOs (ebd.) Beispiel sind Treppen.

¹³⁶ S.a. Kap. 11.9.3.1.

9.3.1.1. Semantische (und visuelle) Thematisierung

Als semantisch thematisiert gelten hier Idiome, deren beiden Lesarten, der phraseologischen und literalen, vom Idiombenutzer gleichzeitig aktiviert werden, und zwar intendiert. So ist z.B. die folgende Überschrift aus dem *Spiegel* (07.04.03), die für die *Süddeutsche Zeitung* wirbt, semantisch (und visuell) thematisiert:

(10.) **Machen Sie sich Ihr eigenes Bild**

Beide Lesarten des Idioms *sich ein Bild machen von etw* (DU11) werden aktualisiert: (1) Die phraseologische durch den Hinweis auf die selbstständige Meinungsbildung, die beim Kauf der SZ suggeriert wird, und (2) die literale Lesart durch den Bezug auf das Geschenk, das der Kunde beim Kauf des Abonnements bekommt. Nämlich eine Kamera, mit der *Bilder gemacht* werden können. Um den pragmatischen Effekt zu verstärken, ist die versprochene Unterwasserkamera neben der Zeitung abgebildet. Diese Art von Thematisierung des Idioms in der Form einer dual-triadischen Aktivierung durch den (Bild-)Kontext und die beiden Lesarten, die im Idealfall einer triadischen Enkodierung beim Leser entspricht¹³⁷, bezeichne ich als „semantische Thematisierung“.

Auch dieses Beispiel stellt einen solchen Fall dar:

(11.) „Når retsbevidstheden bliver **en by i Rusland**“ (POL 30.11.02, 1:4)

Die semantische Thematisierung dieser Zeitungsüberschrift bezieht sich darauf, dass das Idiom *ngt er en by i Rusland* (,etw ist überhaupt nicht vorhanden, unbekannt u.ä.', vgl. 10.4.3.1. und 11.9.3.3.) im Zusammenhang mit der Sakajev-Affäre¹³⁸ remotiviert wird (vgl. KOLLER 1974:5, BURGER 2003:68): Mit Hinweis auf „das Rechtsempfinden in Dänemark, und besonders in Russland“ (vgl. oben) durfte Sakajev mit den Medien nicht sprechen. Der Kommentator meint, die Maßnahme sei ausschließlich dem Druck Russlands zu verdanken, nicht der Rücksicht auf das Rechtsempfinden im Allgemeinen. Dies kann mit der Idiomthematisierung im Kontext ironisch ausgedrückt werden, indem die Komponente „Rusland“ sowohl das ‚Nichtvorhandensein‘ von Recht als auch die Quelle dieses Mangel darstellt, nämlich den Druck des russischen Staates.

9.3.1.2. Formale Thematisierung (Modifikation)

Eine andere Art von Thematisierung ist die *formale*, die in der Forschung auch unter dem Terminus *Modifikation* bekannt ist (BURGER 2003:152ff.). In der *Zeit* (27.02.03) ist diese Überschrift zu lesen:

(12.) „**Mit Pauken und Raketen.** Im Schatten der Irak-Krise rüstet Nordkorea atomar auf. Doch der Propagandalärm ist größer als die Kriegsgefahr“

Hier wird das Idiom *mit Pauken und Trompeten*, dessen Bedeutung entweder (1) ‚ganz und gar‘ oder (2) ‚mit großen Ehren‘ ist, modifiziert. Konkret ist die Komponente *Trompeten* durch die damit endreimenden *Raketen* substituiert worden, wodurch das Blickfangspotenzial des Phraseologismus gesteigert wird (vgl. FARØ 2003b). Das Phrasem erhält dadurch eine ungewöhnliche Komposition. Obwohl offensichtlich keine

¹³⁷ Die beim potenziellen Kunden Lustgefühle erregen könnten, die auf das Produkt übertragen werden sollen.

¹³⁸ Ahmed Sakajev wurde im Herbst 2002 in Kopenhagen inhaftiert, weil ihm russischerseits Kriegsverbrechen vorgeworfen worden waren.

der Kernbedeutungen des Idioms realisiert wird – womit es ein Beispiel für das besprochene „Überhandnehmen der Sekundärfunktion“ ist (vgl. SIALM 1987:77) –, passt es trotzdem in den Kontext: Während *Raketen* auf das Rüstungsprogramm Koreas Bezug nimmt, thematisiert *Pauken (und Trompeten)* das lärmende Auftreten der Koreaner.

In der FAZ (14.04.03) konnte folgende Artikelüberschrift gelesen werden:

(13.) „Nägel mit Köpfchen“

Beim idiomatisch kompetenten Rezipienten wird das Idiom *Nägel mit Köpfen machen* im mentalen Lexikon aktiviert, das die Bedeutung ‚etw richtig anfangen, konsequent durchführen[...]‘ (DU11) hat. Der Rezipient registriert dabei idealerweise, dass die Form des Idioms zweifach von der normalen abweicht. Erstens ist die obligatorische Verbkomponente *machen* elidiert, was vielleicht weniger erstaunt: Ellipsen¹³⁹ (vgl. EROMS 2001:462ff.) sind in Überschriften (NORD 1993) ein bekanntes Phänomen (vgl. SIALM 1987:42, FARØ 2003b). Zweitens ist die Substantivkomponente *Köpfe* diminuiert. Welche Funktion hat aber das Diminutiv hier? Das Weiterlesen hilft:

(14.) „Wer klein ist, muß brillant sein, um mit den Großen konkurrieren zu können. Die relativ kleine Schweiz hat[...] in der[...] Technologie-Hochburg Cambridge, Massachusetts, ein Konsulat eingerichtet, das sich ausschließlich mit dem Transfer neuer Ideen[...] beschäftigt“

Die kluge Entscheidung der Schweiz, ein Konsulat zur Förderung des Technologietransfers in einem Forschungszentrum der USA einzurichten, wäre schon durch das Idiom *Nägel mit Köpfen (machen)* ausgedrückt, das auch das Industrielle an diesem Projekt semantisch thematisiert. Weil es sich aber um die Schweiz handelt, ist außerdem die Kleinheit des Landes durch die ungewöhnliche Diminuierung der Komponente *Köpfen* ikonisch thematisiert. Diese Technik ist textlinguistisch eine kohärenzschaffende Maßnahme. Obendrein fängt der Artikel mit einem *Pseudo-Sprichwort*¹⁴⁰ an („Wer klein ist...“), das nochmals dieselbe Idee wie die Überschrift ausdrückt. Die formale Thematisierung des Idioms stellt einen bewusst-reflexiven Umgang mit ihm dar. Dadurch erhält es textuell mehr Gewicht, als es beim normalen Gebrauch gehabt hätte.

9.3.1.3. Metakommunikative Thematisierung

Mehrmals wurde in der Phraseologieforschung unter unterschiedlichen Bezeichnungen indirekt auf das Phänomen der *metakommunikativen Thematisierung* von Phrasemen aufmerksam gemacht, darunter von DOBROVOL'SKIJ/LJUBIMOVA (1993), die von metakommunikativer „Umrahmung“ reden, während ĎURČO (2002) diese Formeln unter dem Aspekt der „parömiologischen Konnektoren“ beschreibt (vgl.a. MALMGREN 2001, FARØ in Arbeit, a¹⁴¹). Die Formeln werden identifiziert, die fakultativ mit Phrasemen in Texten auftreten und für die kontextuelle Einbindung der Phraseme in die Kommunikation sorgen (ĎURČO 2002:203) – und sie thematisieren. Es handelt sich bei den Konnektoren um Syntagmen¹⁴² wie *im Volksmund*, *wie man so schön sagt*, *das*

¹³⁹ In *Hundejahre* spielt GRASS (1963) mit phraseologischen Ellipsen.

¹⁴⁰ Darunter verstehe ich ein Syntagma, das syntaktisch (Mikrotext), lexikalisch (*wer... + ...muss...*) und semantisch (generische Proposition) wie ein Sprichwort komponiert, aber nicht lexikalisiert ist (vgl.a. FARØ 2003b, 2005g).

¹⁴¹ Manuskript für die EUROPHRAS-Tagung in Szeged, Ungarn, 2006.

¹⁴² Die übrigens selbst Phraseologismen sind.

sprichwörtliche X etc. Somit ist dieses Idiom gleich zweifach metakommunikativ thematisiert:

(15.) Platzeck erkannte, dass man in dieser Gesellschaft[...] nichts so sehr schätzt wie Menschen, die, wie man so schön sagt, „**auf dem Teppich bleiben**“ (www.zeit.de),

nämlich sowohl durch den Konnektor *wie man so schön sagt* als auch durch die Anführungszeichen. Beide formale Techniken tragen dazu bei, dem Idiom ein kommunikatives Gewicht zu verleihen, das es – funktional gesehen – sonst nicht gehabt hätte.

Insgesamt kann – zumindest für die semantischen und formalen Thematisierungsvarianten – festgestellt werden, dass thematisierte Idiome häufig die rhetorische Funktion *delectare* ausüben (JAKOBSEN 2005c:148, SIALM 1987:79)¹⁴³. Die Eigenschaft von Idiomem (i.e.S.) thematisiert werden zu können, zeigt die besondere textuelle Attraktivität dieser phraseologischen Kategorie. Die Thematisierung stellt den von MARTINET (1977:11) festgestellten Ausnahmefall von funktional *relevanter* Substanz dar. In 11.9.3.1. wird die Idiomthematisierung als Übersetzungsproblem unter dem allgemeinen Blickwinkel der Idiomäquivalenz eingehender untersucht.

9.4. Idiomfunktionale Potenziale

Thematisierung von Idiomem muss in Verbindung mit unterschiedlichen Idiompotenzialen gesehen werden, die wiederum mit ihren formalen Merkmalen (1) *Ikonographie* und (2) (a) *Polylexikalität* bzw. (b) *graphischer Disjunktheit* zusammenhängen (7.11.3.):

(1) Wegen ihrer Ikonographie bieten sich Idiome als Thematisierungsobjekt an. Das „Bild“, das durch eine literale Dekodierung der Idiomkomponenten entsteht, kann in der Kunst (EISMANN 2004), in Sprachspielen (FILIPENKO 2001:18), in Witzen usw. ausgenutzt werden (vgl. 10.4.3.6.). Dieses Phänomen wird „Remotivierung“ genannt (BURGER 2003:68, BUHOFFER 1997:210) und ist ein Spezialfall der Idiomthematisierung. Es ist genau dieses Funktionspotenzial – teilweise auch als *Risikopotenzial* zu betrachten (vgl. MAKKAI 1972) –, das den Hauptgrund für die Beschränkung der Arbeit auf diese phraseologische Subkategorie bildet. Ob die Idiom-Ikonographie dabei interkategorial besonders prägnant ist, ist eine offene Frage, vgl. die Ikonographie von Monolexemen wie:

Ohrwurm (,Melodie, an die jd immer wieder denkt’); *Mitesser* (,verstopfte Pore’)

Bär (,großer, starker Mann’); *Pappe* (,Trabant’); *Schwein* (,gehasste Person’); *Kohle* (,Geld’)

Obwohl die Ikonographie in solchen Fällen natürlich tendenziell weniger komplex ist, handelt es sich prinzipiell um das gleiche Phänomen wie in der Idiomatik i.e.S.

(2) Idiome sind wegen ihrer Polylexikalität und graphischer Disjunktheit formal flexibler als andere lexikalisierten Sprachzeichen und damit auch manipulierbarer. SIALM (1987:47) stellt mit Recht fest, dass Zeichenkomplexe wie z.B. Sprichwörter (vgl. 7.11.1.) leichter modifizierbar sind als simple Zeichen wie etwa *Ach!* (s.a. BURGER 2003:27).

¹⁴³ Zu Phraseologie und Rhetorik, s. DIETZ (1999), WIRRER (1999).

Die Ikonographie und Polylexikalität sind zwar prägnante formale Merkmale an Idiomem (7.11.3. und 7.11.4.), die somit thematisiert und zu unterschiedlichen rhetorischen Zwecken genutzt werden können. Aber bei weitem nicht immer. Eine Untersuchung des Korpusmaterials (DDIK, s. Anhang) hat gezeigt, dass Thematisierung keine überwältigende Rolle spielt: Im Korpus ist etwa 6,5% des Materials thematisiert (die grau markierten Beelge im DDIK) – fern von den 32%, die NACISCIONE (2001:8) z.B. Chaucer attestiert –, und zwar v.a. wegen zwei Texten („Jadekatten“ und „Tavshed i oktober“). Das Hauptbild der Empirie ist stattdessen, dass Idiome durchaus „normallexikalisch“ verwendet werden, d.h. nicht-thematisiert und ohne sich grundsätzlich von der Funktion von Monolexemen zu unterscheiden. Es wäre daher falsch, eine Gleichsetzung zwischen *formalen Merkmalen* (Ikonographie und Polylexikalität), *potenziellen Funktionen* (Thematisierung dieser Merkmale) und *obligatorischen (Primär-)Funktionen* von Idiomem vorzunehmen. Man sollte deswegen, wie schon KOLLER (1977:69) vorgeschlagen hat, von „potentiellen Funktionen“ von Idiomem sprechen,

„einerseits weil für isolierte Redensarten kaum eindeutig bestimmte Funktionen anzugeben sind, andererseits weil auch die Grenzen zwischen diesen Funktionen durchaus fließend sind“ (ebd.)

Ich gehe folglich davon aus, dass Idiome zwar gewisse textlinguistische und pragmatische *Potenziale* haben, dass diese sich aber nicht mit ihrer Primärfunktion decken.

9.5. Konnotationen und Expressivität¹⁴⁴ / Informalität und pragmatische Markiertheit

In diesem Abschnitt werden die Begriffe „Konnotation“ (KOLLER 2001:240ff., OKSAAR 1970:90, MOTSCH 1992:113) und „Expressivität“ (CZOCHRALSKI 1977b:183f, DRESCHER 1997), die häufig in Verbindung mit Idiomem erwähnt werden, im Bezug auf Idiomfunktionen diskutiert werden. ECKERT/GÜNTHER (1992:149) verstehen Konnotationen als die stilistischen und expressiven bzw. emotionalen Züge von Idiomem, während für SVENSÉN (2004:313) auch ein „subjektives Aspekt“ dazugehört. KROMANN et al. (1984:211) nennen Phraseologismen „konnotativ hochwertige Ausdrücke“, während HIGI-WYDLER (1989) Konnotationen mit der Ikonographie der Idiome gleichsetzt. Für ČERNYŠEVA (1975:213) sind Konnotationen kategorialbildend. Für ČERNYŠEVA (1984:17) gibt es übrigens auch Phraseologismen ohne Konnotation, z.B. *das Gelbe Fieber*, die hier aber nicht als Idiome i.e.S. definiert werden, sondern als Phraseo(semi)termini (7.11.2.).

Meiner Auffassung nach sind die Begriffe „Konnotation“ und „Expressivität“ zu ungenau und überhaupt heterogen definiert (vgl. HALLSTEINSDÓTTIR 2001), um für diesen Zusammenhang Anwendung finden zu können. Daher werden sie hier ohne theoretische Relevanz bleiben. Deshalb „verlangen Bedeutungserklärungen von Phraseologismen“ m.E. nicht unbedingt „nach viel ausführlicheren Erläuterungen der Konnotationen“ (SIALM 1987:36), sondern – je nach Zweck – nach einer hoch granulierten Beschreibung der Gebrauchsregel (5.6.). Ich möchte stattdessen funktionale Tendenzen von Idiomem hervorheben. Es handelt sich um ihre tendenzielle

¹⁴⁴ BURGER (2003:78ff.). Vgl.a. HÜBLER (1987).

*Informalität*¹⁴⁵ (vgl. KLAPPENBACH 1968:226) und (2) ihre *pragmatische Markiertheit*. Mit Letzterer ist die Sprechereinstellung gemeint (FLEISCHER 1981). Dass Idiome sehr häufig diese funktionalen Eigenschaften besitzen, darauf deuten nicht nur zahlreiche Untersuchungen hin, sondern auch die lexikographischen Beschreibungen der Idiome. Bereits KLAPPENBACH (1968) hat dies gesehen, indem sie hervorhebt, dass dies für Idiome, nicht aber für Phraseme i.A. gilt. Auch die Idiome des Übersetzungskorpus sind tendenziell informal und pragmatisch markiert. Aus diesem Grund sind Idiome in gewissen Textsorten selten (KOLLER 1977, BURGER 2003:161ff., JAKOBSEN 2005c). Diese Eigenschaften können aber nicht mit der *Idiom-Primärfunktion* identifiziert werden.

9.6. Die Primärfunktion von Idiomem

Wenn Idiome nicht thematisiert sind (9.3.1.), üben sie ihre Primärfunktion aus. Die Primärfunktion ist der normale Gebrauch von Idiomem. Wie der Terminus andeutet, handelt es sich dabei um die Mehrheit der Idiomrealisierungen. Worin besteht dann diese Primärfunktion? Die Antwort ist: *in nichts anderem als der Funktion anderer Wortschatzelemente*, d.h. vor allem von Einzelwörtern (vgl. ECKERT/GÜNTHER 1992:149, DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:66)¹⁴⁶. Mit dem Wort als linguistische Einheit beschäftigen sich u.a. ERDMANN (1925), HOCKETT (1958:166ff.), POHL/EHRHARDT (1995), BAUER (2000), HASS-ZUMKEHR (2002), HERBERMANN (2002), LUTZEIER (2002b) und SOBOTTA (2002). Es muss auf solche Arbeiten verwiesen werden, wenn nach der Primärfunktion von Idiomem gefragt wird. Die Frage, worin sich Idiome funktional von Wörtern unterscheiden, ist eigentlich falsch, denn Idiome sind normalfunktional „grands signs“ (Mounin). Aus diesem Grund ist die Vorstellung eines „phraseologischen Systems“ (HESSKY 1987, 1992) neben dem lexikalischen System unglücklich (SIALM 1987:46, vgl.a. BURGER 2003:80). Denn Idiome sind funktional auch ein Teil des lexikalischen Systems (vgl. 10.3.). Zwar kritisiert SIALM (1987:24ff.) die Vorstellung der „sogenannte[n] Äquivalenz von Wort und Wortverbindung“, weil (1) syntaktisch nicht immer von Äquivalenz gesprochen werden kann, z.B. weil es satzwertige Phraseologismen gibt (vgl. BURGER 2003:38ff.)¹⁴⁷, und weil (2) in vielen Fällen nicht wirklich von Inhaltsäquivalenz zwischen Wortverbindung und Einzelwort gesprochen werden kann. Dazu wäre

¹⁴⁵ Ein gutes Zeichen dafür ist, dass im DDIK (Anhang) mehrmals das informelle Adverb *total* in die Übersetzung eingeht, die im Ausgangstext keine direkte Entsprechung hat, s. Nr. 136, 245, 260.

¹⁴⁶ "Compared to other lexical units, idioms have no special value". Vgl.a. BURGER (2003:30): "Die Phraseologie geht[...] unter funktionalem Aspekt bruchlos in den Bereich der Wörter über".

¹⁴⁷ Dabei bedarf dieses Problem einer genaueren Reflexion, denn ist z.B. BURGERs (op.cit:39) Beispiel *das schlägt dem Fass den Boden aus* überhaupt satzwertig? Nicht wenn man es, wie die Empirie andeutet (z.B. „was hier auf Zelluloid gezaubert wurde, schlägt dem Fass den Boden aus“, www.filmzentrale.com), als eine eher zufällige Aktualisierung der Grundform *dem Fass den Boden ausschlagen* betrachtet. Dieses sollte aber aus Valenzgründen lieber *etw schlägt dem Fass den Boden aus* lemmatisiert werden, was das Idiom aber nicht satzwertig macht. Es handelt sich um ein reines Darstellungsproblem, nicht um Satzwertigkeit des Idioms. *Das* ist ein unglücklich gewählter Platzhalter, kein substantieller Teil des Idioms, dessen Subjektplatz recht flexibel ist. Bei Leerstellen halte ich überhaupt das Prädikat „satzwertig“ für problematisch, denn schließlich sind sehr viele Idiome potenzielle Sätze (*den Stier bei den Hörnern packen* wird auch nicht ohne Subjekt realisiert → *er packt den Stier bei den Hörnern*). Nach anderen Lemmatisierungskonventionen wäre die Form *jd packt den Stier bei den Hörnern* möglich, womit das Idiom plötzlich „satzwertig“ wäre.

anzumerken, dass es nicht auf solche konkreten Unterschiede ankommt, sondern auf die *prinzipielle* funktionale Gleichwertigkeit von Idiom und Wort (vgl.u.).

Will man trotzdem eine konfrontativ-„intralexikalische“ Perspektive anlegen, kann man sagen, dass es die primäre Funktion von Idiomem ist, die Wörter zu *ergänzen*, und zwar v.a. dadurch, dass sie lexikalische Lücken ausfüllen. Diese Funktion lässt sich durchaus mit der tendenziellen pragmatischen Markierung von Idiomem (9.5.) vereinen. Denn in diesem Bereich des Wortschatzes sind die lexikalischen Felder besonders dicht besetzt, auch monolexikalisch (7.11.3.). Wie KOLLER (1974:11) anmerkt, sind mit Phraseologismen „feinste Differenzierungen semantischer Art möglich“, wodurch sie sich aber nicht grundsätzlich von Wörtern unterscheiden.

Ich möchte die Auffassung der lexikalischen Normalität von Idiomem nun mit Beispielen belegen, die nicht den Anspruch haben, die These zu „beweisen“ (s.a. 4.3.). Um sie zu dokumentieren bedürfte es einer eigenen Arbeit. Trotzdem sind es m.E. recht starke Anzeichen:

ČERNYŠEVA (1984:21) (vgl. SKÖLDBERG 2004:69) geht davon aus, dass Idiomem semantisch *komplexe* Zeichen sind. Daran scheint einiges wahr zu sein, vgl:

(16.) „Als solcher [= Innen- und Justizkommissar] hätte er [= Buttiglione] die Antidiskriminierungspolitik zu verantworten gehabt. Damit hätte man **den Bock zum Gärtner gemacht**“ (www.los.ch)¹⁴⁸

Dieses Idiom ist kaum

„in some way deviant from that which would be arrived at by the shortest route“ (Halliday 1985:345)

Denn seine Bedeutung ist tatsächlich semantisch hochkomplex, wie dieser Versuch einer Paraphrase andeutet (vgl. 10.4.3.1.1.):

(17.) „jm mit einer Aufgabe betreuen, für die er wohl nicht geeignet ist, weil er selbst ein mutwilliges Interesse daran hat und deswegen wahrscheinlich zuungunsten des eigentlichen Ziels handeln wird“

Schon unter Hinweis auf das sprachliche Ökonomieprinzip (VAILLANCOURT 1985, RONNEBERGER-SIBOLD 1997) ist deutlich, dass der semantische Gehalt dieses Idioms durch ein Einzelwort oder eine freie Konstruktion kaum hätte energieunaufwändiger ausgedrückt werden können. So gesehen ist eine Idiom-Subfunktion paradoxerweise *sprachliche Ökonomie*. Darauf deutet auch dieses Beispiel aus dem DDIK (Anhang) an:

(18.) „Sie sind Spitze. Viel zu gut für diesen Verein. **Perlen vor die Säue**, wenn Sie verstehen“ (HEIN:200)

Mit *Perlen vor die Säue* kann man effizient ausdrücken, dass ‚jemand etwas erhält, was er eigentlich nicht verdient hat, weil er es nicht zu schätzen weiß‘. Und *jn unter den Tisch trinken*:

(19.) „Dabei **trinkt** er sich selber **unter den Tisch**“ (SCHULZE:188)

ist insofern eine ökonomische Form, als sie den Inhalt:

„mit jemandem gemeinsam Alkohol trinken und ihn dabei mehr oder weniger bewusst, als Teil einer Art Wettbewerb, in einen Zustand bringen, in dem ihm entweder schlecht wird, er einschläft oder einfach nicht mehr trinken kann“¹⁴⁹

¹⁴⁸ Vgl. DOBROVOL'SKIJ (1999b).

¹⁴⁹ LDaFs Definition ‚mehr Alkohol trinken können als jemand anderer‘ deckt die Semantik nicht fein granuliert ab.

relativ unaufwändig ausdrückt. In der Tat kann der Inhalt kaum anders ausgedrückt werden, es handelt sich um eine Art *Semiterminus* (7.11.2.).

Es gibt andererseits viele Idiome, die nicht besonders komplex und ganz normale Wortschatzphänomene sind. Das DDIK ist voller Beispiele von solchen normallexikalischen Idiomen, die die Primärfunktion der Kategorie ausüben:

(20.) „Willenbrock sagte, er möge der Firma **grünes Licht geben**, er möchte sein Autohaus noch in diesem Jahr fertig haben“ (HEIN:135)

Dieses Idiom¹⁵⁰ bedeutet ‚jm (endlich) erlauben etw zu tun‘. Damit ist nichts *Besonderes* intendiert, obwohl das Idiom (moderat) informell ist (9.5.). Es ist einfach ein Vokabel wie jeder anderer. Auch nicht mit:

(21.) es gibt eine[...] Frau,[...] **mit** der ich nicht **ins Bett steigen** möchte (HEIN:190),

das eine normale (informelle) Ausdrucksweise für ‚mit jm Sex haben‘ ist, und zwar aktionsartsemantisch Ingressiv, womit das Idiom auch feldersemantisch legitimiert ist. Das Idiom in:

(22.) Mein Schwager **brachte** mich **auf den Trichter**. Er war es, der mir vorschlug, mit gebrauchten Autos zu handeln (HEIN:14)

ist auch bloß eine informelle Möglichkeit, den Inhalt ‚jn auf eine Idee bringen‘ auszudrücken. Das Idiom hat darüber hinaus keine *besondere* Funktion.

Nicht nur das Studium des Idiomübersetzungskorpus deutet darauf hin, dass der Idiomgebrauch im Allgemeinen ganz gewöhnliche lexikalische und kommunikative Funktionen erfüllt, sondern auch die eigene Introspektion¹⁵¹. Etwa 5 Jahre lang habe ich meinen eigenen Idiomgebrauch recht systematisch beobachtet. Es scheint in den allermeisten Fällen so zu sein, dass ich erst *nach* der Idiom-Realisierung feststelle, dass ich überhaupt ein Idiom reproduziert habe. Ich stelle dabei immer wieder fest, dass ich meistens *nichts Besonderes* damit beabsichtigt habe. In diesem Sinn sind die Idiome also nicht stark intendiert, sondern sie – bzw. ihre Gebrauchsregeln – passen einfach semantisch-pragmatisch zum Kontext. Selbst KOLLER (1977:22), der an der synchronen Relevanz der „Bildhaftigkeit“ der Idiome festhalten will, gibt zu, dass diese nicht bei *jedem* Idiomgebrauch gegenwärtig sein muss.

Wenn man die Funktion von Idiomen erklären möchte, reicht es nicht, dass man wie FERNANDO (1997) verschiedene Idiomfunktionen beschreibt, wenn man gleichzeitig betont, dass sie diese Funktionen mit Monolexemen teilen. MITRACHE (2004) liefert ein ähnliches Beispiel. Sie will die Funktion von Idiomen bei der Textkonstituierung analysieren. Dass aber ihre Phraseologismen „ein Gefühl der Vertrautheit“ (302) schaffen, „den essayistischen Charakter des Textes“ unterstützen, „Wissen mit Intuition“ verbinden (ebd.), „die Intention des Autors“ Nachdruck verleihen (303), Beschreibungen „intensiver“ machen (ebd.), „den Montagecharakter des Textes“ unterstreichen (305) etc., *weil* sie Phraseologismen sind, scheint mir nicht überzeugend nachgewiesen zu sein. M.E. hätte man über Einzelwörter des Textes die gleichen Behauptungen machen können. Vgl. FABČIČ (im Druck).

Diese Argumente und Belege deuten die Berechtigung einer *funktionalistischen* Idiom auffassung an. Ich bin mir bewusst, dass umfassendere und systematischere Studien vonnöten sind, um eine solche These zu untermauern, andererseits gilt dies für

¹⁵⁰ Für eine korpuslinguistische Untersuchung davon s. HALLSTEINSDÓTTIR (im Druck, c).

¹⁵¹ In 4.1. hatte ich mich zwar skeptisch über Introspektion geäußert. Dabei ging es dort um Introspektion als Quelle für lexikalische Bedeutungsanalysen.

die entgegengesetzte Auffassung genauso. Im Folgenden wird der idiomatische Funktionalismus vertiefend diskutiert.

9.7. Eine radikal funktionalistische Sicht auf Idiome

Diese Arbeit vertritt eine Sicht auf Idiome, die radikal funktionalistisch ist. Der Grundgedanke ist, dass *kommunikativ* orientierte Idiomuntersuchungen nur die funktionalen Aspekte von Idiomen berücksichtigen sollten. „Kommunikativ orientiert“ bezieht sich auf das Funktionieren der Sprache als Regelsystem oder Zusammenhänge wie Übersetzung und Lexikographie, die wichtige kommunikationsunterstützende Funktionen haben (s.u.). Damit bekennt sich die Arbeit zum allgemeinen funktionalistischen Paradigma (s.u.a. MARTINET 1961, 1963, 1977, COSERIU 1981, AKAMATSU 2001, DIRVEN/FRIED 1987a, JAKOBSEN 1995), und zwar in einer „schwachen“ Auslegung (LYONS (1981:228, NORD 1997:1), im Gegensatz etwa zu DIK (1983) und HALLIDAY (1985). Ein funktionalistischer Zugang schließt wohlgerne keineswegs aus, dass in gewissen Fällen auch Idiom-Ausdrucksaspekte funktional relevant sein *können* (vgl. 9.3.1. und 14.1.). Er schließt auch nicht aus, dass man z.B. in theoretisch-lexikologischen Analysen die Ausdrucksseite und ihr Zusammenspiel mit dem Inhalt untersuchen kann. Er schließt aber aus, dass die Ausdrucksseite des Idioms oder die Kategorie „Idiom“ *per se* als kommunikativ besonders wichtig betrachtet werden. Idiome werden meistens verwendet, weil sie etablierte Zeichen mit spezifischen Bedeutungen sind. Darüber hinaus deuten meine introspektiven Beobachtungen darauf hin, dass Idiome in einigen Fällen auch aus *mnemotechnischen* Gründen verwendet werden, und zwar weil sie für Muttersprachler offensichtlich einfacher hervorgerufen werden können als andere Zeichen – möglicherweise wegen ihrer Ikonographie oder ihrer Polylexikalität (vgl. 7.11.4. und 7.11.3.). Idiome scheinen mnemotechnisch prägnant zu sein.

Nach MARTINET (1961:3) wird der Fokus auf „Funktion“

„normally lead to a greater respect for[...] linguistic reality, that which is recognized as such because it belongs to a given language where it exerts a definite function“

Der Fokus auf die funktionale Seite der Idiomatik entspringt der Auffassung, dass damit das Idiom als Element in der Sprache als *Kommunikationssystem* mehr Genüge geleistet wird als bisher. Sowohl der traditionelle als auch der moderne¹⁵², stark ausdrucksseitlich orientierte Zugang zu Idiomen stellen m.E. eine „exotisierende“ Außenperspektive auf Idiome dar, die einer kommunikationsorientierten interlingualen Beschreibung und Handhabung des Gegenstandes Hindernisse in den Weg legen könnte.

9.8. Das Prinzip der abstraktiven Relevanz und funktionalistischer „Ikonoklasmus“

In der Prager Schule war häufig ein kontrastiver Zugang zur Sprachforschung zu beobachten (DIRVEN/FRIED 1987b:xii, JAKOBSON 1974b, WINNER 1998). Dies ist kaum zufällig, denn v.a. im Sprachvergleich ist das funktionale Prinzip von großer methodologischer Wichtigkeit:

„Form is directly accessible to the linguist’s observation, while the functions[...] are not“ (IVIR 1987:472)

¹⁵² In Gestalt von kognitiver Metapherntheorie, Kultur- und Psycholinguistik (vgl. u.a. 10.4.3.16f.).

In einer genuin funktionalistischen Perspektive auf die Idiomatik ist eine Einbeziehung des Begriffs *Relevanz* unverzichtbar:

„The principle of relevance determines what it is among multifarious phenomena[...] observed in linguistic communication that the linguist[...] needs to identify for his research[...]. [T]he principle of relevance may alternatively be known as the principle of communicative relevance” (AKAMATSU 2001:1778, vgl. MARTINET 1977:8)

Nach EHLICH (1986) lassen sich

„die Verhältnisse von Form und Funktion[...] nur um den Preis der analytischen Blindheit gegenüber dem je anderen in Richtung auf die Verabsolutierung einer Seite simplifizieren“

An dieser Stelle soll deshalb auf die *Abstraktion* (vgl. BRAINERD 1986)¹⁵³ bei der Analyse eingegangen werden. Nach SHAMYAN (1987:4) präsentieren sich Sprachen nicht „als a set of predelimited linguistic signs that can be observed directly“. Von BÜHLER (1931, 1934) wurde das „Prinzip der abstraktiven Relevanz“ geprägt. Es handelt sich um ein genuin funktionalistisches Konzept, dem zufolge bei einem linguistischen Phänomen keineswegs alle sinnlich erkennbare Merkmale eines Zeichens von funktionalem – und damit i.e.s. sprachlichem (COSERIU 1978:199) – Wert sein müssen. Ursprünglich im Hinblick auf die Phonologie formuliert, wurde es später auf andere Objekte der Linguistik übertragen. M.W. wurde der Begriff bisher nicht im Bereich der Phraseologie genutzt, obwohl dies in einem funktionalistischen Kontext lohnenswert scheint.

Wenn hier somit von der „Funktion“ eines Idioms gesprochen wird, dann immer in einem Sinn, der eine Analyse der *abstraktiven Relevanz* voraussetzt. Die Funktion des Idioms wird operationell als ein induktiv und empirisch basiertes Modell der Regeln seines typischen Gebrauchs verstanden. Ausgehend vom Axiom der Arbitrarität von Idiomem (8.9.) ist daran festzuhalten, dass das rein lexikalische Material, d.h. hier der Komponentenbestand der Idiome, bei der Analyse der Funktion keine Rolle *an sich* spielt (vgl. SAUSSURE 1916c, LARSEN 2003:2044). Vielmehr wird allein auf die Funktionen, die die Sprachbenutzer den Idiomem praktisch-kommunizierend zuerkennen, rekurriert.

Auf diesem Hintergrund schlage ich folgende terminologische Unterscheidung vor: Wie die Entwicklung innerhalb der Ausdrucksforschung v.a. durch die Prager Schule zur Herausbildung eines funktionalen Forschungsfelds „Phonologie“ führte, die sich explizit von der „Phonetik“ absetzte (BÜHLER 1931, TRUBETZKOY 1939, AKAMATSU 2001), ist ein Forschungsfeld denkbar, das den Namen „Idiomatologie“ tragen könnte. Was diesen Zugang zu Idiomem kennzeichnet, ist eine strikt funktionalistische Analyse, auf dem Bühlerschen Prinzip der abstraktiven Relevanz basierend. Sie ist das Gegenstück zur so genannten „phänomenologischen Philologie“ (DAUSE 1997:78), nämlich eine im wahren Sinne des Wortes *funktionalistische Idiomatik*, die auch Idiome als abstrakte sprachliche Einheiten (PETERS 2003:3005; KATZ 1981) sieht. Diese Sicht impliziert *Ikonoklasmus* im Umgang mit Idiomem, was bekanntlich die Bezeichnung für die Bilderstürme der Reformationszeit ist. Ähnlich soll im Forschungsfeld „Idiomatologie“ den phraseologischen Bildern ihre absolute kommunikative Relevanz abgesprochen werden (vgl. ROTHKEGEL 1973:46, die die

¹⁵³ „Abstraction is the process or result of developing a concept through concentration upon certain parts or characteristics of an object which are relevant to the special interest of the moment and a resultant disregard of those which are not relevant” (op.cit:4).

„bildliche Motivierung“ für eine synchronische Sprachbetrachtung für irrelevant hält¹⁵⁴; für DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:354 ist sie dagegen „also of synchronic relevance, at least to a certain extent“). Diese Arbeit sieht sich als einen Beitrag zur Etablierung einer solchen Disziplin. Denn man ist zwar nicht

„genötigt, mit den extremen Behavioristen die Existenz von Bildern und anderen „geistigen“ Vorkommnissen, die zu einem Zeichen gehören, zu leugnen (OGDEN/RICHARDS 1923:31)

Man kann aber dafür argumentieren, dass diese „Bilder“ nicht immer und überall funktional relevant sind. Bilder sind „häufig irrelevant“ (op.cit:27).

9.9. Idiomatic Kompetenz und Senderintention

Nach Coseriu (zit.n. KUBCZAK 1995:143) ist es die Aufgabe des Linguisten festzuhalten, wie die Sprache *für die Sprecher selbst* funktioniert. Dies ist auch der Fokus dieser Arbeit. BALLY (1951:56) meint, dass

„un Français[...] ignore le sens des éléments de l'expression *avoir maille à partir avec quelqu'un*“

Nach dieser Auffassung hat die Semantik der Komponenten, sobald der Prozess der Idiomatisierung vollzogen ist, für den Sprachbenutzer keine funktionale Realität mehr. In funktionalistischen Zusammenhängen wird häufig betont, dass kommunikative Funktionen von der Sprecherintention¹⁵⁵ abhängen. Vgl. HEINEMANN (2000:512):

„Der weitaus größte Teil der Linguisten setzt den Funktionsbegriff gleich mit der *Absicht*, dem *Ziel*, der *Intention* des/der Textproduzenten“ (vgl. LEWANDOWSKI 1990:469ff., HERINGER 1974:32ff.)

Und LEVINSON (2000:17) meint:

„Nur die Schlußfolgerungen, die eindeutig absichtlich übermittelt werden, lassen sich[...] als kommuniziert bezeichnen“ = „intentionale Kommunikation“ (op.cit:17f.)

Dieses „Intentionsmodell“ wird hier präferiert, weil eine Hinzunahme der Rezipientenperspektive (s. HALLSTEINSDÓTTIR 2001) zwangsläufig zu einer Psychologisierung von Sprache führt (vgl. MARTINET 1977), die hier vermieden werden soll. Vgl. MARTINET (1963:43):

„nichts [kann] als zur Sprache gehörig angesehen werden[...], wenn es nicht mehreren Personen gemeinsam ist“

Obwohl FÓNAGYs (1999:24) „Bewusstseinsmodell“ im Bezug auf Idiome gerade eine solche Psychologisierung zugrunde liegt, vgl:

„It seems reasonable to distinguish three levels of consciousness in the case of idiomatic expressions such as the German *Ich beiße mir lieber den Finger ab*

(1) I would never do such a thing. (Conscious)

(2) I would rather bite off my finger. (Preconscious)

(3) I would rather castrate myself. (Unconscious)“,

¹⁵⁴ Was nach KOLLER (1977:16) „jeder Intuition widerspricht“, womit er mit der Auffassung dieser Arbeit keineswegs im Widerspruch ist. Denn die Notwendigkeit des Funktionalismus ist nicht intuitiv, sondern sprachsystematisch basiert.

¹⁵⁵ „Intention“ muss hier i.e.S. verstanden werden. I.w.S. ist das Idiom natürlich vom Sender intendiert. I.e.S. ist aber meistens nicht intendiert, dass im Kopf des Rezipienten, vor allem in kritischen Kommunikationssituationen (8.3.), eventuelle Begleitbilder entstehen

zeigt das Modell immerhin, dass nur der konventionalisierte Inhalt *intendiert* vermittelt wird.

FLEISCHER (1981:269) meint zwar, dass die Verwirklichung der Sprecherintention davon abhängig ist, wie die Äußerung beim Empfänger ankommt¹⁵⁶. Hier wird aber nicht auf „Spekulationen über die Leserreaktion“ (BLACK 1954:64) auf Idiome eingegangen. Ins Zentrum wird dagegen die *idiomatische Kompetenz*¹⁵⁷ (DANIELS 1985, FEILKE 1996:107f.) gestellt, eine Kompetenz, die interindividuell erheblich variiert, auch unter Muttersprachlern (KOLLER 1974:4). Damit ist die Arbeit mit den meisten Versuchen „Kommunikation“ zu definieren, die nach PETERS (2003:3016) produzentenorientiert sind, im Einklang. Idiomatische Kompetenz hat demnach nichts mit der Fähigkeit zu tun, die Bedeutung von Idioms paraphrasieren zu können (vgl. BUHOFFER 1999:67f. und Kap. 3.6. bzw. 10.4.3.1.1.), was eine linguistische *Metahandlung* ist. Idiomatische Kompetenz deckt vielmehr die Fähigkeit ab, Idiome normkonform *rezipieren* und v.a. *produzieren* zu können. Die idiomatische Kompetenz scheint in den allermeisten Fällen auszureichen, um die Idiome im Korpus (10. und Anhang) funktional zu analysieren.

FLEISCHER (1981) gehört in der Idiom-Funktionsdiskussion zum Mainstream der Phraseologieforschung, indem er von einer lexikalischen Sonderstellung der Idiomatik ausgeht. Sein intralexikalisch-konfrontierendes Beispiel (op.cit:270):

etw. auf die hohe Kante legen vs. *einsparen*,

ist aber kein gültiges Gegenargument gegen die hier vorgelegte Sichtweise, denn der funktionale Unterschied zwischen Idiom und Monolexem liegt nicht in der Kategoriezugehörigkeit Idiom vs. Nicht-Idiom, sondern v.a. darin, dass *einsparen* im Gegensatz zum Idiom registermäßig und pragmatisch neutral ist. Dieser Unterschied wäre auch intrakategorial bei

Polizist vs. *Bulle*

festzustellen. Die von FLEISCHER (ebd.) bemühten „mentalen Zustände“ sind nicht phraseologiespezifisch. Die so genannte „pragmatische Potenz“ haben nicht nur Idiome, sondern auch andere Teile des Wortschatzes (9.5.). Die Funktionen, die FLEISCHER (1981) Idiomen zuschreibt, darunter „Wecken der Aufmerksamkeit“, „Herstellung engeren Kontaktes“ und „Manipulation“ mag für gewisse Textsorten teilweise stimmen, wie etwa Presseüberschriften (vgl. KOLLER 1977, BURGER 2003:161ff., FARØ 2003b, JAKOBSEN 2005c). Jedoch kann nicht von obligatorischen Funktionen von Idiomen die Rede sein (9.4.). Mit FLEISCHERs (1981:271) Auffassung, Idiome seien meist wertende Benennungen (= pragmatische Markierung) stimme ich zwar überein¹⁵⁸. Nicht aber mit seiner These, die

„Anwendung von Phraseologismen wie[...] *die Katze aus dem Sack lassen* erfolgt offensichtlich unter dem Einfluß sinnlicher Vorstellungen“ (op.cit:275)

Die Ikonographie ist in der Regel nicht Sender-, sondern höchstens Empfänger-relevant, und auch hier nur potenziell und jedenfalls sekundär, so wie

¹⁵⁶ In der Pragmatik traditionell als „Perlokution“ bezeichnet (LEVINSON 2000).

¹⁵⁷ Zu Kompetenz, s. COSERIU (1988).

¹⁵⁸ Somit wird z.B. mit *etw an den Mann bringen* ausgedrückt, dass derjenige, dem es gelingt, etwas zu verkaufen, geschickt o.ä. gewesen ist (s. KÜHN 1994:421).

„one may be able to form some mental image of a table, if asked to do so (in a context of mention, rather than use)[...]. But this does not prove that we normally do so“ (LYONS 1977:113)

Die Semantik eines Phraseologismus beruht *nicht* „in vielen Fällen auf einem durchsichtigen Bild“ (FLEISCHER 1981:275), sondern die Semantik ist das, was der Sprachbenutzer (systematisch) mit dem Idiom macht. Denn Idiome sind Teil des Systems geworden (HALLIDAY 1985:327):

„they are now the unmarked¹⁵⁹ form of encoding for these particular types of process. For most purposes it is unlikely that one will need to take care of their metaphorical [sic!] character in the analysis of a particular text“

Vgl. BUHOFFER (2001:12):

“In[...] [der] Mehrheit der Fälle kann ihr Gebrauch weder im Hinblick auf Intentionen noch im Hinblick auf bewusste Sprachwahl interpretiert werden“

Und in einem anderen Aufsatz meint sie:

„Es braucht[...] nicht der Fall zu sein, daß die wörtliche Bedeutung eine Rolle spielt. Es spricht vieles dagegen, daß diese wörtliche Bedeutung des ganzen Ausdrucks grundsätzlich oder jedenfalls in vielen Verstehensprozessen überhaupt realisiert wird“ (BUHOFFER 1997:223)

Das Lexikon ist zwar eher der Gegenstand bewusster Kontrolle als andere linguistische Elemente (HEATH 1988:1162). Das heißt aber nicht, dass mit dem Gebrauch von Idiomen immer eine bewusste „Idiom-Strategie“ verbunden ist. Im Gegenteil scheint dies die Ausnahme zu sein.

9.10. Die funktionale Normalität von Idiomen

Die funktionalistische und arbitraritätstheoretische Idiomhaltung dieser Arbeit, die für die späteren interlingualen Untersuchungen von großer Bedeutung ist (10.ff), ist in mehreren Sinnen ernüchternd: Somit wird von wertenden Aussagen über Idiomfunktionen und monolithischen Auffassungen Abstand genommen, die den Idiomen eine bestimmte Funktionskonstanz oder einen absoluten Sonderstatus zuschreiben (vgl.a. BURGER 2003:148). Damit unterscheiden sie sich u.a. von den funktional definierten *Routineformeln* (WOTJAK 2005:374). Idiome bilden funktional keine lexikalische Sonderkategorie. Für TRABANT (1996:157) funktionieren denn auch „die festen Wortkombinationen nicht anders als die Wörter“ (vgl.a. LUTZEIER 1995:45). Die Eindeutigkeit der Zuordnung zu einer Funktion oder einem Funktionsaggregat ergibt sich erst aus dem Kontext (DUGRA:390) bzw. dem außersprachlichen Kontext (GRASEGGER 1989:142, vgl. STATHI im Druck).

Es ist eine nicht zuletzt von Korpuslinguisten beobachtete Tatsache, dass Menschen, die sprachliche Phänomene beobachten, v.a. für das *Besondere* ein Auge haben (KENNEDY 1998, SINCLAIR 1991). Dem Alltäglichen, Unauffälligen wird meistens weniger Aufmerksamkeit zuteil. Es geht aber nicht an zu sagen, Idiome seien ein besonders „kreativer“ Teil der Sprache, würden „meistens“ modifiziert, seien „sprach- und kulturgebunden“, wenn empirische Untersuchungen an einem großen Material solche Konklusionen nicht zulassen. Das Bildhafte an Idiomen ist an sich *keine* Funktion und kein idiomexklusives Merkmal. Das anscheinend Auffallende an der Ikonographie von Idiomen ist v.a. eine *Kompetenzfrage*, d.h. je weniger man mit einem Idiom vertraut ist, desto eher wird man seine Ikonographie für kommunikativ

¹⁵⁹ Dies ist wohl zu modifizieren, vgl. 9.5.

signifikant halten, indem darin spezielle Senderintentionen identifiziert werden. Gerade eine „Überbewertung“ der Ikonographie ist das, was bei Fehldekodierungen durch Kinder¹⁶⁰ (vgl. SIALM 1987:45) oder Ausländer¹⁶¹ passiert (vgl. WOTJAK 1992a:108), bei Muttersprachlern in gewissen isolierten Experimenten, oder bei Thematisierung. In diesen Fällen handelt es sich sämtlich um *nicht-systemische* Dekodierungen.

HOLDCROFT (1991:40) attestiert Saussure ein “desubstanzialisiertes Zeichenkonzept”. Hier ist der Versuch getan worden, die Desubstanzialisierung einen Schritt weiter zu bringen, indem sie auf die Kategorie Idiome erweitert wurde, die zur Zeit Saussures eher eine folkloristische war – eine Sicht, die übrigens nicht ganz verschwunden zu sein scheint (vgl. 9.2.). Idiome werden wahrscheinlich zu einem erheblichen Teil in Texten verwendet, *weil es sie im Sprachsystem gibt* (vgl.a. SIALM 1987:40). Sie liegen den Sprachteilnehmern als Wortschatzelemente vor und werden von ihnen deshalb aufgegriffen, falls sie der kommunikativen Situation angemessen sind. Und wahrscheinlich auch weil sie mnemotechnisch gewisse Vorteile bieten. Wenn das wissenschaftliche Interesse an Idiomen ein funktionalistisches ist, muss eine genaue Unterscheidung zwischen *intendierter* Kommunikation als dem Primären, und sekundären *Kode*-bedingten Auffälligkeiten eines Textes gemacht werden. Denn es handelt sich bei Idiomen um „gegebene Formen“ (im Sinne von HJELMSLEV 1963), nicht um intendierte Botschaften.

Die Überfokussierung auf die Ikonographie von Idiomen erinnert an eine andere semiotische Problemstellung, nämlich wenn man bei einer Straßenüberquerung darauf fokussieren würde, dass das grüne Männchen mancherorts einen *Hut* trägt. Dies ist natürlich auffallend, wenn man aus einer „Kultur“ kommt, in der das Signal anders aussieht. Wenn man nun ins Spekulieren kommt, anstatt dass man die Straße überquert, wie es die Intention hinter dem Signal war, dann ist dies ein nicht-funktionaler (und damit anti-kommunikativer) Zugang zum Zeichen. Vermutlich sind sich Deutsche mehr oder weniger bewusst, dass ihre Ampelmännchen so aussehen, doch es bleibt ein Hintergrundwissen, das für die Zeichenfunktion, das Überqueren-der-Straße-Dürfen, keine Rolle spielt (s. STEINHART/SCHMAUKS 2001, HECKHAUSEN 1997). Vgl.a. SAUSSURES (1916c) Schachfiguren-Beispiel und das Kreuz in der dänischen Fahne, das heute wohl weder für Sender noch für Empfänger *innerhalb* des kulturellen Systems mit dem Christentum assoziiert wird¹⁶².

¹⁶⁰ Eine meiner Halbnichten (7 Jahre) beschwerte sich über unsere „Erwachsenenwitze“ beim Gebrauch des Idioms *få på hattenpuden* („auf den Hutkopf kriegen“: ‚kritisiert werden‘). Das ist eine eindeutige Fehl- weil Überinterpretierung der Sprecherintention.

¹⁶¹ MICHELSEN (1993) berichtet von einem Ausländer, der hinter dem Ausdruck *der er sort af mennesker* („schwarz von Menschen“, vgl. Nr. 1043. im DDIK, Anhang) eine rassistische Einstellung vermutete, während das Idiom *være på trapperne* („auf den Treppen sein“: ‚in Kürze auftauchen‘) zu einem misslungenen Rendezvous mit einem Nicht-Native Speaker führte, weil dieser am falschen Ort auftauchte (TA, Einleitung).

¹⁶² Ein anderes Beispiel wäre das quasi-universale Piktogramm für ‚Eisenbahn‘. Zwar ist interessant, dass der prototypische Zug offenbar immer noch wie in der Vorkriegszeit aussieht. Das ist aber ein sekundäres Merkmal am Zeichen, das seine Funktion nicht beeinflusst, zumindest nicht für „piktogramatisch kompetente“ Rezipienten.

9.11. Teilzusammenfassung

In diesem Abschnitt wurde für einen funktionalistischen Zugang zur Idiomatik (i.e.S.) argumentiert, die tentativ „Idiomatologie“ genannt wurde. Er unterscheidet sich von den bisherigen Zugängen dadurch, dass er (1) „ikonoklastisch“ ist, d.h. es wird davon ausgegangen, dass die Ikonographie des Idioms *an sich* keinen Wert für seine Normalfunktion hat. Diese ist traditionell der Hauptfokus der Phraseologieforschung gewesen, deshalb wurde der funktionale Wert der Ikonographie m.E. fälschlicherweise für selbstverständlich gehalten. Er unterscheidet sich von ihnen auch dadurch, dass (2) Idiome als Kategorie keine absoluten sprachlichen Sonderfunktionen haben, d.h. die Funktion eines Idioms ist im Allgemeinen die gleiche wie die anderer lexikalischer Einheiten oder Konstruktionen, d.h. eine *normallexikalische*. Damit wird keineswegs gesagt, dass Einzelidiome nicht lexikalische und paradigmatische Lücken ausfüllen können. Im Gegenteil: Dies scheint der Grund zu sein, warum viele Idiome überhaupt erst den festen Eingang ins Vokabular schaffen. Sind sie dort erst angekommen, werden sie einfach als Wortschatzelemente verwendet; manchmal wahrscheinlich deswegen, weil sie mnemotechnisch prägnant sind. Die *Primärfunktion* von Idiomen ist es also, Wortschatzelemente zu sein, und zwar gleichberechtigt mit monolexikalischen Elementen. Dies scheint die einzige Einheits- oder Superfunktion von Idiomen zu sein. Dass man eine linguistische Kategorie formal identifizieren kann (7.8.), heißt nicht, dass diese mit einer bestimmten (Sonder-)Funktion korreliert.

Es können zwar gewisse tendenzielle Idiomfunktionalitäten identifiziert werden. Z.B. sind Idiome meist pragmatisch markiert und informell. Klar ist außerdem, dass Idiome qua ihrer Polylexikalität und Ikonographie ein pragmatisches Thematisierungspotenzial haben, wofür drei unterschiedliche Typen (*formale*, *semantische* und *metakommunikative*) gezeigt wurden. Dass sie anhand dieses Potenzials gewisse Sekundärfunktionen, darunter *delectare*, ausüben können, sollte ihre viel wichtigere Primärfunktion aber nicht überschatten. Monolexeme können solche Funktionen auch ausüben. Außerdem deutet die Auswertung des Idiomkorpus darauf hin, dass Idiomthematisierung einen funktionalen Ausnahmefall bildet. Sie ist somit keine Eigenschaft am Idiom selbst, sondern ein bewusst eingesetzter, abweichender Gebrauch. Der normale Gebrauch von Idiomen ist viel weniger, wenn überhaupt intendiert.

Es wurde gegen Idiome als Klischees, kultur- und sprachspezifisch, farbenreich, kreativ, poetisch oder einen „semantischen Mehrwert“ habend argumentiert, weil diese „Eigenschaften“ entweder subjektiv, nicht idiomexklusiv oder linguistisch irrelevant sind. Es handelt sich, soweit überhaupt von „Merkmale“ die Rede ist, um solche, die nicht funktional sind.

Am Hypothesencharakter dieser Thesen soll nicht vorbeigeredet werden. Trotzdem bilden sie eine wichtige theoretische Teilgrundlage dieser Arbeit. Die Aufgabe, diese Thesen weiter empirisch zu untermauern bzw. zu falsifizieren zu versuchen, muss anderen Arbeiten überlassen werden.

TEIL II: Analysen

IDIOMÄQUIVALENZ LEXIKOLOGISCH, LEXIKOGRAPHISCH UND TRANSLATORISCH

10. Lexikologischer Teil

10.1. Einleitung. Zum Begriff „Lexikologie“

Für manche Linguisten ist Wortschatzforschung „a lexicographic task“, so z.B. HANKS (2004:246), während für GLÄSER (1986:166) lexikalische Einheiten mit „Wörterbucheintragungen“ erklärt werden (s.a. WIERZBICKA 1987:113 und BURGER et al. 1982:295). MALMGREN (1994:5) verwendet umgekehrt explizit „Lexikologie“ global für sowohl Wortschatzforschung als auch Lexikographie. Keines von beiden ist zweckmäßig, stattdessen wird hier konsequent zwischen „Lexikographie“ und „Lexikologie“ unterschieden. Dieser Teil der Arbeit beschäftigt sich somit mit einer besonderen lexikologischen Beschreibungsebene in Verbindung mit kontrastiver Idiomatik. Er soll m.a.W. klären, was die theoretische und praktische Grundlage einer lexikologischen Herangehensweise an die Idiomkontrastivik ist. Nach SPILLNER (1997:327) ist der Terminus *Lexikologie* alles andere als klar definiert. Und RÖMER/MATZKE (2003:3) stellen fest, dass der Bewusstseinsgrad einer solchen Disziplin nicht besonders hoch ist. Es scheint mir deswegen sinnvoll zu begründen, was in diesem Zusammenhang darunter verstanden wird.

WIEGAND (1994) definiert die Lexikologie als die Gesamtheit aller Forschungsbemühungen, die darauf abzielen, ein geordnetes Wissen zur Lexik einer Sprache bereitzustellen, damit dieses Wissen für andere, *nicht vorgängig definierte* Zwecke verwendet werden kann. Vgl. HASS-ZUMKEHR (2000:2):

„Unter Lexikologie verstehen wir Untersuchungen, die alles Wissenswerte zu einzelnen Wörtern, aber auch den Beziehungen zwischen den Wörtern, zum Gegenstand haben“

Lexikologie ist, wie SCHIPPAN (1987:11) sie definiert, die Wissenschaft von den lexikalischen Zeichen (vgl.a. LUTZEIER 2002:1), was eindeutiger als „Wortschatzforschung“ (SCHIPPAN 2002:61)¹⁶³ ist. Statt „lexikalische Zeichen“ ist auch der einfachere Terminus „Lexik“ verwendbar.

In dieser Arbeit wird von einem Lexikologie-Begriff Abstand genommen, der Lexikologie mit *lexikalischer Semantik*¹⁶⁴ gleichsetzt (ALBRECHT 1997:19), sie zu einem Teilgebiet der letzteren macht, wie z.B. bei SPILLNER (1997:328), oder „die Frage der Wortbedeutung als Kernstück der Lexikologie“ betrachtet, wie etwa

¹⁶³ Vgl. REICHMANN 1969, dessen Titel „Deutsche Wortforschung“ wohl aus diesem Grund in „Germanistische Lexikologie“ (= REICHMANN 1976) geändert wurde.

¹⁶⁴ Zumindest wenn man diese i.e.S., d.h. wörtlich versteht, wie es offensichtlich auch in WIEGAND (2005:19f.) geschieht.

LUTZEIER (2002:4) (vgl.a. HESSKY 1992:115). Die Bedeutung von Lexemen ist zwar ein wesentlicher Aspekt an der Lexikologie, doch die Lexikologie kann sich in der Wortsemantik nicht erschöpfen. Die Ausdrucksseite spielt in der Wortschatzforschung eine dem Inhalt prinzipiell gleichberechtigte Rolle (REICHMANN 1976), darunter bei Idiomem deren *Komposition* (s. 10.4.3.12.). Andere Aspekte sind z.B. *Syntax* und *Frequenz*, die in Verbindung mit der interlingualen Äquivalenz von Idiomem nicht übersehen werden sollten (10.4.3.8. und 10.4.3.10.), und die zwar Teil des *Zeicheninhalts* sind, jedoch kaum mit der Semantik des Zeichens gleichgesetzt werden können. Eine solcherart weite Lexikologiekonzeption wird auch von CRUSE et al. (2002) im Standardwerk zur Lexikologie (HSK) vertreten.

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich die Lexikologie nicht direkt – und nicht „aus praktischen Zwecken“ (PIETRO 1972:136) – mit kommunikativen Problemen beschäftigt, dass ihre Untersuchungen aber für die Lösung kommunikativer Probleme durchaus relevant sein können. Darüber nachzudenken ist jedoch nicht ihre Hauptaufgabe (vgl.a. OKSAAR 1970:85). Sie bildet nicht einmal „die Vorstufe für eine spätere Anwendung“ (RAABE 1972:60), sondern adäquater scheint mir zu sein, dass in Anwendungszusammenhängen lexikologisches Wissen gebraucht wird. Auf die Frage, welche Aufgabe die Lexikologie zu lösen hat, falls sie nicht unmittelbar anwendungsorientiert ist, sei hier also geantwortet, dass sie teils das Material für theoretische Aussagen über und Vergleiche von sprachlichen Inventaren liefern soll, teils soll sie eine Grundlage für andere Disziplinen liefern (HESSKY 1992:119), die das Material mittelbar, d.h. nach sorgfältiger Analyse der spezifischen Bedingungen ihres jeweiligen Anwendungsrahmens, in Anspruch nehmen können.

10.2. Kontrastive Lexikologie

Kontrastive Lexikologie (SCHWARZE 1981) kann folglich als

„Theorie und Praxis der Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Strukturierungen in der Lexik zweier oder mehrerer Sprachen“

bezeichnet werden (SPILLNER 1997:329). Alternativ formuliert kann sie als *theoretische* (vgl. SCHWARZE/WUNDERLICH 1985:9) Beschreibung von Lexemen, bzw. des Lexeminventars zweier oder mehr Sprachen definiert werden (vgl.a. COSERIU 1981). Diese Beschreibung erfolgt unter der Berücksichtigung der zwei Aspekte *Äquivalenz* und *Konvergenz*, d.h. der Übereinstimmung auf der Ebene des Inhalts oder des Ausdrucks, (s.a. FARØ 2000b, LUTZEIER 2002a:3). Von der Lexikologie als einer „holistischen“ Disziplin zu reden (LUTZEIER 2002b:35) ist insofern berechtigt, als mit „Beziehungen zwischen mehreren Wörtern“ (ebd.) auch interlinguale Zusammenhänge gemeint sein können. Forschungssystematisch ist die kontrastive Lexikologie als ein Teil der allgemeinen kontrastiven Linguistik (KL) (s. NICKEL 1972, BAUSCH 1973, HYLDGAARD-JENSEN 1977, REIN 1983, KRZESZOWSKI 1990) anzusehen, die sich auch mit der Grammatik i.e.S. beschäftigt, weshalb sie zwar viele Merkmale mit der KL teilt, mit dieser aber nicht identisch ist (vgl. COSERIU 1981:189f.).

Wenn NEWMARK (1993:87) in einem explizit translatorischen Zusammenhang schreibt, dass „[a]ll words can be translated independently of their context and text“ („isolated translation“, ebd.), so wäre es demnach adäquater, in diesem Fall von „kontrastiver Lexikologie“ zu reden.

10.3. Kontrastive Idiomatik aus der lexikologischen Perspektive

Woraus besteht nun der „Wortschatz“, der Gegenstand der Lexikologie? KJÆR (1995:1) fragt z.B:

„Sind nur Wörter Wortschatzeinheiten oder gehören auch Wortverbindungen dazu?“

Die Lexikologie wird zwar oft verkürzt als *Wortforschung* dargestellt (SCHWARZE/WUNDERLICH 1985:3¹⁶⁵), und Wörter werden i.A. auch als die „typischsten lexikalischen Einheiten“ oder sogar „prototypischen“ Spracheinheiten betrachtet (LUTZEIER 2002:6 bzw. SCHINDLER 2002:34). Trotzdem muss betont werden, dass die Lexikologie einen breiteren Gegenstandsbereich umfasst, nämlich Lexeme im Allgemeinen, d.h. nicht nur einfache bzw. komplexe Einzelwörter wie *Kopf* und *Wertschätzung*, sondern auch Wortteile (Affixe, vgl. MOTSCH 1992) wie *be-*, *mega-* und *-logie*, sowie Phraseme (vgl. SCHINDLER 2002; JACKENDOFF 2002:XV)¹⁶⁶. SCHIPPAN (1987:31) stellt aus einer onomasiologischen (s.a. 8.4.) Perspektive Wörter und Phraseologismen nebeneinander, wenn es darum geht, konkrete Nominationsaufgaben zu lösen (vgl. 9.6.). Als Teilmenge der Lexik ist somit eine Kategorie „Phraseolexik“ identifizierbar (VALENTIN 2001:247). Auch KRZESZOWSKI (1988:78) meint, dass Phraseme „contribute to the domain of lexicology“. Und VALENTIN (1999:20) geht davon aus, dass „ein Phrasem eine Kombination von Elementen [ist], die der stabilen¹⁶⁷ Lexik der Sprache angehört“ (vgl. JANDA 1997 für ein extremes Beispiel). Nach Dobrovol'skij (2002a:450) muss

„die kontrastive Phraseologie[...] imstande sein, im Ergebnis einer empirischen Untersuchung, die hauptsächlich im Vergleich vieler authentischer Kontexte in L1 und L2 besteht, alle relevanten Gebrauchsspezifika des betreffenden Idiompaares zu beschreiben“

Obwohl ich mit dem Grundgedanken Dobrovol'skijs übereinstimme, möchte ich meine Position etwas anders formulieren. Es ist zwar richtig, dass die *monolinguale* lexikologische Idiomatik u.a. die Aufgabe hat, die Gebrauchsspezifika der Idiome zu beschreiben; bei der kontrastiven Idiomatik kommt aber ein zusätzlicher Faktor hinzu. Denn es kann nicht einfach von vorliegenden, gesicherten „Idiompaares“ ausgegangen werden, sondern die erste Frage der kontrastiven Idiomatik muss sein, was überhaupt Idiomäquivalenz *konstituiert*, wie die Hauptfrage dieser Arbeit lautet (2.2.). Erst wenn diese Frage beantwortet und die Antwort in einen Kriterienkatalog umgesetzt worden ist, können die Äquivalenz*hypothesen*, wie man sie in dieser ersten Phase nennen sollte, herangezogen werden. Eine Überprüfung der Äquivalenzhypothesen zu möglicherweise interlingual äquivalenten Idiomen anhand dieses Kriterienkatalogs ermöglicht es dann festzustellen, ob es sich tatsächlich um „Idiompaares“ (= Äquivalente) handelt, oder ob man sie als „Pseudoäquivalente“ bezeichnen muss. Bis zu diesem Schritt kann man nur von „hypothetischen Idiompaares“ (HIPs) ausgehen. Dies scheint mir theoretisch und methodisch adäquater zu sein, als mehr oder weniger unreflektiert vom „gleichen Phrasem in beiden Sprachen“ (HENSCHL 1993:139) oder einfach von „Entsprechungspaars“ (KOLLER 1974:2) auszugehen, vor allem wenn man sich wie

¹⁶⁵ An anderer Stelle (9f.) werden aber auch Phraseme und Wortbildungselemente dazu gezählt.

¹⁶⁶ Fehlende Präzision, diesmal aufgrund von zu hoher Breite, legt die Definition „Wortbildung als die Erzeugung von Nominations[...]einheiten“ (WOLF 2002:83) an den Tag. Phraseme sind auch Nominationsseinheiten, ihre Bildung (Phraseologisierung) gehört aber nicht zur Disziplin der Wortbildung (vgl. FLEISCHER 1992).

¹⁶⁷ Stabilität ist hier nur lexikalisch und syntaktisch zu verstehen und dabei übrigens relativ: *Modifikationen* gehören mittlerweile zu den bekannten phraseologischen Phänomenen..

Koller (ebd.) bewusst ist, dass die Äquivalenz in Wirklichkeit nur ein Phänomen des „ersten Blicks“ ist.

Wenn man nach der Aufgabe der kontrastiven Idiomatik fragt, ist es nützlich sich vor Augen zu halten, dass die meisten Menschen instinktiv lexikologisch denken, wenn sie über die Beziehung zwischen den Wortschätzen zweier Sprachen reflektieren. Am Anfang dieser Arbeit stand die „Urfrage“ der lexikologischen Idiomkontrastivik, nämlich „wie heißt das Idiom X in der Sprache Y?“. Nicht nur unter Laien wird solcherart an den Wortschatz herangegangen, sondern auch Sprachwissenschaftler verfahren so:

Der deutschen Redensart 'Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen' entspricht englisch 'to kill two birds with one stone' (zwei Vögel mit einem Stein töten); italienisch: 'prendere due colombi con una fava' (zwei Vögel mit einer Bohne fangen) und schon lateinisch: 'duo parietes de eadem fidelia dealbare' ('zwei Wände aus demselben Tünchgefäß weißen' (RÖHRIG 1991:27)

Wenn zwischen Lexemen aus zwei oder mehr Sprachen eine abstrakte Äquivalenzbeziehung etabliert wird, handelt es sich um eine lexikologische Herangehensweise¹⁶⁸, die immer auf einer (meist impliziten, vgl. 5.8.) Theorie über Idiomäquivalenz basiert. Dabei interessiert prinzipiell nicht der Zweck des Vergleichs (wie etwa DOBROVOL'SKIJ 2002a:443 meint), sondern nur dessen Charakter als *Wortschatzkontrastierung*.

In der Forschungsgeschichte der allgemeinen kontrastiven Idiomatik spielt der lexikologische Zugang offensichtlich die Hauptrolle. Selbst wenn der Kontext translatorisch oder lexikographisch ist, ist die Perspektive trotzdem meistens lexikologisch, indem unreflektiert „inventariell“ (6.3.3.) vorgegangen wird. Es wird immer wieder die lexikologische Urfrage gestellt und wenig nach den Erfordernissen des spezifischen disziplinären Kontextes gefragt (vgl. 2.1.1.). Das ist es, was ich mehrmals die „monolithische“ Idiomäquivalenzvorstellung genannt habe.

10.4. Äquivalenzaspekte

10.4.1. Einleitung

In (5.8.) wurde „Äquivalenz“ als das Kriterium bezeichnet, nach dem interlingual Einheiten einander zugeordnet werden können. Dies ist zwar ein definitorischer Rahmen, jedoch kein operationeller. In vielen Zusammenhängen gilt, dass "equivalence is taken for granted rather than defined" (Ivir, zit.n. WILSS 1977:157). Ein wissenschaftlicher Idiomäquivalenzbegriff muss sich von einer unklaren, intuitiven Annahme über "Übereinstimmung" entfernen und an deren Stelle einen Begriff stellen, der so weit wie möglich operationalisierbar ist. SCHMIDT (1982:78) nähert sich dieser Zielsetzung, indem er sich ein Modell von „Äquivalenzebenen“ vorstellt. Nun ist Äquivalenz in mehreren Ebenen kaum das anzustrebende Ideal – wohl aber Äquivalenz nach unterschiedlichen expliziten Granularitätsebenen (5.6.). Ein erstes Ziel besteht m.E. darin, eine hypothetische Bestimmung von intersprachlich äquivalenten Idiomem durchzuführen. Dies geschieht am besten dadurch, dass Äquivalenz *nach innen* spezifiziert wird. In vielen Arbeiten wird lexikalische Äquivalenz mehr oder weniger mit dem semantischen Aspekt gleichgesetzt (z.B. in WIEGAND 2005), was aber eine

¹⁶⁸ „Alle machen es, aber nur wenige scheinen es zu bemerken“ (LUTZEIER 1996:119).

unangemessene Einengung des Problems ist. Dressler (zit.n. WILSS 1977:183) schlägt differenzierender vor, dass

„der Äquivalenzbegriff in aufsteigender Reihenfolge eine syntaktische, eine lexikalische und eine stilistische (textpragmatische) Dimension auf[weist]“,

Dies ist durchaus ein Schritt in die richtige Richtung, aber kaum hinreichend, wenn es sich um Idiomatik handelt. SCHOLZE-STUBENRECHT (1995) betrachtet Äquivalenz als einen Komplex, der in Wirklichkeit aus verschiedenen *Äquivalenzaspekten* besteht (vgl. FARØ 2004c)¹⁶⁹. Diese Atomisierung des monolithischen und deshalb praktisch schwer zu handhabenden Begriffs „Äquivalenz“ ist wissenschaftlich sehr fruchtbar. Die Äquivalenzaspekte sind Teilelemente des Äquivalenzproblems, die jeder für sich für die Frage von Äquivalenz zwischen lexikalischen Einheiten relevant sind. SCHOLZE-STUBENRECHT's (1995) Modell umfasst insgesamt 14 Aspekte, wobei er betont, dass das Inventar nicht unbedingt vollständig ist. Trotzdem ist sein Ansatz ein wichtiger Ausgangspunkt, um das Problem Äquivalenz zu operationalisieren.

10.4.2. Idiomäquivalenzaspekte

Obwohl in dieser Arbeit z.T. andere und v.a. mehr Äquivalenzaspekte als bei SCHOLZE-STUBENRECHT (1995) analysiert werden, muss auch hier betont werden, dass es sich um ein vorläufiges Inventar handelt, das mit großer Wahrscheinlichkeit ergänzt werden kann. Darauf deutet u.a. hin, dass die Relevanz mehrerer Aspekte dieser Arbeit erst während der empirischen Untersuchungen selbst erkannt wurde. Der Sinn dieses Kapitels ist daher eher, einige Idiomäquivalenzaspekte exemplarisch zu diskutieren. Unten folgt zunächst eine Übersicht über die einzelnen untersuchten Aspekte; die Unterteilung nach Hauptgruppen ist tentativ, u.a. weil sich die Kategorien überschneiden. Die Unterscheidung mag trotzdem eine gewisse Orientierungshilfe bieten:

I. BEDEUTUNGSASP.	II. GRAMMAT. ASPEKTE	III. ANDERE ASPEKTE	IV. FRAGW. ASPEKTE
1. Bedeutung	7. Valenz	17. Zeichenfrequenz	A. Kultur
2. Bedeutungsstruktur	8. Subjekt: Korrelat	18. Merkmalfrequenz	B. Kognition
3. Semantische Selektion	9. Präpositionalobjekt u. Genitivattribut	19. Lexikalische Kategorie	etc.
4. Aktionsart	10. Akk.obj: Objektsatz	20. Komposition	
5. Pragmatik	11. Dativobjekt	21. Ikonographie	
6. Temporalität	12. Präpositionalobjekt und Adverbial	22. Diachronie	
etc.	13. Attribuierung	23. Diatopie	
	14. Satzspaltung	24. Register	
	15. Wortart	etc.	
	etc.		

Fig. 6: Idiomäquivalenzaspekte

¹⁶⁹ Vgl.a. ECKERT/GÜNTHER (1992:149), die von „Äquivalenzfaktoren“ sprechen.

Die Darstellung der Idiomäquivalenzaspekte erfolgt anhand der bereits erwähnten HIPs, d.h. Paare von jeweils zwei Idiomen, die auf Grund von formal-strukturellen Merkmalen und lexikographischer Evidenz äquivalent zu sein scheinen. Die Idiome werden im Folgenden jeweils als „I-DE“ (deutsches Idiom) und „I-DÄ“ (dänisches Idiom) abgekürzt. Bei der Analyse der einzelnen Aspekte anhand von konkreten HIPs ist es nicht so, dass immer nur *ein* Aspekt relevant ist, im Gegenteil: In vielen Fällen überlappen sich mehrere Aspekte. Davon wird vorläufig abgesehen, weil es mir zunächst um die Fokussierung auf jeweils einen Aspekt geht. Man könnte die Frage stellen, ob es sich nicht lohnen würde, das obige Inventar zu gewichten. Der funktionalistische Zugang zum Problem Idiomäquivalenz (3.), der diese Arbeit prägt, legt zwar in anderen Disziplinen durchaus eine Gewichtung der theoretischen Aspekte nahe, aber nicht im lexikologischen Kontext, der ja keinen äußeren Zweck außer dem Vergleich selbst hat (vgl. 10.1.). Eines solchen würde es bedürfen, um die einzelnen Aspekte gewichten zu können. Kontrastive Lexikologie ist in einem ganz spezifischen Sinn „zwecklos“, im Gegensatz etwa zur Übersetzung und Lexikographie, die mich später (11. und 12.) beschäftigen werden: Dort spielen Zwecke oder Funktionen sogar die Hauptrolle, was im Einzelfall eine Gewichtung der Äquivalenzaspekte geradezu notwendig macht. Zunächst geht es hier also nur um die Darstellung der einzelnen idiomatischen Äquivalenzaspekte sowie um den empirischen Nachweis ihrer Bedeutung für die interlinguale Arbitrarität von Idiomen (vgl. 8.8.5.2.).

10.4.3. Die einzelnen Äquivalenzaspekte

Bei der Untersuchung von Idiomäquivalenzaspekten werden, im Einklang mit den methodologischen Überlegungen in 4.5.4., in der Regel *Google*-Stichproben (Subkorpus-Methodik) genutzt. Wenn im Text somit z.B. auf eine „2x25-Stichprobe“ verwiesen wird, heißt dies, dass anhand von Google eine zufällige aber systematische Stichprobe erhoben wurde, die eine Aussage über den Gebrauch der beiden Idiome in der jeweiligen Sprache zulässt. Im Text selbst werden dabei nur einzelne Beispiele aus diesen Stichproben gegeben. Es wurde darauf verzichtet, sämtliche Stichprobenbeispiele im Anhang zu dokumentieren, da dies zu aufwändig und auch wenig relevant wäre, weil es den Wert der Analysen kaum steigern würde. Bei den HIPs wird häufig von Angaben in bilingualen Wörterbüchern ausgegangen, die anhand von Sigeln angegeben werden (z.B. MU, GY₁), vgl. Abkürzungsverzeichnis S. 8.

(I) BEDEUTUNGSASPEKTE

10.4.3.1. Der semantische Aspekt

Der Aspekt *Semantik* (s. ETTINGER 1994:124ff.) wird in diesem Zusammenhang i.e.S. verstanden. Dies hängt damit zusammen, dass „Äquivalenz“ ja recht differenziert aufgefasst werden soll. Somit werden andere bedeutungsmäßige Aspekte in eigenen Kapiteln behandelt, darunter *Bedeutungsstruktur*, *Aktionsart*, *Ikonographie* und *Pragmatik*. Im Einklang mit dem hier vertretenen Konzept „semantische Gebrauchstheorie“ (3.4.) soll bei den kontrastiven Bedeutungsanalysen untersucht werden, wozu Zeichen kontrastiv *tendieren*, m.a.W. was typisch ist. Damit geht es mir explizit *nicht*, im Gegensatz etwa zu RAABE (1972:66), um „die Summe aller

möglichen Verbindungen, die sprachliche Zeichen eingehen *können*“ [m.H.], v.a. weil die Bestimmung des in einer Sprache Möglichen erfahrungsgemäß ein problematisches Unterfangen ist (vgl. SINCLAIR 1991). Inwiefern kann also die Semantik für die interlinguale Äquivalenz von Idiomen ein Problem sein? Wann wird m.a.W. Bedeutung zum Äquivalenzaspekt?

a) Ein erstes Beispiel ist das HIP *holde ngn stangen – jm die Stange halten* (JE), bei dem eine 2x25-Stichprobe folgendes Resultat ergab: In fast 100% der Belege kann I-DÄ mit ‚sich erfolgreich gegen jn/etw verteidigen‘ paraphrasiert werden, vgl:

(23.) Vi **holder** dem **stangen** ved Slaget på Reden, men ydmyges i 1807, hvor København udsættes for historiens første civilbombardement (www.fredsnyt.dk)

Dagegen ist das Bild für I-DE anders; hier ist eine Paraphrase wie ‚jn unterstützen, verteidigen‘ adäquat, vgl:

(24.) Natürlich waren die Franzosen nicht die einzigen, die mit Saddam Hussein Geschäfte machten[...]. Aber Frankreich war entschlossen, bis zum bitteren Ende Saddam **die Stange** zu **halten** (www.aspenberlin.de)

Es scheint also hier eine antonymische Beziehung vorzuliegen¹⁷⁰, was ein recht eindeutiger Fall von Bedeutungsdivergenz ist. Auffallend ist jedoch der im Material einzige abweichende Beleg:

(25.) Zu Beginn des Bürgerkrieges verfügten die Serben daher faktisch über eine gut ausgerüstete Berufsarmee, der die Milizen der übrigen Teilstaaten nicht **die Stange** zu **halten** vermochten (www.deployzone.com)

In diesem Beleg hat das Idiom offensichtlich dieselbe Bedeutung wie I-DÄ. Die Abweichung lässt sich varietätenlinguistisch (vgl. NABRINGS 1981) erklären, denn der Beleg stammt von einer schweizerischen Homepage. Im Schweizerhochdeutschen¹⁷¹ scheint diese Bedeutung etabliert zu sein, vgl. DU11, VWD und BURGER (2003:203) – übrigens auch im Schwedischen (KOLLER 1974:16). Man müsste bei der festgestellten Bedeutungsdivergenz Dänisch-Deutsch also präzisieren: *deutsches* Deutsch (Bundesdeutsch, vgl. AMMON 1995). Damit ist auch die Relevanz eines diatopischen Äquivalenzaspekts begründet, vgl. 10.4.3.14. und DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005:62f.). Der diatopische Unterschied unterstützt die hier vertretene These der Arbitrarität von Idiomen.

b) In *vove det ene øje – ein Auge riskieren* sind die Idiome kompositionell zwar nicht totalkonvergent – I-DE ist im Vergleich zum dänischen Idiom undeterminiert und es hat kein Adjektivattribut –, ikonographisch kann aber keine Divergenz festgestellt werden (vgl. 10.4.3.6.), was die Idiome wohl auch überhaupt erst zum HIP qualifiziert. Zwei typische Beispiele sind:

(26.) Jeg **vover det ene øje** og udnævner HK Århus' kantine til Danmarks sundeste kantine 2003 (www.hkblade.dk)

¹⁷⁰ I-DÄ mag sich auch ikonographisch (vgl. 7.11.4.) von I-DE unterscheiden, was wahrscheinlich mit der Aussprache des Idioms zusammenhängt: Neuerdings fast immer ohne Knacklaut, wird das Idiom wohl eher mit ‚(mit den Hörnern) stoßen‘ assoziiert (vgl. FARØ 2004c).

¹⁷¹ Nicht mit „Schwyzerdütsch“ zu verwechseln, s.u.a. FARØ (2004f, 2005e). Zur Phraseologie des Schweizerhochdeutschen und des Schwyzerdütschen s. BURGER (2002b, 2003:196ff.). Zu Austro-Phraseologismen s. FÖLDES (1992), ERNST/PEYERL (2004). Vgl.a. VWD.

(27.) Splatter-Horror mit Action-Komponente, dadurch hebt er sich ein bisschen vom üblichen Hack'n Slash ab und ist es sicher wert, dass man mal **ein Auge riskiert**. Die Dragon DVD ist von sehr guter Qualität (www.ofdb.de)

Offensichtlich hat I-DE semantisch noch den Bezug zum ‚Sehen‘, während bei I-DÄ der Idiomatisierungsprozess (LEUSCHNER 2001, MUNSKE 1993) weiter fortgeschritten ist. Hier ist die Bedeutung des Idioms nicht länger das ‚(Hin-)Sehen‘, sondern die semantische Leistung des internen Objekts (*ein Auge*) ist praktisch gleich null. Stattdessen trägt das Verb *vove* im Prinzip allein die Bedeutung des I-DÄ, wobei ‚das Gewagte‘ meistens eine Aussage, darunter eine Vorhersage zu sein scheint.

c) Im Dänischen und Deutschen existieren ikonographisch homologe Idiome, bei denen bei jemandem „eine Klappe nach unten geht“. Ihre Bedeutung ist aber offenbar unterschiedlich:

(28.) Ydermere **gik klappen ned** for mig både i går og i dag i matematik, og jeg kan ikke udstede [sic!] to sammenhængende sætninger (www.fyldepenner.dk)

(29.) Die Einflussmöglichkeiten[...] der Studierenden[...] sind entsprechend gering. Nicht selten **geht** bei studentischen Vorschlägen bei einigen ProfessorInnen „**die Klappe ,runter**“ – und da die Studierenden auch nicht gemeinsam mit allen anderen Gruppen die Profs überstimmen können, werden viele Vorschläge ohne Diskussion abgelehnt (www.dschungelbuch.fsk.uni-heidelberg.de)

Obwohl die Empirie zunächst kein eindeutiges Bild hergibt, scheint der Unterschied u.a. in den Semen ‚nicht-können‘ (Dänisch) vs. ‚nicht-wollen‘ (Deutsch) zu bestehen. Dabei geht es bei I-DÄ in erster Linie um ‚Denken‘, während ‚Akzeptieren‘ für das deutsche ein typisches Sem zu sein scheint. In den jeweiligen Belegen *weiß* die Schülerin in Mathematik nicht weiter, während die „ProfessorInnen“ bestimmte Vorschläge nicht akzeptieren *wollen*.

d) Beim teilkonvergenten HIP *ngt er en by i Rusland (for ngn) – etw sind (für jn) böhmische Dörfer* (Quaternärelation, 10.4.3.12.), bei dem es sich um Normäquivalente (12.9.) handelt, ist der beobachtete Bedeutungsunterschied zwar recht subtil – er kann trotzdem systematisch identifiziert werden. Bei den deutschen Realisierungen handelt es sich um Beispiele wie dieses:

(30.) Meldungen aus den Gebieten Gentechnik, Hirnforschung und Astronomie lassen[...] aufhorchen. Nur leider wird[...] gerne auf erläuternde Hintergrundinformationen verzichtet[...]. Leicht bleibt dann der persönliche Eindruck zurück: „Das **sind** für mich alles **Böhmische Dörfer!**“ Denn was ist eigentlich ein Gen und wie lässt es sich manipulieren? (www.centrum.online.de),

dessen Bedeutung etwa durch ‚etw ist für jn völlig unverständlich‘ zu paraphrasieren ist. Bei einem Beispiel wie diesem:

(31.) Hvordan tilbyder jeg min hund den bedste dagligdag med et indhold, hvor understimulation **er** „en **by i Rusland**“? (www.hundeskole.dk),

läge die Interpretation zwar nahe, dass die gleiche Bedeutung vorhanden ist. Bei den restlichen 24 Belegen wird aber deutlich, dass es sich bei I-DÄ um eine systematisch andere Bedeutung handelt:

(32.) Hjemme er det mest mig, der laver mad, faste spisetider **er en “by i Rusland”**, og så har vi TV på toilettet (home14.inet.tele.dk)

(33.) Jens Peter [er] også astrolog og kunne ud fra mit lagte horoskop fortælle mig nogle ting,[...] bl.a. med hensyn til kærligheden, som for det meste **er en by i Rusland** for mit vedkommende, men at der skulle være muligheder lige nu (www.netnaturdoktoren.dk)

In keinem dieser Fälle, bei denen es um Alltagsbezeichnungen wie „feste Essenszeiten“ und „Liebe“ geht, kann davon die Rede sein, dass etwas nicht *verstanden* wird. Der semantische Kern dieser Äußerungen ist eher, dass etwas ‚nicht *vorhanden* ist, nicht *existiert*‘. Ein Fall von semantischer Totaläquivalenz ist dieses HIP deshalb kaum.

e) Das HIP *lede/søge med lys og lygte efter ngt – etw mit der Laterne suchen* (vgl. FARØ 2001) wird trotz einer nicht ganz homologen Komposition häufig als äquivalent aufgefasst (MU, GY₁, POL). Nach DDO bedeutet I-DÄ ‚sehr gründlich suchen‘, vgl:

(34.) Vi **leder med lys og lygte efter** en brugt Christianiacykel, gerne lidt defekt, men i pæn stand (www.brugt.dk)

(35.) det er en karakteregenskab, de fleste arbejdsgivere **søger efter med lys og lygte** (www.textcon.dk)

Die Beispiele zeigen zunächst, dass die Paraphrase ‚gründlich suchen‘ wohl z.T. zu kurz kommt, denn es kann offensichtlich auch von einer ‚starken Nachfrage‘ die Rede sein, ohne dass unbedingt konkret ‚gründlich gesucht‘ wird. Aber wie wird I-DE realisiert? Zwei repräsentative Beispiele einer 25-Stichprobe sind diese:

(36.) Lehrkräfte an der Sekundarstufe I müssen wieder **mit der Laterne gesucht** werden (www.I-gl.ch)

(37.) Schüler, die ungebräuchliche Musik arbeiten wollen [sic!] [...], kann man **mit der Laterne suchen** (www.lotusrecords.at)

I-DE wird offenbar in der Regel mit einem Modalverb realisiert: *jn/etw suchen können/müssen*, während I-DÄ generell ohne konstruiert wird, was Hand in Hand mit einer Bedeutungsdivergenz zu gehen scheint: Bei I-DE geht es offensichtlich darum, dass ‚jd/etw kaum vorhanden ist‘, und nicht dass konkret nach etwas gesucht wird; insofern ist I-DE idiomatisierter als I-DÄ. Eine semantische Äquivalenz liegt hier nicht vor.

f) Als letztes Beispiel für Bedeutungsdivergenz bei (quasi-)konvergenten HIPs sollen die hyperbolischen Idiome *have hovedet under armen – den Kopf unter dem Arm tragen* dienen. Eine 2x25-Stichprobe ergab keine äquivalenten Gebrauchsbelege der beiden Idiome. Ihre jeweilige Bedeutung zeigen diese Beispiele für typische Realisierungen:

(38.) Det nytter ikke, man kører med **hovedet under armen**¹⁷²[...] Så kør fornuftigt, uden at køre hasarderet (www.racedrivers.dk)

(39.) Das übliche Verständnis einer Notfallstation ist, dass man erst dort erscheint, wenn man „**den Kopf unter dem Arm trägt**“ (www.bl.ch)

Diese Belege spiegeln das eindeutige Muster wider, dass I-DÄ mit der Bedeutung ‚töricht sein, handeln‘ verwendet wird, während I-DE mit der Bedeutung ‚sehr krank/verwundet sein, am Sterben liegen‘ auftritt. I-DÄ betont dabei meistens ein unerwünschtes Verhalten, vgl:

(40.) da drengene gik ud fra banen var de sure og tossede på sig selv, for de var godt klar over, at de havde spillet **med hovedet under armen** (dagbladetonline.dk)

Dagegen kann I-DE zwar dieselbe pragmatische Funktion haben, jedoch auch ein stark engagiertes oder sogar heroisches Verhalten implizieren, was pragmatisch eher in Richtung des Sprechaktes LOB geht:

¹⁷² Die Realisierung als Adverbial ist eine typische elliptische Variante des Idioms.

(41.) Wenn die Brasilianer ein Länderspiel haben, kommen die, egal ob sie **den Kopf unter dem Arm tragen** (www.bbv-net.de)

(42.) Unser Konzert wäre[...] fast noch gescheitert. Christian[...] kam zurück...mit einer[...] ausgekugelten Schulter. Den Arm in der Schlinge, **den Kopf unter dem Arm**[...] hat er unser Konzert gespült...Christian, du bist der Größte!!! (www.staus-online.de)

Es handelt sich bei diesem HIP also nicht um ein Bedeutungskontinuum, sondern um einen durchaus diskreten semantischen Unterschied.

g) Mit dem gemeinsamen Nominationsmotiv aus dem Boxen und einer fast totalkonvergenten Komposition sind *være (langt/helt) ude i tovene – in den Seilen hängen* ein nahe liegendes HIP (GY₁, MU). Der gebrauchsssemantische Bedeutungsvergleich legt aber erhebliche Divergenzen an den Tag:

(43.) schaut doch mal, wie die Schüler[...] früh morgens **in den Seilen hängen**. Teilweise fahren sie vorher noch[...] mit Bahn[...] an, d.h. sie stehen vor 6 auf (www.lehrerfreund.de)

(44.) Hun er ulykkelig, anorektisk og menneskesky. Da hun **er helt ude i tovene**, får Philibert hende installeret i den store lejlighed, hvor han og Franck forsøger at få noget mad i hende (www.litteratursiden.dk)

Die Gebrauchsstudien zeigen, dass I-DE meistens mit physischer Erschöpfung oder allgemeiner Handlungsunfähigkeit zu tun hat, während I-DÄ ‚mentale Schwäche oder Instabilität‘ bedeutet, was auch pragmatisch als BESCHIMPFUNG ausgenutzt wird:

(45.) hold kæft, hvor er du direkte dum og fuldstændig **ude i tovene**. Hvis du[...] er så utilfreds med den danske model, så fis da for helvede ud af landet (comom.dk),

was kaum für I-DE denkbar ist.

Es wurde eine Reihe von „subtle¹⁷³ semantic differences which become evident as a result of contrasting idioms“ (DOBROVOL'SKIJ 1999a) untersucht. Ob bei der Untersuchung von Idiomäquivalenz dabei von einer „Sonderstellung“ der Bedeutung ausgegangen werden kann, wie etwa bei HESSKY (1987:56), wird zu diskutieren sein.

10.4.3.1.1. Exkurs: Zu Bedeutungsparaphrasen

Bisher gibt es keine einheitliche Metasprache mit Hilfe derer sich die Semantik von Idiomem umfassend und eindeutig beschreiben ließe (PIIRAINEN im Druck). Da ich mich folglich traditioneller Bedeutungsparaphrasen bediene, soll ein methodologisches Problem besprochen werden, das erfahrungsgemäß zu Missverständnissen führt: Es wird hier nicht die Behauptung gemacht, die Paraphrasen seien mit dem Verhalten oder der Funktion des Idioms in allen denkbaren Aspekten *identisch* (vgl. WIERZBICKA 1987:99ff., DOBROVOL'SKIJ 2001). Im Gegenteil gilt, was GARDINER (1932:25) formuliert hat:

“one cannot speak about anything without altering it to some extent”

Die Bedeutungsparaphrase ist nur ein heuristisches Instrument, kein vollständiges Äquivalent (vgl. SIALM 1987:79). Trotzdem wird mit einer solchen Paraphrase der semantische Kern des Idioms getroffen (vgl. KUTSCHERA 1972:145). Es handelt sich, wie bei allen intersemiotischen Vermittlungen (JAKOBSON 1974c:155) um eine Annäherung, die den Empfänger dem Eigenständigen näher bringt. Man kann

¹⁷³ Dabei waren sie m.E. nicht sämtlich subtil (vgl.u.)

„von vornherein nicht erwarten, die „Regeln für den Gebrauch“[...] in Abstraktion zu erfassen und formulieren zu können[...]. Indem wir uns klar machen, wie ein bestimmter Ausdruck oder eine bestimmte Wendung in einer Situation zu verwenden ist[...], gewinnen wir einen wenigstens teilweisen Einblick in die Regeln für seinen Gebrauch und damit in seine Bedeutung. Diese Methode der sukzessiven Gewinnung von Einsichten in Bedeutungen, Bedeutungsgleichheiten und Bedeutungsverschiedenheiten ist langwierig und mühsam“ (STEGMÜLLER 1989)

Diese Feststellung konnte durch die hier unternommenen empirischen Untersuchungen des Bedeutungsaspekts, der ja nur *ein* Element des Gebrauchsbegriffs bildet, bestätigt werden.

10.4.3.2. Bedeutungsstruktur

Im Gegensatz zur „reinen“ Bedeutung ist der Aspekt Bedeutungsstruktur¹⁷⁴ eine Kombination aus idiomatischer Polysemie und dem relativen Frequenzaspekt, der mich erst später beschäftigen soll (10.4.3.10.2.). DOBROVOL'SKIJ (1999a) spricht von „asymmetrical polysemy“; dabei zielt sein Begriff auf 1:viele-Beziehungen ab, was unnötig eng ist. Es können auch viele:viele-Relationen identifiziert werden.

a) In FARØ (2004c) werden *det grønne bord* – *der grüne Tisch* in einem sprachwandeltheoretischen Rahmen untersucht. Hier sollen die Ergebnisse dieser Untersuchung vermittelt werden, die mit den kontrastiven Bedeutungsbeziehungen des HIP zu tun haben. Die Belegsätze exemplifizieren die Hauptrealisierungsvarianten der Idiome:

(46.) vi får jo gang på gang at vide, at det ikke hjælper på præstationen ved **det grønne bord** at være nervøse (www.dsg.dk)

(47.) AS Rom verliert **am grünen Tisch**. Die Disziplinarkommission[...] wertete die wegen der Verletzung des schwedischen Schiedsrichters[...] vorzeitig beendete Partie mit 3:0 für die Ukrainer (www.fussball24.de)

(48.) Als Leiterin einer Trainingsabteilung bin ich zur Zeit mit folgender Situation konfrontiert: Eine Unternehmensberatung hat den gesamten operativen Bereich untersucht[...]. Mit mir hat keiner gesprochen[...]. Es wurde **am grünen Tisch** konzipiert (www.mwonline.de)

(49.) Nervenstark **am grünen Tisch**[...]: Der deutsche Tischtennis-Superstar Timo Boll hat in seiner atemberaubenden Sportlerkarriere schon alles erreicht (www.timo-boll.de)

Eine 2x100-Stichprobe¹⁷⁵ zeigte eine signifikant divergente kontrastive Bedeutungsstruktur:

Bedeutung	Anteil Dänisch	Anteil Deutsch
1. ‚Examen‘	81%	0%
2. ‚technisch-juristische Instanz, die sportliche Zweifelsfälle u.ä. entscheidet‘	0%	60%
3. ‚rein theoretische, bürokratische Grundlage‘	0%	25%
4. ‚Spieltisch‘ (z.B.	7%	4%

¹⁷⁴ Siehe LEVIN-STEINMANN (2002b:214) für eine andere Verwendung dieses Terminus.

¹⁷⁵ Wegen der komplexen Polysemie.

Billard, Tischtennis, Roulette)		
5. sonstiges ¹⁷⁶	12%	11%

Fig. 7: Kontrastive Bedeutungsstruktur von *det grønne bord* – *der grüne Tisch*

Nur in der allgemeinen (metonymischen) Bedeutung ‚Spieltisch‘ (4.) kann offenbar überhaupt von Äquivalenz dieses HIP gesprochen werden. Sonst ist davon auszugehen, dass die im Dänischen frequenteste Bedeutung ‚Examen‘ bei den Sprechern dominant ist. Das einzige äquivalente Semem macht nur etwa 5% der Realisierungen aus, was mit einem eher unwahrscheinlichen äquivalenten Gebrauch des HIP gleichzusetzen ist.

b) Beim HIP *ngt ligger i luften* – *etw liegt in der Luft*¹⁷⁷ (JE) ergab eine 2x50-Stichprobe folgende Realisierungsvarianten:

(50.) Streik **liegt in der Luft**. Solidarität mit BauarbeiterInnen (switzerland.indymedia.org)

(51.) Hvis det **ligger i luften** – direkte eller indirekte – at en leder „har mere ret“, fordi han er leder, er han på vej til at sætte sig selv uden for bedømmelse (www.endetiden.dk)

Sie verteilen sich prozentual folgendermaßen:

Bedeutung	Präzisierung	Anteil Dänisch	Anteil Deutsch
1. Eine Situation ist von etw geprägt od. lässt etw als wahrscheinliches Ergebnis erscheinen	Objektiv (die Umstände lassen darauf schließen)	8%	100%
2. Eine Haltung u.ä. wird nicht direkt ausgedrückt, lässt sich aber aus einer Situation schließen	Subjektiv (Haltung anderer)	92%	0%

Fig. 8: Kontrastive Bedeutungsstruktur von *ngt ligger i luften* – *etw liegt in der Luft*

Auffallend ist v.a. die dänische Bedeutung 2., die im deutschen Material nicht vorkommt. Damit liegen unterschiedliche Bedeutungsstrukturen vor. Das HIP kennzeichnet außerdem ein divergentes syntaktisches Verhalten, das in 10.4.3.8. untersucht wird.

c) Eine weitere komplexe kontrastive Bedeutungsstruktur zeigt das HIP *ngt slår/... benene væk under ngn* – *etw zieht/... jm den Boden unter den Füßen weg* (MU) bei genauerer empirischer Untersuchung. Die folgenden Beispiele geben einen ersten Überblick über die unterschiedlichen Bedeutungsrealisierungen der Stichprobe:

(52.) Synet af en kvindelig buschauffør kan **slå benene væk under** en ung mand fra Iran[...]. ”Det var virkelig et kulturchok” (www.ekkofilm.dk)

(53.) Es sind die abrupten Schockeffekte, die die[...] Regisseurin[...] interessieren, jene Momente, die ihren Protagonisten auf einmal **den Boden unter den Füßen wegreißen** (www.frankfurterrundschau.de)

¹⁷⁶ Nicht-Idiomatisches, Proprien u.a.

¹⁷⁷ Vgl.a. SKÖLDBERG (2004:77ff.) für Analysen des schwedischen [HÄNGA] i luften.

(54.) Totalt ukendt herhjemme som kunstner **slår** den britiskfødte[...] sangerinde[...] Rachel Loshak **benene væk under** én, når man hengiver sig til nærmere gennemlytning af hendes fjerde udspil *Peach Pony* (gaffa.dk)

(55.) Ich habe mein Taizé-Debut[...] im reifen Alter[...] gegeben und es hat mir[...] **den Boden unter den Füßen weggezogen**[...]. Auch diesen Juni habe ich eine Woche dort verbracht um sämtliche spirituellen Akkus aufzuladen (www.burgundforum.de)

(56.) Der Tod, so heißt es, **reißt** den Lebenden **den Boden unter den Füßen weg** (www.main-rheiner.de)

(57.) Terrorangrebet 11. september har[...] **slået benene væk under** den skrøbelige verdensøkonomi (www.bny.dk)

(58.) die Wirtschaftskrise der 30er Jahre [hat] den Menschen **den Boden unter den Füßen weggerissen** (www.qantara.de)

(59.) Endnu en gang er det lykkedes for Amerikanske [sic!] Randall at præsentere en forstærker, som **slår benene væk under** alt andet i prisklassen (www.eskildsen.dk)

(60.) Ist das am Ende beabsichtigt? Dient das ganze[...] dazu, der Privatinitiative **den Boden unter den Füßen wegzuziehen**? (www.maecenata.de)

Das folgende Schema zeigt die Polysemie aus einer kontrastiven Perspektive:

Bedeutung	Anteil Dänisch	Anteil Deutsch
1a. stark überraschen (bes. negativ)	8%	12%
1b. großen (positiven) Eindruck auf jn machen; jm stark imponieren	72%	12%
1c. schockieren; großen Kummer auslösen	0%	24%
2. eine zerstörende (bes. wirtschaftliche) Wirkung haben	8%	28%
3. jn/etw im Wettbewerb schlagen, besiegen	12%	16%

Fig. 9: Kontrastive Bedeutungsstruktur von *ngt slår benene væk under ngn* – *etw zieht jm den Boden unter den Füßen weg*

Der recht gleichmäßig verteilten deutschen Struktur entspricht eine dänische, die von der Bedeutung *1b.* stark dominiert ist. Dies scheint die typische Bedeutung zu sein, die eine dänische Versuchsperson aller Wahrscheinlichkeit nach erwähnen würde, wenn sie nach „der“ Bedeutung von *ngt slår benene væk under ngn/ngt* gefragt würde. Sie ist die „Defaultbedeutung“ (vgl. STATHI im Druck) im Dänischen.

d) Mehrmals (JE, MU, GY₁) wird in Wörterbüchern das HIP *der er ingen hund, der gør ad ngt* – *kein Hahn kräht nach etw* erwähnt. Lexikologisch gesehen ist diese Beziehung aber in mehreren Hinsichten problematisch: Man kann feststellen, dass die frequentuelle Äquivalenz (10.4.3.10.) nicht gesichert ist. I-DÄ ist anhand von *Google* kein einziges Mal zu finden, und es ist in DDO und TA nicht kodifiziert. Meine Informanten (5 Personen) kannten es auch nicht. Einer davon meinte aber interessanterweise, dass „klar“ sei, was das Idiom bedeuten müsse (vgl. 13.3.3.). Dagegen wiesen zwei davon

auf *der er ingen kat, der gør ad ngt* hin, das sich in der Tat im TA und bei Google findet. Vgl:

(61.) da de styrter direkte ned midt i byen[...] **er der ikke en kat der gør af** [sic!] **det** (www.kandu.dk)

Neben dieser „substituierten“ (modifizierten, vgl. 9.3.1.2.) Form findet sich auch eine ohne Tierbezeichnung, aber stattdessen mit Indefinitpronomen:

(62.) Det er godt og sundt for børnene at få sig rørt [sic!], så det **er der** heller **ingen, der gør ad**. Problemet opstår, når trænerne[...] har brug for at der er flere skuldre til at bære byrderne (www.dgi.dk)

Die Belege für diese Form sind sehr selten. Die Problematik besteht darin, eine adäquate Beschreibungsmethode für die Behandlung des nicht mehr verwendeten I-DÄ in Relation zum I-DE zu finden. Offenbar bedeutet I-DÄ ‚etw kritisieren, problematisch finden, Einspruch erheben‘ u.ä. (vgl.a. TA). Zwar scheint dies auch die aktuelle Bedeutung von

(63.) Deutschland ist im Krieg und **kein Hahn kräht danach!** (shortnews.stern.de)

zu sein. Diese Bedeutungsvariante ist aber nicht repräsentativ für die ausgewerteten Belege, denn in den allermeisten (92%) der 25-Stichprobe handelt es sich um Beispiele wie diese:

(64.) „Jetzt schreien alle, und wenn das Schloss erst weg ist, **kräht kein Hahn mehr danach**“, versuchte der damalige DDR-Ministerpräsident Otto Grotewohl den Abriss zu verteidigen (www.berlinonline.de)

(65.) Warum regen sich die Frauen über die Beschneidung so auf. Bei uns Männer [sic!] **kräht kein Hahn danach** wenn wir verstümmelt rumlaufen müssen. Wobei, intelligente Frauen bevorzugen die intakten Männer. Meistens sind es innerlich verhasste Frauen die mit Männern schlechte Erfahrungen gemacht haben (www.siedeln.de)

Eine oberflächliche semantische Analyse würde in (63.)-(65.) das Sem KRITIK/EINSPRUCH identifizieren. Es ist aber der Unterschied zu beobachten, dass die Semantik von I-DE in Richtung ‚etw nachweinen‘ geht. Damit ist bei den beiden negierten Formen eine zwar nur potenzielle, jedoch häufig komplementäre pragmatische Sprechereinstellung beschreibbar: Bei I-DE ist sie oft negativ (Sprechakt KRITIK), während sie bei I-DÄ eher positiv zu sein scheint (Sprechakt TROST, SOLIDARITÄT). Neben den deutlichen Äquivalenzproblemen auf pragmatischer Ebene scheint die Bedeutungsstruktur des HIP unterschiedlich komplex zu sein. Damit nähern wir uns einer totalen semantischen Heterovalenz, d.h. einem absoluten Grad von Nicht-Äquivalenz.

e) Ein weiteres Beispiel bedeutungsstruktureller Nichtäquivalenz bildet das HIP *bide i græsset – ins Gras beißen* (vgl. KOLLER 1974:12, STATHI im Druck). Die untersuchten deutschen Belege haben alle die Bedeutung ‚sterben‘ (HESSKY 1987:65), vgl:

(66.) Als der stinkreiche Patriarch der Familie, der Bankier Gustav Bölle mann, **ins Gras beißt**, hinterlässt er seiner gierigen Sippschaft von seinem Millionenerbe rein gar nichts (www.dvdrome.com)

Dagegen ist die Bedeutung des I-DÄ anscheinend ‚eine Niederlage einstecken‘¹⁷⁸:

¹⁷⁸ Damit ist ein „Versprecher“ wie der von Leuninger (zit.n. BURGER 2003:18f.) dokumentierte *ins Grab beißen* im Dänischen psycholinguistisch wenig wahrscheinlich.

(67.) Irak skulle være et nyt Vietnam, der kunne få den arrogante amerikanske kolos til at **bide i græsset** endnu en gang (www.holocaust-info.dk)

Es ist klar, dass es hier nicht darum gehen kann, dass die USA ‚sterben‘ – allein wegen der Iterativität des Kontexts ist diese Interpretation unmöglich, denn ‚sterben‘ ist semelfaktiv¹⁷⁹ (CZOCHRALSKI 1977a:70). Der identifizierte Bedeutungsunterschied ist dabei nur innerhalb eines gegenwartssprachlichen Kontextes aufrechtzuerhalten. Denn Belege wie der folgende:

(68.) Her måtte Hans Bassewitz falde for sværd, og manges helt **bide i græsset**. De danske soldaters hu og gevær til morden og dræben var hvæsset (www.nomos-dk.dk)

könnten zunächst auf einen weniger eindeutigen Bedeutungsunterschied innerhalb des HIP hinweisen. Der Beleg hebt aber die festgestellte semantische Divergenz nicht auf, da der Text aus dem Jahr 1715 stammt, womit der synchrone Rahmen der Untersuchung eindeutig gesprengt wird. Das Problem weist auf die Relevanz eines *diachronischen* Äquivalenzaspekts hin, der in 10.4.3.13. behandelt werden soll.

Die Beispiele komplexer Äquivalenzbeziehungen zeigen, dass es verfehlt ist, davon auszugehen, dass die Frage nach „Äquivalenz“ bei Idiomen immer eine einfach zu beantwortende – monolithische – Frage ist (vgl. die „lexikologische Urfrage“, 2.1.1.). Die diskutierten Beispiele *der grüne Tisch – det grønne bord* und *ngt slår benene væk under ngn – etw reißt jm/etw den Boden unter den Füßen weg* können nicht undifferenziert als Äquivalente gelten; sie können andererseits auch nicht einfach als nicht-äquivalent (absolute „falsche Freunde“, FARØ 2004c) angesehen werden. Sie sind vielmehr relativ zu bestimmten Sememen äquivalent, was in einem ganz bestimmten Sinn als „partiell äquivalent“, aber kaum sinnvoll als „quasiäquivalent“ (ECKERT/GÜNTHER 1992:150) bezeichnet werden kann¹⁸⁰. Die teilweise sehr komplexen Bedeutungsstrukturen von Idiomen sind ein Problem, das in der Phraseologieforschung erst allmählich bekannt wird (vgl. SKÖLDBERG 2004:76f.). Ein Bewusstsein dafür hat sich dementsprechend noch nicht entwickelt, was spätestens dann für Schwierigkeiten sorgt, wenn konkrete Kommunikationsprobleme gelöst werden sollen, z.B. in Übersetzung und Lexikographie (vgl. Kap. 11. und 12.).

10.4.3.3. Semantische Selektion¹⁸¹

a) Beim normäquivalenten HIP *etw an den Nagel hängen – lægge ngt på hylden* steht ein inhaltlicher Aspekt anderer Art zur Diskussion. Bei der Überprüfung der lexikologischen Äquivalenz wurde zuerst untersucht, ob ein spezifisches Objekt des I-DÄ, das introspektiv als typisch empfunden wurde, auch für I-DE gilt. Diese Hypothese wurde falsifiziert: Denn den 99 Beispielen mit einer Form von *lægge cigaretterne på hylden* stand gerade 1 Beispiel mit *Zigaretten an den Nagel hängen* gegenüber. Es wurde daher eine übliche 2x25-Stichprobe vorgenommen. Zunächst einige Beispiele für Realisierungen, die auf den ersten Blick ähnlich scheinen:

¹⁷⁹ Vgl.a. JAKOBSEN (2005b:66f.), die von der „absolut einmaligen Handlung eines Lebewesens“ [m.Ü.] spricht.

¹⁸⁰ Auch der Terminus „Äquivalenzgrad“ (HESSKY 1987:64) scheint mir problematisch, da die Übereinstimmung mehrerer Äquivalenzaspekte kaum einem bestimmten „Grad“ entspricht.

¹⁸¹ Vgl. SKÖLDBERG (2004, 2005), HESSKY (1987:67f.).

(69.) [W]ir [erörterten seinen] Plan, die Kunst **an den Nagel zu hängen** und eine neue Laufbahn in der Politik zu suchen (www.freitag.de)

(70.) Vi kan godt **lægge** megafonen **på hylden**. Med [Fogh] ved roret har vi endelig fået en statsminister, der forstår, hvad det er, vi kvinder vil ha' (www.lo.dk)

(71.) jeg **lagde** hashen **på hylden** en uge-fjorten dage (www.hope.dk)

(72.) Iran [nægter] at **lægge** sit atomprogram **på hylden** (www.dr.dk)

Es zeigt sich aber bei genauerer Analyse, dass die Idiome mit unterschiedlichen Inhaltsobjekten interagieren. Dies lässt sich nachweisen, indem man die manifesten Objekte systematisch nach semantischen Kriterien einteilt¹⁸²:

(73.) **etw an den Nagel hängen**:

den Job (6x), den Beruf (3x), die Karriere (2x), die Gesangskarriere, die Arbeit, das Christ sein, den weißen Kittel, Tennis und Hockey, die Fußballschuhe, die Dienstwaffen, die [Priester-]Kutte, den Rennfahrerhelm, das Fliegen, meinen Superheldenanzug, das Akkordeon, mein Gewerbe, die Kunst: 'permanente Aktivität'

(74.) **lægge ngt på hylden**:

1. fodboldstøvlerne, handskerne, ketsjeren, bandet, hvepsetoxinerne, musikken, megafonen: [wie oben]

2. fløjshandsken, cigaretten, cigaretterne (2x), salaten, skvatmageriet og cykelhjelm, deres lesbiske markedsføringsforhold, stofmisbruget, sin hang til Elton John og blød 70'er-rock, benzodiazepinerne, antihistaminerne: 'schlechte Gewohnheit'

3. eksklusivforslag, filmen, kopimad, Lov NT4, Fun-sektionen, servicedirektivet, sit atomprogram: 'nicht realisiertes Projekt'

Was hier festgestellt werden kann, sind Unterschiede der semantischen Selektionsbeschränkungen (vgl. CHOMSKY 1969:188ff., DITTMANN 2002:294) des HIP. Es zeigt sich somit eine klare Tendenz, dass I-DE Objekte selektiert, die in Verbindung mit ‚permanenten, häufig professionellen Aktivitäten‘ verwendet werden (69. und 70.). Dabei werden diese Aktivitäten oft metonymisch ausgedrückt, z.B. durch *den weißen Kittel* (‚Arzt‘), *die Fußballschuhe* (‚Fußballspieler‘) und *den Rennfahrerhelm*. Die Objektselektion des I-DÄ ist wesentlich differenzierter: Zwar kommt wie auf Deutsch auch der Objekttyp ‚permanente, häufig professionelle Aktivität‘ vor. Darüber hinaus erscheinen bei I-DÄ aber außerdem zwei weitere Objekttypen; der eine Objekttyp kann als ‚schlechte Gewohnheiten‘ (71.) und der andere als ‚(noch) nicht realisiertes Projekt‘ (72.) paraphrasiert werden. Das HIP ist also nur äquivalent in Bezug auf die Objektvariante ‚permanente Aktivität‘. Von Totaläquivalenz kann nicht gesprochen werden.

b) Ein weiteres Beispiel für den Aspekt semantischer Valenz ist das HIP *im Keller sein – være (nede) i (kul-)kælderen*. Wenn man anhand einer 2x50-Stichprobe untersucht, mit welchen Subjekten die beiden Idiome auftreten¹⁸³, zeigt sich eine deutliche Divergenz:

¹⁸² Selbstverständlich kann dies nur anhand von größeren Kontexten geschehen, als ich sie hier präsentiere.

¹⁸³ Und zwar aus Sortierungsgründen jeweils mit dem Adverbialzusatz *völlig* und *helt nede*.

Subjekttyp	Person	„Körperzustände“	Preise	Laune, Stimmung	Sonstiges
Idiom					
<i>im Keller sein</i>	0%	24%	12%	10%	54%
<i>være (nede) i (kul-)kælderen</i>	86%	0%	2%	8%	4%

Fig. 10: Übersicht über die Subjektselektion von *im Keller sein* vs. *være (nede) i (kul-)kælderen*

I-DÄ erscheint offensichtlich typisch mit einem Personensubjekt, d.h. das Denotat des Subjekts bezeichnet jemanden, der (meistens psychisch) *im Keller ist*:

(75.) jeg har taget omkring 8-10 kg på de par mdr hvor jeg har været helt **nede i kælderen** (debat.jubii.dk)

Die sonstigen dänischen Subjekte sind eher peripher. Auffallend ist bei I-DE die fehlende Realisierung dieses Subjekttyps. Stattdessen nehmen „Körperzustände“ die erste Position ein, aber ohne das Dominanzniveau des dänischen Primärsubjekts annähernd zu erreichen:

(76.) Mein Eisenwert war auch völlig **im Keller**, sodass ich eine Bluttransfusion erhielt (www.dccv.de)

In beiden Sprachen sind *Preise* „im Keller“, wenn auch im Deutschen deutlich häufiger als im Dänischen:

(77.) Tatsache ist allerdings, daß die Preise für billiges Material völlig **im Keller** sind (app.post.at)

Subjekte wie *Laune* und *Stimmung* kommen auf Dänisch und Deutsch etwa gleich häufig vor:

(78.) die spielfreude dahin und die stimmung auf der bühne völlig **im keller** (www.mirrorofdeception.de)

Auffallend ist schließlich die hohe Repräsentation I-DEs unter der Kategorie „Sonstiges“, in der sehr unterschiedliche Subjekte vorkommen:

(79.) *dessen Fitness, Umsätze und Gewinne, der Altersdurchschnitt der Band, die Form, die Performance, das Niveau, mein Ego, der Wagen, das Selbstvertrauen, der Anteil ostdeutscher Betriebe, der Empfangspegel, die Lichtleistung, die Lust unserer Member, die Spannung, die Frames, die Moral für Abnehmen, Frames, sexuelle Lust, die Austria, der Speed, fps, die dl-rate, meine FR, die ambulante Koloskopie, Homers Intellekt*

Offenbar kann – abgesehen von ein paar Standardtypen wie oben – im Deutschen sehr vieles *im Keller* sein. Im Dänischen sind dagegen alle andere Subjekttypen als PERSON – und vielleicht auch ‚Stimmung/Laune‘ und ‚Preise‘ – als peripher zu bezeichnen.

Wie die Beispiele zeigen, muss die semantische (Objekt-)Selektion, die auch als „semantische Valenz“ bezeichnet wird (FLEISCHER 1992:61, SKÖLDBERG 2004:86), als ein eigener Idiomäquivalenzaspekt behandelt werden, der auf die lexikologische Gesamtäquivalenz Einfluss hat.

10.4.3.4. Aktionsart¹⁸⁴

In HYVÄRINEN (1992) wird die „aktionale Reihenbildung“ deutsch-finnischer Verbidiome untersucht. Dabei geht es um strukturelle Fragen, d.h. inwiefern das

¹⁸⁴ HELBIG/BUSCHA (2001:62ff.), BURGER (2003:26f.). Zu Aktionsart vs. Aspekt s. CZOCHRALSKI (1977a). Vgl.a. FILIPENKO (2001:13f.)

„phraseologische Feld“ von den jeweils theoretisch möglichen „phraseologischen Strukturvarianten“ (FLEISCHER 1982a) deutsch-finnischer Idiompaares besetzt ist. Die Äquivalenz des jeweiligen Paares wird bei Hyvärinen kaum in Frage gestellt, sondern die Äquivalenz der Idiome wird – da es sich um eine Arbeit im Rahmen des Projekts „Kontrastive Verbidiomatik Deutsch-Finnisch“ handelt (vgl. 6.2.) – eher vorausgesetzt (vgl. PIITULAINEN 1992). Aktionale Unterschiede von dänisch-deutschen HIPs sind in mehreren Fällen zu verzeichnen:

a) Das HIP *tage ngn ved næsen – jn an der Nase herumführen* (TA, MU, POL, vgl. a. FILIPENKO 2001:23f.) gehört zu den Normäquivalenten (12.9.). Eingedenk dieser Tatsache sind die aktionalen Divergenzen, die empirisch festgestellt werden können, auffallend. Die Aktionsart des I-DÄ ist Momentan (vgl. CZOCHRALSKI 1977a:70), während die des deutschen Durativ ist (vgl. HYVÄRINEN 1992:28), wie anhand der folgenden Beispiele gezeigt werden kann:

(80.) kurz darauf in Genf, bekam er mit, dass[...] er – Balzac – die ganze Zeit an der Nase herumgeführt worden war (www.balzac.brain-jogging.com)

(81.) Sie hat mich 1,5 Jahre lang nur **an der Nase herumgeführt** (www.verbuendete.de)

(82.) Ved første gennemlytning, måtte jeg så sandelig erkende at jeg var blevet **taget ved næsen**. Det var ikke noget for mig (karstenfilsoe.dk).

(83.) En del købere er i tidens løb blevet „**taget ved næsen**“, fordi det efterfølgende viste sig, at hvalpen slet ikke havde nogen stambog (www.dansk-kennel-klub.dk)

Ist, wie im Beispiel (83.) von einem Verlauf die Rede, ist die Aktionsart meistens als Iterativ zu verstehen (hier: die Käufer werden jeweils einzeln *taget ved næsen*), und nicht als Prozess. Der Einwand, dass dieser Unterschied an den Idiomen selbst ablesbar sei¹⁸⁵, basiert auf der Ikonizität der Idiome. Gerade die Ikonizität führt aber offenbar dazu, dass die Idiome in Wörterbüchern als äquivalent betrachtet werden – als Normäquivalente. Deshalb ist der ikonizitätsbasierte Zugang zur Äquivalenz methodisch unzulässig (vgl. 14.1.).

b) Im zweiten Beispiel handelt es sich um das HIP *kein Blatt vor den Mund nehmen – tage bladet fra munden*¹⁸⁶ (TA, POL). Was könnte hier für Äquivalenz sprechen? Zwar sind die Idiome negiert bzw. assertiv, dafür ist – rein ikonographisch – das Ergebnis des I-DÄ die Aufhebung des Zustands *BLATT VOR MUND*, der bei I-DE gar nicht eintritt. Die Ikonographie ist aber keine zuverlässige Quelle, um die lexikologische Äquivalenz der beiden Idiome zu bestimmen. Anhand der folgenden Beispiele, die dem jeweiligen typischen Gebrauchsmuster der Idiome entsprechen:

(84.) „Das finde ich zum Kotzen,“ sagte er. Das war klare deutsche Prosa[...]. [S]o ist er nun mal: Helmut Schmidt **nimmt** bis heute **kein Blatt vor den Mund**. In seiner Partei wird das nicht immer gern gesehen (www.sz-online.de)

(85.) Men min påstand er den, at censuren[...] lever i bedste velgående. Derfor er det også vigtigt, at flere mennesker **tager bladet fra munden** og gør oprør. Mod floksklernes tyranni (www.jyllinge.dk),

kann Folgendes festgestellt werden: Aktionsartssemantisch drückt I-DÄ Ingressiv aus, während I-DE als Habituell zu bezeichnen ist. Der aktionale Unterschied reicht an sich aus, um die Hypothese einer lexikologischen Totaläquivalenz zu verwerfen. Abgesehen

¹⁸⁵ Wie ein Zuhörer nach meinem Vortrag an der Wirtschaftsuniversität Kopenhagen (2005) bemerkte.

¹⁸⁶ Vgl. SKÖLDBERG (2004) über schwedisch *ta bladet från munnen*.

davon besteht zwischen den beiden Idiomen auch keine semantische Äquivalenz: Das im Deutschen negativ formulierte ‚unverblümte Reden, offene Kritik‘ steht somit einem dänischen ‚Nicht-Länger-Schweigen-Wollen‘ gegenüber (vgl.a. KOLLER 1974:17).

c) Die Idiome *Blut lecken* – *få blod på tanden*, vgl:

(86.) Achterfinale gegen Paraguay. Völler will mehr: ”Jetzt haben wir **Blut geleck**t” (www.handelsblatt.com)

(87.) Orkestret blev opløst efter det pågældende arrangement, men to af os havde **fået blod på tanden** og begyndte at lege med tanken om at lave et rigtigt orkester (mojosite.dk)

sind Normäquivalente (LA, GA, GY, MU, TA). Um zu überprüfen, ob es sich auch um lexikologische Totaläquivalente handelt, werden zunächst die gängigen monolingualen Wörterbücher konsultiert. In NUO und DUW werden die Idiome folgendermaßen präsentiert:

(88.) NUO: *få blod på tanden*: ’få lyst til ng

(89.) DUW: *Blut geleck*t haben: ’nachdem man sich damit näher befasst hat, Gefallen an etw finden und nicht mehr darauf verzichten wollen’

Es stellt sich heraus, dass I-DÄ in zwei Varianten vorkommt, nämlich wie in (87.), in der keine semantische Rolle *SOURCE* vorhanden ist (FILLMORE 1968), und wie in (90.), in der sie manifest ist:

(90.) Efter de første kurser i maj kunne 94% af deltagerne melde, at kurserne havde **givet dem blod på tanden** og at de var interesserede i yderligere undervisning (www.republica.dk)

In diesem Fall sind *kurserne* die *SOURCE* („Fremdkausation“, HYVÄRINEN 1992:33). Bei op.cit. (29ff.) wird dies als ein Fall von „idiomatischen Konversen“ behandelt (nicht-kausativ-ingressiv vs. kausativ-ingressiv) (vgl.a. EROMS 2001:383ff., MALMGREN 1994:17, MUNSKE 1993:505f.). Er erinnert funktional teilweise an die Aktiv-Passiv-Dichotomie und ist in der Idiomatik paradigmatisch, vgl:

(91.) *etw mit auf den Weg bekommen/jm etw mit auf den Weg geben, få/give ngn kniven, få/give ngn fingeren, få/ngt giver ngn kolde fødder* etc. (vgl. SKÖLDBERG 2004:221ff.)¹⁸⁷

Meine Hypothese war zunächst, dass dies ein Fall von kontrastiver Null-Äquivalenz ist, da I-DE anscheinend kein „SOURCE-freies“ Pendant kennt. Es hat sich aber gezeigt, dass I-DE durchaus eine Konstruktion an den Tag legt, die sowohl die Text- als auch die kategoriale (10.4.3.11.) Äquivalenz mit I-DÄ sichert, nämlich *etw lässt jn Blut lecken*:

(92.) Der kleine Ausflug[...] hat den Spanier **Blut lecken lassen** (www.rallye1.de)

Diese Variante ist aber in mindestens einem Fall kontrastiv problematisch, nämlich dort wo für das Dänische kein explizites Patienz auftritt:

(93.) Arbejdslejren har **givet blod på tanden** (centralamerika.ms.dk)

– was eine häufige Realisierung ist. Eine ähnliche Konstruktion ohne Präpositionalobjekt kommt bei I-DE in den analysierten Belegen nicht vor.

Dieses HIP wird in Kap. 10.4.3.8.2. wieder diskutiert, wo es um seine Valenz geht.

¹⁸⁷ Wegen dieser Paradigmenbildung halte ich die Praxis mancher Wörterbücher (z.B. TA) für inadäquat, solche Varianten als unterschiedliche Idiome zu behandeln.

10.4.3.5. Der pragmatische Aspekt

Ein anderer Aspekt der Äquivalenz von Idiomen ist die Pragmatik:

„[E]ine pragmatische Beschreibung [geht] von der grundlegenden Einsicht aus[...], daß wir uns im Sprachgebrauch nicht mit einzelnen Wörtern verständigen, sondern daß die Wörter eingebunden sind in Äußerungen und Äußerungen Bestandteile von Handlungsspielen sind“ (WEIGAND 1997:129)

Unter „Pragmatik“ werden hier dementsprechend v.a. Redefunktionen der Idiome im Diskurs verstanden (zur Phraseologie und Pragmatik s. CZOCHRALSKI 1977b:168, COULMAS 1981, BECKMANN/KÖNIG 2002, KINDT 2002, BURGER 2003:29ff., DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:75ff.). Nach KORHONEN (2002:405) sind die meisten Phraseologismen „in Bezug auf ihre pragmatische Verwendbarkeit nicht festgelegt“; jedoch existiert eine Menge „pragmatisch markierter Phraseologismen“ (ebd).

Die Rolle der Pragmatik soll anhand des totalkonvergenten HIP *holde ørerne stive – die Ohren steif halten* (GY₁, POL, LA) diskutiert werden. Die Analyse einer 2x25-Stichprobe ergibt folgende typische Beispiele:

(94.) also – **haltet die Ohren steif**, wir sehen uns zum Gluehweintrinken, Sascha (www.digitalwg.de)

(95.) Men altså – og **hold nu ørerne stive**: På sundhedsområdet[...] indføres to typer af statstilskud og to typer af indirekte skatter. Et bloktilskud udmålt efter udgiftskriterier skal dække 75 procent af udgifterne og et aktivitets-bestemt statstilskud skal dække fem procent. Så bliver der pålignet kommunerne en indirekte skat dels som et grundbidrag afhængig af indbyggerantallet og dels et aktivitetsbestemt bidrag (www.dk.kl.dk)

Bei I-DE handelt es sich um eine metalinguistische¹⁸⁸ Konversationsformel, mit der – zumindest idealen – Illokution JM MUT EINFLOSSEN o.ä., die den Textabschnitt *beendet* (abschließende Konversationsformel) und außerdem die Funktion GRUSS hat. I-DÄ leitet, soweit es die Funktion einer Konversationsformel hat, dagegen ein Textelement metatextuell *ein*, beispielsweise eine vertiefende Information wie in (95.). Zu erreichen ist die Aufmerksamkeit des Hörers (vgl.a. PILZ 1978:53ff., 1981:73ff.).

Die beiden Idiome haben also völlig verschiedene pragmatische Funktionen. Sie sind nicht in vergleichbaren Kontexten angemessen (vgl. LEVINSON 2000:27). Häufig ist es aber darüber hinaus so, dass I-DÄ überhaupt keine metalinguistische Konversationsformel ist, wie etwa in:

(96.) Det gælder om at **holde ørerne stive** for at kunne følge med i hans eksempler (www.niebuhrfinans.dk)

Hier handelt es sich nicht um eine i.e.S. pragmatische Funktion, und dies ist für den Gebrauch des I-DÄ als durchaus typisch zu bezeichnen.

I-DE hat also eine markante pragmatische Funktion, indem es den Diskurs gliedert und kommentiert („rhetorical organization“, FILLMORE 1980:120), er tritt in festgelegten Situationstypen an bestimmten, funktional definierten Stellen auf (BURGER 2003:29), womit die Bezeichnung „pragmatisches Idiom“ nahe liegt (vgl. LEVINSON 2000:3). Diese ziehe ich dem Terminus BURGERs (2003:36f.) („kommunikatives Phrasem“) vor, denn Idiome sind natürlich immer kommunikativ. Sie müssen aber nicht unbedingt signifikante pragmatische Funktionen haben. Sehr möglich wäre auch die Klassifizierung I-DEs als *Routineformel* (COULMAS 1981, WOTJAK 2005), und zwar konkret als *Gruß-* bzw. *Ermunterungsformel* (op.cit:374), was bei I-DÄ kaum nahe liegt. Beide haben aber sprechaktähnlichen Charakter.

¹⁸⁸ Weil sie die Textstruktur strukturiert und thematisiert.

Der pragmatische Aspekt kann nicht als sekundär im Vergleich zur Semantik bezeichnet werden (z.B. ECKERT/GÜNTHER 1992:150). Kommunikativ können pragmatische Fehler genau so sehr stören wie semantische.

10.4.3.6. Der ikonographische Aspekt

In 7.11.4. wurde der Begriff „Ikonographie“ eingeführt; gleichzeitig wurde festgestellt, dass es sich um ein *formal*-konstitutives Merkmal der lexikalischen Kategorie Idiomatik (i.e.S.) handelt. In diesem Kapitel wird die Ikonographie als eigenständiger Äquivalenzaspekt behandelt. Die Analyse eines Comic-Strips aus dem *Tagesanzeiger* vom 26.04.04:17 soll das Phänomen der Ikonographie vor Augen führen. Zwar handelt es sich um einen thematisierten und damit offenbar untypischen Idiomgebrauch (9.3.1.); trotzdem eignet sich das Beispiel dazu, diesen lexikologischen Äquivalenzaspekt aufzuzeigen:

Im Comic sitzt ein Junge mit seiner Mutter beim Arzt. (Die Mutter): „Kevin ist in letzter Zeit so sonderbar...Er hat so ein komisches Kribbeln im Bauch...“ (Der Arzt): „Na, dann wollen wir mal sehen, was dem jungen Mann fehlt...“ (Zu Hause; der Vater): „Und? Was meinte der Arzt?“ (Die Mutter): „Alles in Ordnung... Kevin ist nur verliebt“ (Der Vater): „Verliebt??“ (Die Mutter): „Das Ultraschallbild ist eindeutig!“. Auf dem Bild sind Schatten von *Schmetterlingen* zu sehen.

Es handelt sich offensichtlich um eine nonverbale Interpretation des deutschen Idioms *Schmetterlinge im Bauch haben*. Zunächst kann man feststellen, dass der Comic ohne diesen Rekurs auf die Ikonographie gar keine Pointe hätte. Die Diagnose des Jungen kann „eindeutig“ anhand eines Röntgenbilds seines Mageninhalts gestellt werden: Er ist verliebt, denn *Schmetterlinge im Bauch*¹⁸⁹ *haben* ist im Deutschen ein Ausdruck für ‚Verliebtsein‘, vgl:

(97.) „**Schmetterlinge im Bauch**“. Jugend – [...] Der Gefühlscocktail in dieser Zeit stürzt immer mehr Teenager in ein Chaos (www.heute.t-online.de)

(98.) Wünschen Sie sich auch **Schmetterlinge im Bauch**? Nur, wie findet man den passenden Partner? (7sky.de)

Wichtig ist nun, dass einem dänischen Leser, des deutschen Idioms unkundig, dieselbe Diagnose keineswegs so klar wäre: Er würde sich wahrscheinlich fragen, wieso allgemeines Nervös-Sein „eindeutig“ auf Verliebtheit schließen lässt. Im Dänischen wird mit diesem Syntagma i.A. kein ‚Verliebtsein‘ assoziiert: Eine 50-Stichprobe ergab zumindest keine Belege für diesen Inhalt. Was das Beispiel somit zeigt, ist die Tatsache, dass die Ikonographie als Inhaltsaspekt linguistisch potenziell relevant sein kann und nicht einfach mit der rein formal-lexikologischen Idiom-*Komposition* gleichzusetzen ist, die in einem eigenen Kapitel behandelt werden soll (10.4.3.12.). Deshalb kann dafür argumentiert werden, dass die Ikonographie innerhalb von kontrastiv lexikologischen Idiomanalysen ihren natürlichen Platz hat. Denn sie ist nicht, wie die Assoziationen (7.11.4.), ein rein subjektives, sondern ein *semiotisches* Phänomen, die von der Ausdrucksseite generiert wird.

Dabei sind solche Beispiele keineswegs ein Beweis dafür, dass die Ikonographie *in jedem Fall* und *überall* linguistische Relevanz hat, wie in 9.11. argumentiert wurde. Es handelt sich im Strip ja um einen *thematisierten* Gebrauch des Idioms (9.3.1.), der nicht

¹⁸⁹ Offensichtlich stört es die Rezeption des Witzes nicht, dass das Deutsche, im Gegensatz zum Dänischen, systematisch zwischen *Bauch* und *Magen* unterscheidet.

auf andere, weniger markierte Kontexte übertragbar ist. Ich möchte dies ausdrücklich betonen, weil es für die Idiomäquivalenzauffassung dieser Arbeit entscheidend ist (s. 14.1.).

10.4.3.7. Temporalität

Nach HELBIG/BUSCHA (2001) entsprechen den 6 grammatischen Tempora des deutschen Tempussystems nicht in linearer Zuordnung 6 Bedeutungen dieser Tempora. Die Autoren (ebd.) unterscheiden dabei zwischen „objektiver“ Zeit (Temporalität) und grammatischer „Zeit“ (Tempus)¹⁹⁰. Das deutsche Tempussystem wird somit von einem absoluten und einem relativen Gebrauch der Tempora beherrscht (op.cit:143), der innerhalb der Koordinaten *Aktzeit*, *Sprechzeit* und *Betrachtzeit* zu verorten ist (op.cit:144). Im Folgenden wird der Aspekt in Relation zur intelingualen Idiomäquivalenz diskutiert.

Das introspektiv (vgl. 4.1.) als äquivalent aufgefasste HIP *der [LØBE] meget vand i åen/stranden – [FLIESSEN/...] viel Wasser den Rhein/... hinunter* ist kontrastiv vielleicht nicht ganz so unproblematisch, wie es ikonographisch-kompositionell den Eindruck erwecken dürfte. Zwar scheinen die Idiome in Beispielen wie diesen textuell äquivalent zu sein:

(99.) Der er **løbet meget vand i åen**, siden dengang jazzmusikere havde mulighed for at spille sammen dagligt (www.hjemmesidekursus.dk)

(100.) Über zehn Jahre ist es nun her, daß in Köln zum ersten Mal der Name brings in Verbindung mit 5 langhaarigen Jungs, Rockmusik und Gesang in Verbindung gebracht wurde. Seitdem ist **viel Wasser den Rhein hinab geflossen** (www.musikbase.de)

Der Tempusgebrauch¹⁹¹ bei diesem HIP ist aber komplexer, als aus der dänischen bilingual-lexikographischen Beschreibung hervorgeht (TA, MU), die das HIP ausnahmslos im Perfektum lemmatisiert. Es können nämlich auch Beispiele wie diese beobachtet werden:

(101.) Bevor ich mich mit Windows beschäftigte, **floß viel, viel Wasser den Rhein runter** (www.henry.de)

(102.) Bis die Solartechnik allerdings im eher sonnenarmen Deutschland mit anderen Verfahren der Stromgewinnung konkurrieren kann, wird noch **viel Wasser den Rhein hinunter fließen** (www.goethe.de)

(103.) Aber sicher wird noch **viel Wasser den Rhein hinuntergeflossen sein**, bis alle diesbzgl. Fragen höchststrichterlich[...] geklärt sein werden (www.asyl.net)

(104.) bis das Beamtentum wirklich geändert wird, **fließt** bestimmt noch **viel Wasser den Rhein runter** (www.uniprotokolle.de)

Daraus ist ersichtlich, dass für I-DE auch die Tempora *Präteritum*, *Futurum I, II* und *Präsens* in Frage kommen. Versucht man nun, einen Überblick über den Tempusgebrauch dieser Idiome zu bekommen, verteilen sich die 2x50 Belege nach dem folgenden Muster:

¹⁹⁰ Zum Hintergrund dieses Problems – auch ein Aspekt der Arbitraritätsproblematik – s.u.a. REICHENBACH (1947), WUNDERLICH (1970), FABRICIUS-HANSEN (1986, 1991:726ff.) und EHLICH/VATER (1988).

¹⁹¹ Das Tempussystem der beiden Sprachen ist nicht vollständig kongruent (JØRGENSEN 1962, LAURIDSEN/POULSEN 1995, HANSEN et al. 2002, vgl. FABRICIUS-HANSEN 1991:725f.).

Lemmaform	Plusquamp.	Perfekt	Prät.	Präsens	Futur I	Futur II	Sonst.
<i>Der [LØBE]¹⁹² meget vand i åen/stranden</i>	1	46	0	1	2	0	0
<i>[LAUFEN] viel Wasser den Rhein/... hinunter/...</i>	0	11	1	29	7	1	1

Fig. 11: Übersicht über die Tempora von *der [LØBE] meget vand i åen/stranden* und *[LAUFEN] viel Wasser den Rhein/... hinunter/...*

Was zunächst auffällt, ist die Streuung der Realisierungen auf recht viel verschiedene Tempusformen. Daneben ist die Verteilung der meisten Beispiele auf jeweils Perfekt (Dänisch) und Präsens und Perfekt (Deutsch) zu beobachten. Die Frage ist, ob dies die adäquateste Beschreibung ist. Statt einer Tempusbeschreibung der beiden Idiome ist eher eine inhaltliche Temporalitäts-Analyse vorzunehmen, allein aus dem Grund, dass mehrere dieser formalen Kategorien dieselben Inhalte ausdrücken. Fragen wir also stattdessen nach den inhaltlich-temporalen Verhältnissen dieses HIP, indem wir auf die Betrachtzeit fokussieren. Es zeigt sich dann, dass sich die erwünschte Reduktion erreichen lässt:

Idiom	Betrachtzeit	Anteil
<i>Der [LØBE] meget vand i åen/stranden</i>	<i>Vor Sprechzeit</i>	88%
<i>[LAUFEN] viel Wasser den Rhein/... hinunter/...</i>	<i>Nach Sprechzeit</i>	76%

Fig. 12: Übersicht über die Sprechzeitrelationen von *der [LØBE] meget vand i åen/stranden* und *[LAUFEN] viel Wasser den Rhein/... hinunter/...*

Die beiden Idiome scheinen, was die Betrachtzeit betrifft, mehr oder weniger komplementär zu sein: Bei I-DÄ liegt die Betrachtzeit in aller Regel *vor* der Sprechzeit, was typisch durch das Perfekt ausgedrückt wird. Bei I-DE liegt die Betrachtzeit dagegen meist *nach* der Redezeit, was nicht nur durch das Futur ausgedrückt wird; vielmehr ist hier Präsens die bevorzugte Form, um dieses Temporalitätsverhältnis zum Ausdruck zu bringen. Ein weiterer Ausdruck des temporalen Unterschieds ist auch, dass das häufigste Temporaladverb, das in Verbindung mit I-DÄ verwendet wird, *siden* (*dengang*) ist, während das entsprechende deutsche *bis* (*dahin*) ist.

Es handelt sich bei diesen identifizierten Unterschieden um eine signifikante Präferenz des Sprachgebrauchs, die kaum ikonographisch voraussagbar ist, sondern die als eine Folge der Arbitrarität der beiden Idiome zu sehen ist.

¹⁹² Der Infinitiv trägt dem Umstand Rechnung, dass die Tempusform zunächst offen und empirisch variabel ist.

II. GRAMMATISCHE ÄQUIVALENZASPEKTE

10.4.3.8. Der syntaktische Aspekt

10.4.3.8.1. Einleitung

Obwohl syntaktische Analysen in der Phraseologieforschung “nicht die Regel” sind (WIRRER 2002:404), gibt es mittlerweile einige Untersuchungen zum syntaktischen Verhalten von Idiomen, darunter im Sammelband von KORHONEN (1996), sowie von LENZ (1999), VALENTIN (2001), BRESSON (2001), WIRRER (2002), DOBROVOL'SKIJ (1999a, 2002), BURGER (2003:17ff.) und DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005:73ff.). Dabei wird häufig auf ihre unterschiedliche syntaktische Restrangiertheit sowie Probleme ihrer Valenz (PIITULAINEN 1992) eingegangen:

„Phraseological units are intermediate between compound words and free phrases[...] in that like compound words they are severely constrained with regard to the co-occurrence of their constituents, but from the syntactic view they are phrases“ (KRZESZOWSKI 1988:78)

Vgl. auch Welte (1974:214):

„Der semantische Sonderstatus von ‚idioms‘ geht im allgemeinen Hand in Hand mit einem besonderen syntaktischen Verhalten“

In einem generativen Zusammenhang wird darüber hinaus von „transformationellen Defekten“ gesprochen. Typisch handelt es sich um die fehlende Möglichkeit, Tempus-, Modus-, Numerus-, Diathese-Transformation und Pronominalisierung sowie linguistische Tests wie Permutation, Expansion, Elision und Substitution vorzunehmen. Beispielsweise kann bei *°die Ohren spitzen* kaum Passivierung vorgenommen werden, ohne die idiomatische Integrität des Syntagmas zu zerstören, z.B.: **die Ohren werden von uns oft gespitzt* (vgl. DOBROVOL'SKIJ 1999, LEVIN-STEINMANN 2002). Auf ähnliche Weise kommt *°jd ist ein Kind etw_G* kaum im Futur vor: **er wird ein Kind der neuen Zeit sein*. In diesem Abschnitt soll gezeigt werden, dass Aspekte der Syntax relevante Idiomäquivalenzaspekte sind. Es werden dabei exemplarisch Probleme wie Valenz, Satzspaltung, Attribuierung und Wortart diskutiert.

10.4.3.8.2. Valenz¹⁹³

10.4.3.8.3. Einleitung

Als ein Problem der Syntax spielt die Valenz¹⁹⁴ für die Äquivalenz von Idiomen eine zentrale Rolle (ECKERT/GÜNTHER 1992:150). Das Idiom kann z.B. wie ein einfaches Verb als Valenzträger fungieren (PIITULAINEN 1992:39), was damit zusammenhängt, dass Idiome nicht selten syntaktisch Verbale sind. BURGER (2003:42ff.) unterscheidet dabei zwischen interner und externer Valenz (s.a. FLEISCHER 1982a, HYVÄRINEN 1992): Bei der internen Valenz handelt es sich um solche Aktanten des Phrasems, die das manifeste lexikalische Material des Phrasems ausmachen, d.h. die Komponenten. Vgl:

¹⁹³ S. KORHONEN (1988), WOTJAK (1992), JAKOBS (1994) zu Valenz und Phraseologie.

¹⁹⁴ Für eine aktuelle Diskussion des Valenzbegriffes s. JAKOBSEN (2005b).

◦ *sich etw nicht aus den Rippen schneiden können:*

Präpositionalobjekt: *aus den Rippen*

Verbal: (nicht) schneiden können

Die externe Valenz „betrifft das Verhältnis des verbalen Idioms als semantischer und syntaktischer Ganzheit“ (PIITULAINEN 1992:39). Externe Aktanten sind nicht mit freien Angaben zu verwechseln, sondern sind als nicht-manifeste Aktanten des Idioms zu betrachten. Zu den externen Aktanten gehören im aktuellen Beispiel:

- a) Subjekt (implizit)
- b) Akkusativobjekt (durch die Pro-Form *etw* angegeben)
- c) Dativobjekt (durch die Pro-Form *sich* angegeben)

Hier ein Beispiel aus dem DDIK (s. Anhang) – die externen Aktanten sind unterstrichen und die Negation ist im Objekt integriert:

(105.) Warum sich_{DAT.OBJ} Taxiunternehmer Raffael_{SUBJ} keinen Arbeitsplatz_{AKK.OBJ} **aus den Rippen schneiden** kann (SCHULZE⁰:91)

Im Folgenden werden Beispiele für die Valenz als Äquivalenzaspekt analysiert, wobei es mir hier um die externe („eigentliche“, HYVÄRINEN 1992:23) Valenz der Idiome geht.

10.4.3.8.4. Subjekt – Korrelat

Dass *etw liegt in der Luft* – *ngt ligger i luften* inhaltlich (d.h. ihrer Bedeutungsstruktur nach) keine Totaläquivalente sind, wurde in 10.4.3.2. festgestellt. Hier soll nun kurz auf ihr syntaktisches Verhalten eingegangen werden. I-DÄ lässt ohne Schwierigkeiten die Verknüpfung eines durch *at* eingeleiteten Subjektsatzes (Subjunktionalsatz, HELBIG/BUSCHA 2001:574) zu:

(106.) det **ligger i luften**, at hvis du ikke kan, er du ikke en rigtig mand (www.helse.dk)

Man findet zwar auch Beispiele für diese Konstruktion im Deutschen:

(107.) „Es **liegt in der Luft**, daß etwas nicht stimmt“, sagte ein Marktteilnehmer (www.aktieboard.com)

Doch auffallend ist der jeweilige Anteil der Nebensatzkonstruktion an den Idiomrealisierungen: Im Dänischen haben 179 von insgesamt 402 Belegen diese Form, was etwa 45% entspricht. Für das Deutsche sind demgegenüber bloß 25 von 818 (3%) mit einem eingebetteten *dass*-Nebensatz konstruiert. Das heißt, dass die Konstruktion im Deutschen als untypisch betrachtet werden muss. Dagegen stellt sie im Dänischen offenbar eine häufige Realisierungsvariante dar.

Ein weiterer Unterschied, der damit zusammenhängt, ist das Subjektverhalten des HIP überhaupt: Eine Korpusuntersuchung zeigt, dass der Subjektplatz des I-DÄ häufig, d.h. in 251 von 402 Fällen (62%), vom Korrelat *det* besetzt ist, das kataphorisch auf den angeknüpften Nebensatz verweist. I-DE wird dagegen meistens von autosemantischen Subjekten wie

(108.) ein verunsicherndes Gefühl der Bedrohung lag in der Luft (www.olympia72.de)

(109.) Nun **liegen** sogar Warnstreiks in der Luft (www.ruhr-uni-bochum.de)

besetzt. Solche Subjekte sind bei I-DÄ die Ausnahme. Die lexikologische Relation der beiden Idiome müsste also folgenderweise beschrieben werden: *ngt ligger i luften/det ligger i luften, at ... – etw liegt in der Luft*.

10.4.3.8.5. Präpositionalobjekt und Genitivattribut

Auch das scheinbar konvergente HIP *løfte sløret – den Schleier løften* (MU, POL, GY₁) (,etwas bis dahin Verheimlichtes enthüllen?) zeigt, auch wenn man von Registerunterschieden (vgl. 10.4.3.15.) absieht – I-DE ist deutlich „gehobener“ als I-DÄ – mehrere interlinguale syntaktische Divergenzen. Zunächst kann festgestellt werden, dass es sich bei den durch Pro-Formen markierten obligatorischen externen Aktanten jeweils um ein Präpositionalobjekt und ein Genitivattribut handelt, was aber als eine allgemein bekannte kontrastive funktionale Äquivalenzrelation des Dänischen und Deutschen gilt (vgl. HANSEN et al. 2003:246), so wie die gleiche Substitutionsbeziehung auch intern im Deutschen besteht (HELBIG/BUSCHA 2001:264). Was daher eher interessieren soll, ist das genauere syntaktische Verhalten dieser Objekte: Dänische durch Subjunktionen oder Interrogativpronomina eingeleitete Nebensätze (op.cit:574ff.) wie

(110.) Her har jeg også **løftet sløret for**, at en D 200 kan bruges til alle musikgenrer (www.hifi4all.dk)

(111.) Resultatet er et[...] læseværdigt værk, som blandt andet **løfter sløret for**, hvorfor Danmark står med en[...] overset halv fridag (www.historie-online.dk)

haben bei I-DE offenbar keine Entsprechung. Auch kataphorisch regierte Nebensätze sind auf Deutsch offensichtlich nicht möglich:

(112.) Vi har vores eget program, som vi **løfter sløret for** i den kommende tid (www.babesline.dk)

Und Sätze mit regiertem Personalpronomen:

(113.) Jeg vil ikke røbe her hvad det er jeg skal, da BT imorgen [sic!] **løfter sløret for** det (www.sandstod.dk)

sind auf Deutsch wohl auch kaum denkbar. Das Verhalten von I-DE entspricht nicht der syntaktischen Flexibilität des I-DÄ. Dies hängt mit dem obligatorischen Genitivattribut des I-DE zusammen, das Restriktionen hinsichtlich der Syntax generiert.

10.4.3.8.6. Akkusativobjekt: Objektsatz

BOJE/BRAASCH (1992) haben m.W. als erste kontrastiv-phraseologische Äquivalenzprobleme mit Dänisch und Deutsch besprochen. Dabei handelt es sich um die Entdeckung, dass das HIP *skyde ngn ngt i skoene – jm etw in die Schuhe schieben* offensichtlich nur scheinbar syntaktisch äquivalent ist. In beiden Fällen geht es um die Ausfüllung des Akkusativobjekts (*ngt/etw*). Eine Konstruktion wie:

(114.) vi fik **skudt i skoene**, at vi var dovne

die einen von der Subjunktion *at* eingeleiteten Nebensatz enthält, ist nach BOJE/BRAASCH (op.cit:484) „auf Deutsch anscheinend nicht möglich“. Umgekehrt scheint eine Konstruktion mit dem Objekt *die Schuld* wie in:

(115.) uns wurde die Schuld dafür **in die Schuhe geschoben**¹⁹⁵

¹⁹⁵ Mein Beispiel – die Autoren geben keines.

auf Dänisch nicht möglich zu sein – es würde von einem Dänen als „doppelt gemoppelt“ empfunden (ebd.). Diese sprachspezifischen Syntax-Restriktionen würden zunächst auf den „Erfahrungen“ der Verfasser basieren (ebd.), seien aber von ihren Korpusuntersuchungen bestätigt worden. Dabei handelt es sich um „sehr wenige Beispiele“, die die Autoren haben finden können (ebd.). Die Frage ist nun, ob die These bestätigt werden kann, die Konstruktion *jm in die Schuhe schieben, dass...* sei auf Deutsch nicht möglich. Untersucht man z.B. den perfektivischen Satztorso [*in die Schuhe geschoben, dass*] korpuslinguistisch, erhält man für diese Form – die ja nur eine unter mehreren grammatisch möglichen Realisierungen des Syntagmas ist – u.a. folgendes Beispiel:

(116.) Ihm wird auch noch **in die Schuhe geschoben**, dass die Geschichte endlich gut ausgeht (www.morgenblitz.de)

Dies scheint in der Tat eine relativ wenig frequente Variante des Idioms zu sein; sie macht nur etwa 5% der Realisierungen aus. Immerhin sind es aber in absoluten Zahlen 45 Belege, was kaum als „nicht möglich“ abgewiesen werden kann. Gemessen am I-DÄ, das in 82% der Fälle mit dem subjunktionalen *at*-Nebensatz erscheint, z.B:

(117.) Vi får ofte **skudt i skoene**, at Salto City ikke er en helt almindelig forening (www.dgi.dk),

ist dies trotzdem ein kontrastiv signifikanter Unterschied, der zum Hinweis Boje/Braasch' berechtigt. Ihre zweite Hypothese bezüglich der Möglichkeit von *skyld/Schuld* als Objekt des jeweiligen Idioms kann anscheinend ebenfalls bestätigt werden (vgl. HESSKY 1987:76): Mit I-DE können Sätze wie dieser gebildet werden:

(118.) Eheleute **schieben** sich gegenseitig **die Schuld in die Schuhe**, wenn einer von ihnen auf Abwege gerät (www.jueto.com)

Eine 2x25-Stichprobe ergab eine Relation von etwa 25% deutschen Realisierungen mit dem Akkusativobjekt *Schuld*, wogegen 0% der dänischen Belege *skyld* enthielten. Heißt dies nun, dass die Konstruktion, wie Boje/Braasch meinen, auf Dänisch *unmöglich* ist? Offensichtlich nicht; es lassen sich durchaus mehrere Belege dafür finden, z.B:

(119.) Det er lige før, han får **skudt skylden** for nazisternes magtovertagelse **i skoene** på flertalsafgørelser (www.folkestyre.dk)

Dies ändert aber nichts daran, dass es sich um eine untypische dänische Konstruktion handelt, die im Deutschen sehr häufig vorkommt. Die von Boje/Braasch beobachteten syntaktischen Divergenzen dieses HIP können also bestätigt werden, zumindest wenn man sie als relative Divergenzen auffasst. Versteht man ihre Hypothesen jedoch dahingehend, dass *dass*-Nebensätze mit I-DE und die Komponente *skyld* mit I-DÄ nicht kombiniert werden *können*, d.h. absolut, dann können ihre Thesen falsifiziert werden. Dieser Befund demonstriert sowohl das Problematische an linguistischen *ex negativo*-Schlüssen als auch, dass es in der Linguistik nicht immer darum gehen sollte, jeweils das Mögliche und Unmögliche festzustellen (wie z.B. bei CZOCHRALSKI 1977b)¹⁹⁶, sondern genauso sehr das Typische und Untypische zu identifizieren (vgl. 4.5.). Hier können Korpora wichtige Dienste leisten.

¹⁹⁶ Er (S. 166) meint, dass die Fragen nach Permutation und Expansion von Phraseologismen „selbstverständlich“ mit Ja oder Nein beantwortet werden können.

10.4.3.8.7. Dativobjekt

Einige Unterschiede können teilweise auf „typologisch bedingte strukturelle Unterschiede“ (HESSKY 1987:76) zurückgeführt werden, so meistens auch für Divergenzen beim Dativobjekt, das das Dänische nicht besitzt. Nach Hessky (ebd.) können solche Unterschiede nicht Gegenstand kontrastiver phraseologischer Untersuchungen sein, denn „reguläre interlinguale strukturelle Entsprechungen aufzuzeigen wäre Aufgabe einer kontrastiven Grammatik“ (77). Dass ich mich dieser Abstinenz nicht vorbehaltlos anschließen kann, will ich noch begründen.

a) Das I-DÄ *hoppe på limpinden* (,sich von jm anlocken lassen') scheint im deutschen *auf den Leim gehen* ein, wenn auch nicht totalkonvergentes Äquivalent, so doch kompositionell ähnliches Idiom-Pendant zu haben (Tertiärrelation, 10.4.3.12.). Eine 2x25-Stichprobe zeigt aber, dass Beispiele wie diese:

(120.) Danske kvinder stiller så store krav, at hvis du som mand er så dum at **hoppe på limpinden**, har du ikke tid til dine børn og da slet ikke til dig selv (www.mandens.dk)

(121.) Wer den miesen 0137-Abzockern **auf den Leim geht**, muss ordentlich blechen (www.chip.de)

Anspruch auf Typizität erheben können. Und in keinem der untersuchten deutschen Belege erscheint das Idiom ohne den Aktanten *Dativobjekt* (possessiv), während umgekehrt I-DÄ extern monovalent zu sein scheint: Nur das – in der Lemmaform konventionellerweise nicht notierte – Subjekt ist nötig, um mit dem Idiom einen grammatischen Satz zu bilden.

Fälle wie dieser:

(122.) Hop derfor ikke på Venstres lokkende **limpind**, når krydset skal sættes (www.danskmatal.dk), mit einem der Komponente *limpind* angeknüpften Genitivattribut, sind dagegen vermutlich als isolierte Belege zu betrachten, die zwar durchaus gebildet werden können, jedoch nichts an der Valenz des I-DÄ ändern, das offenbar kein indirektes Objekt besitzt. Deshalb sieht eine realistische Notierung der beiden Idiome folgendermaßen aus:

(123.) *hoppe på limpinden* – jm *auf den Leim gehen*

Damit stehen wir aber vor einem valenzbezogenen Äquivalenzproblem, von der fehlenden Totalkonvergenz einmal abgesehen. Dass sie aus der Grammatik „voraussagbar“ ist, halte ich in diesem Zusammenhang für irrelevant.

b) Das HIP *vise tænder* – *die Zähne zeigen* (MU) (,angriffslustig, herausfordernd sein') mit folgenden typischen Realisierungsbeispielen:

(124.) Der Staat **zeigt die Zähne**, und der Normalbürger kann keineswegs das Gefühl haben, daß es zu seiner Sicherheit geschieht (www.kokhavivpublications.com)

(125.) Brug for at FN **viser tænder** i Congo (www.amnesty.dk),

ist nur auf den ersten Blick syntaktisch totalkonvergent. Genauere Korpusstudien machen deutlich, dass das syntaktische Verhalten des I-DE mit dem des I-DÄ nicht vollständig übereinstimmt. In 13 von 25 Fällen der Stichprobe (52%) kommt I-DE nämlich mit einem Dativobjekt vor, z.B:

(126.) Wir **zeigen dem Schnöselnder die Zähne** (www.anti-rtl.de)

Als „Ersatzform“ tritt auch ein Präpositionalobjekt auf:

(127.) COBRA **zeigt ihre Zähne** gegen die Commerzbank (www.aktienboard.com).

Am typischsten ist jedoch das Dativobjekt. Valenzmäßig ist dies also so zu sehen, dass I-DE einen fakultativen Aktanten [DAT.OBJ] besitzt. Da die Konstituente *Zähne* sowohl determiniert (darunter auch in Verbindung mit einem Possessivpronomen) als auch undeterminiert sein kann (vgl. EROMS 2001:255), müsste die Notationsform lexikologisch so aussehen:

(128.) (jm) (*seine/die*) *Zähne* zeigen

Für I-DÄ, das in allen untersuchten Belegen ohne weitere Aktanten verwendet wird, reicht dagegen die Form:

(129.) *vise tænder*

c) Schließlich soll das HIP *kaste handsken*¹⁹⁷ – *den Fehdehandschuh hinwerfen* (vgl. MU) („jn herausfordern“) unter die Lupe genommen werden. Valenzmäßig scheinen zunächst keine Probleme zu bestehen, zumindest wenn man Beispiele wie diese als typisch betrachtet:

(130.) Kulturministeren har med sin bevilling **kastet handsken** (www.akks.dk)

(131.) Doch die Wolfsburger Zentrale hat **den Fehdehandschuh** schon **hingeworfen** und verschenkt neuerdings Klimaanlage (www.stuttgarter-zeitung.de)

Eine 2x25-Stichprobe macht jedoch deutlich, dass zumindest tendenzielle Valenzunterschiede zu identifizieren sind. 76% der Realisierungen des I-DE sind nämlich vom Typ:

(132.) Compaore war in die Schweiz gekommen, um[...] der WTO **den Fehdehandschuh hinzuwerfen** (www.faz.net),

also mit Dativobjekt. Für I-DÄ waren im Stichprobenmaterial keine Belege für einen Aktanten, der mit dem deutschen Dativobjekt textäquivalent gewesen wäre: Hier scheint das Beispiel (130.) also durchaus repräsentativ zu sein. Damit soll natürlich nicht ausgeschlossen werden, dass eine solche Konstruktion *möglich* wäre. In der Tat lassen sich außerhalb der Stichprobe Belege finden, die dem deutschen Beispiel (132.) textäquivalent sind, z.B:

(133.) Louise Frevert, som er lamslået over, at VK nu har **kastet handsken** overfor [sic!] Dansk Folkeparti og afsøgt [sic!] sig nye samarbejdspartnere (www.danskfolkeparti.dk)

(134.) Storbankerne **kastede handsken** imod Dankortet[...], da de sendte Visa Electron-kortet på gaden (www.fbr.dk)

Beide Fälle sind auf Dänisch grammatisch wohlgebildet. Sie stellen jedoch nicht typische Formen dar, was schon die Stichprobe zeigte. Deshalb betrachte ich die unterstrichenen Teile der Belegsätze als freie Angaben und nicht als vom Idiom selegiert wie im Fall des I-DE, bei dem das Dativobjekt als ein, wenn auch fakultativer, Aktant betrachtet werden kann.

¹⁹⁷ Dabei habe ich die recht vielen Belege für das kontaminierte (BURGER 1987:67f., SKÖLDBERG 2004:63ff., KARKER 2000) *kaste handsken i ringen* (< *kaste håndklædet i ringen*) nicht berücksichtigt, weil die Form mir (noch?) nicht etabliert scheint.

10.4.3.8.8. Präpositionalobjekt und Adverbial

Mit zum externen Aktantenbestand eines Idioms gehören gelegentlich auch Präpositionalobjekte und Adverbiale, die dabei mehr oder weniger obligatorisch sein können, zur Abgrenzung vgl. EROMS (2001:196ff.). Die strukturelle Ähnlichkeit von fakultativen Präpositionalobjekten und freien Adverbialangaben ist ein valenztheoretisch gut bekanntes Problem (vgl. JAKOBSEN 2005b:66ff.). Grundlegend werden die freien Angaben nach rein inhaltlichen Bedürfnissen realisiert, während das Präpositionalobjekt als in der Valenz des Verbs vorstrukturiert gesehen wird; trotzdem kann im Einzelfall die Zugehörigkeit diskutiert werden (op.cit:68). Auch im Verhältnis zwischen diesen beiden Größen können Divergenzen zwischen dänisch-deutschen HIPs festgestellt werden.

a) Die Idiome *Blut lecken* – *få blod på tanden*, die bereits aktionsartensemantisch beschrieben wurden (10.4.3.4.), verhalten sich syntaktisch offensichtlich nicht vollkommen gleich. Das Beispiel:

(135.) Racingteam Blue Bell har **fået blod på tanden** til nye udfordringer i 2004 (www.motorsporten.dk)

demonstriert das für I-DÄ typische Verhalten, nämlich dass es in ungefähr der Hälfte der Belege mit Präpositionalobjekt vorkommt, womit es sich offenbar um einen fakultativen Aktanten handelt (vgl. HELBIG/BUSCHA 2001:268). Eine Verknüpfung mit diesem Objekttyp ist für I-DE zwar nicht, wie es zunächst meine Hypothese war, unmöglich, was folgendes Beispiel belegt:

(136.) Zur Zeit habe ich gerade **Blut gelect** für den Fallschirmsport (www.kwick.de)

Doch dies ist wohl eine periphere Konstruktion, die in der 2x25-Stichprobe nicht vertreten war, und sie muss deswegen als eine Ad-hoc-Möglichkeit bezeichnet werden. Diese Annahme wird von weiteren Untersuchungen im Internet bestätigt: Es lässt sich überhaupt bloß eine Hand voll Belege für diese Konstruktion finden, die gegenüber den Tausenden sonstigen Realisierungen des Idioms nur von wenig Interesse sind, wenn es darum geht, das typische kontrastive Verhalten des HIP zu beschreiben.

b) Das HIP *træde/jokke i spinaten* – *ins Fettnäpfchen treten/tappen* ist seiner Komposition nach zwar nicht totalkonvergent; die formale Beziehung der Idiome ist nach der Distanztaxonomie FARØs (2000b, s.a. 10.4.3.12.) höchstens als Quaternärelation einzustufen. Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb (vgl. 14.1.) – gelten sie als Normäquivalente (z.B. WAGNER 1995 und JE). Dabei zeigt eine 2x100-Stichprobe, dass sie ein unterschiedliches Valenzverhalten aufweisen: Es zeigen sich zwei Typen von (fakultativen) Präpositionalobjekten, die für I-DE typisch sind, für I-DÄ jedoch nicht. Es handelt sich um ein instrumentales (vgl. EROMS 2001:197):

(137.) ihr[...] Kollege[...] **trat** mit erzkonservativen Äußerungen zu [...] Homosexualität **ins Fettnäpfchen** (www.saar-echo.de)

(138.) Da bin ich mit meinen Anglizismen **ins Fettnäpfchen getreten** (www.ot-forum.de)

und ein lokales:

(139.) Skorpione treten beim Partner kräftig **ins Fettnäpfchen** (vip.rtl.de)

(140.) Damit ist sichergestellt, dass jemand, der sich an die Empfehlungen der Netikette hält, auch bei denjenigen, die selbst strenge Ansichten über die Höflichkeit im Usenet haben, nicht **ins Fettnäpfchen tritt** (www.daf.phil-fak.uni-duesseldorf.de)

Auch Kombinationen der beiden Objekttypen kommen vor:

(141.) da bin ich ja bei Herrn Swash voll **ins Fettnäpfchen getreten** mit Andi Brehme
(www.kopfhoch-studio.de)

Ein weiteres divergentes Valenzverhalten ist beobachtbar, nämlich hinsichtlich Modal- und Temporaladverbien, wie in den Beispielen (139.) und (141.) (*kräftig* und *voll*). Eine 2x50-Stichprobe ergab für I-DE folgende Modaladverbien:

(142.) *völlig, schön, ganz schön, mit beiden Füßen, voll, tief, tüchtig, richtig, kräftig, gehörig*

Davon kommen *schön* zwei, *voll* sogar acht Mal vor: Dies scheint also das typische Adverbial des I-DE zu sein. In insgesamt 36% der Belege ist I-DE von einem Modaladverbial begleitet; die Zahl für I-DÄ ist wesentlich kleiner, es weist nämlich mit 12% nur ein Drittel des deutschen Modifikationsverhaltens auf. *Ins Fettnäpfchen treten* scheint damit insgesamt bindungsfreudiger zu sein als *træde i spinaten* (vgl.a. KOLLER 1974:9f.).

c) Ein weiterer Fall von adverbialer Modifikationsdivergenz ist das HIP *leve/bo i en kuffert – aus dem Koffer leben* (POL) (‘viel unterwegs sein und dabei übernachten’). Es zeigt sich auch hier, dass I-DE in höherem Maße als sein dänisches Pendant mit verschiedenen Adverbialen auftritt, ohne dass es wohl als Valenz bezeichnet werden kann. Es kann sich semantisch dabei u.a. um (a) temporale (jeweils iterativ und durativ) (HELBIG/BUSCHA 2001:312):

(143.) Denn als Frau, die berufsbedingt häufig **aus dem Koffer lebt**, kennt man die spezielle Atmosphäre eines Hotels nur allzu gut und weiß sie auch zu schätzen (www.gemeinsamlernen.de)

(144.) anderen unsere Wäsche sowie Taschen und Koffer organisierten, die, wenn man längere Zeit **aus dem Koffer lebt**, doch ziemlich unordentlich werden können (www.beepworld.de)

und (b) lokale (op.cit:310ff.) Adverbiale handeln:

(145.) auch die gemeinsame Wohnung muss sie räumen und recht provisorisch in ihrem Büroraum **aus dem Koffer leben** (www.berliner-lesezeichen.de)

(146.) Wer im Hotel „**aus dem Koffer**“ **lebt**, spart sich einige dieser Aufwendungen im Tausch gegen noch weniger Lebensqualität (www.computerwoche.de)

I-DÄ wird dagegen fast ausschließlich ohne Adverbial verwendet. *Aus dem Koffer leben* scheint also tendenziell eine reichere externe Valenz und allgemeine syntaktische Modifikation als *leve/bo i en kuffert* aufzuweisen.

10.4.3.8.9. Attribuierung

Als Einzelfall soll hier noch ein Attribuierungsproblem besprochen werden. Das kompositionell höchstens in Quaternärrelation stehende (10.4.3.12.) HIP *åbne ballet – den Reigen eröffnen* (‘etw anfangen’) wird häufig als äquivalent aufgefasst. Was offenbar auch empirisch dafür spricht, sind Belege wie diese:

(147.) Rene Schwartz **åbner ballet** med et blødt skud over målmanden, mens Køge-spillerne har travlt med at dømme offside (www.dalumif.dk)

(148.) Das Krifteler Gesangstudio Vollmert **eröffnet den Reigen** um 14 Uhr mit Adventsliedern aus Europa (www.weihnachtsmarkt-deutschland.de)

Eine 2x25-Stichprobe zeigt jedoch ein generell abweichendes syntaktisches Verhalten des I-DE, z.B:

(149.) Kulturstatsministerin Weiss **eröffnete den Reigen** der Redner (www-user.rhrk.uni-kl.de)

(150.) Die Eigenkomposition „Musik ist meine Welt“ **eröffnete den Reigen** bunter Melodien (www.schlossfestspiele-edesheim.de)

60% der deutschen Belege sind Konstruktionen mit einem am Nukleus *Reigen* geknüpften partitiven Genitivattribut. Und in vielen Fällen ist kontextuell auch dort deutlich von impliziter Partitivität (vgl. GLASER 1993) die Rede, wo diese nicht formal durch den Genitiv ausgedrückt wird, vgl. z.B:

(151.) Kleiber hatte sich[...] anwerben lassen, an vier Abenden das NBC Symphony Orchestra[...] zu dirigieren. Kleiber **eröffnete den Reigen** [...] mit der[...] Sinfonie Nr. 2 von Borodin (www.kultura-extra.de)

Der Reigen besteht hier offensichtlich aus vier Konzertabenden, die eine Serie bilden, was für kontextuelle Partitivität sorgt. Die Verknüpfung mit Genitivobjekt scheint dagegen im Dänischen wenig wahrscheinlich zu sein und wurde in der Stichprobe nicht gefunden. *Åbne ballet* impliziert offenbar nicht notwendigerweise eine nachfolgende Iterativität der Handlung, die von *ballet* „eröffnet“ wird, bei I-DE dagegen offensichtlich in aller Regel.

10.4.3.8.10. Satzspaltung¹⁹⁸

Satzspaltung wird i.A. als eine komplexe syntaktische Konstruktion definiert, die im Deutschen aus dem Platzhalter *es* + dem Kopula *sein* + einem *Prädikatsnomen* + *Relativsatz* besteht und der Markierung der Fokus-Konstituente dient (BUSSMANN 1990:693, WEINERT/MILLER 1996). In der Forschung besteht allgemein die Auffassung, dass Idiome im Normalfall nicht gespalten werden können (SKÖLDBERG 2004:183f., SVENSEN 2004:240). Das HIP *die Hosen anhaben* – *have bukserne på* (GA₁) kommt zwar zunächst nicht-fokussiert vor:

(152.) Magtbalance (hvem **har bukserne på?**), impulsiv reaktion, påtrængende adfærd (www.stellium.dk)

(153.) Da nutzt es frau auch nicht mehr viel, wenn sie hinterher im Harem **die Hosen anhat** (www.marterpfahlverlag.com)

Offensichtlich ist dies ein Fall von unproblematischer Textäquivalenz (11.11.). Zieht man jedoch den Aspekt Merkmalsfrequenz hinzu (10.4.3.10.2.), zeigt sich ein anderes Bild: I-DÄ wird häufig in Spaltsätzen realisiert, wobei das externe Valenzglied ausgespalten wird:

(154.) Føør „Ørkendronningen Priscilla“ og „Ingen er fuldkommen“ slog Shakespeare gækken løs i denne komedie fra en tid, hvor det var mændene, der havde bukserne på (www.dr.dk)

Es handelt sich offensichtlich um einen genuinen Spaltsatz mit Fokus- und impliziter Kontrastfunktion – es geht um die *Männer* statt der nicht expliziten Frauen: *Det* entspricht dem deutschen *es*; *var* hat den Wert von *war*, *mændene* ist Prädikatsnomen und gleichzeitig „the clefted constituent“ (WEINERT/MILLER 1996:174). *Der* leitet einen Relativsatz ein, womit die oben erwähnten Kriterien erfüllt sind, aktuell als Linksspaltung (SCHOENTAL 2000:647). In 60% der Belege der 2x25-Stichprobe tritt I-DÄ in solchen Spaltsätzen auf, während die gleiche Zahl für I-DE 0% ist. Spaltsatz ist also die typische Distribution von I-DÄ, die beim I-DE gar nicht vorkommt.

¹⁹⁸ Vgl.a. AKMAJIAN (1970), DYHR (1978), ROBINS et al. (1995:523f.), JENSEN (2001).

Dass es sich beim tendenziellen Spaltverhalten um kein idiomspezifisches Problem handelt, sondern ein allgemein bekanntes (JØRGENSEN 1962, III:215, DYHR 1978) kontrastiv-grammatisches Phänomen in der Idiomatik widergespiegelt wird – nach HANSEN et al. (2002:276f.) sind Spaltsätze im Deutschen „viel seltener“ als im Dänischen –, ist übrigens kein Problem für die phraseologische Beschreibung, sondern bestätigt die These, dass Idiomäquivalenz kein in der Retorte zu betrachtendes Phänomen ist. Im Gegenteil wird sie von vielen Faktoren beeinflusst, darunter auch grammatischen. Dass eine grammatische Tendenz auch in der Idiomatik ihre Gültigkeit bewahrt, ist aber keine Selbstverständlichkeit, wenn auch eine berechtigte Hypothese, die hier vorläufig korrobiert wurde. Es ist auch aus der grammatischen These, das Dänische neige eher zu Spaltsätzen als das Deutsche, keineswegs voraussagbar, dass gewisse I-DÄ offenbar v.a. als Spaltsätze auftreten (und wie oft), während ihre deutschen Pendanten kaum innerhalb dieser Konstruktion auftreten. Beobachtungen, die bekannte Muster auf anderen Ebenen bestätigen, sind durchaus legitim.

10.4.3.9. Wortart

Das HIP *skyde fra hoften* – *aus der Hüfte schießen*¹⁹⁹ wird in FARØ (2000b) als lexikologisch totaläquivalent betrachtet. Textbeispiele scheinen diese Auffassung zu belegen:

(155.) Når eleverne arbejder med løsninger og implementering af løsninger, kan man frygte, at eleverne blot „**skyder fra hoften**“ og angiver „automatsvar“ (www.us.uvm.dk)

(156.) Wenn Fips Asmussen seine kessen Wortkaskaden und messerscharfen Pointen **aus der Hüfte schießt**, bleibt selten ein Auge trocken (fips-asmussen.eventax.de)

Wenn man aber das syntaktische Verhalten des Idioms genauer untersucht, muss die These der Totaläquivalenz etwas relativiert werden. FLEISCHER (1992:55) bespricht das Phänomen „phraseologische Transposition“ (s.a. MOTSCH 1992), nämlich die Möglichkeit eines Phrasems, in eine andere „phraseologische Wortart“ (HÄUSSERMANN 1977:56) überzugehen. Dieser Begriff scheint für unser HIP von Bedeutung zu sein. Zunächst kann festgestellt werden, dass I-DÄ in 80% seiner Realisierungen als Substantivierung vorkommt:

(157.) Her serveres en række astrologiske **skud fra hoften**, der med et glimt i øjet giver dig et par tanker til overvejelse (www.kentaurnet.dk)

Dieser Realisierungstyp ist auch für I-DE möglich:

(158.) Voreilige Äußerungen meinerseits könnten im Nachhinein als „**Schuss aus der Hüfte**“ interpretiert werden und Anlass zu Unstimmigkeiten sein (www.ludwigshafen.de)

Trotzdem ist auffallend, dass die substantivischen Formen nur 15% der Realisierungen des I-DE ausmachen und somit eher untypisch sind im Vergleich zur Verb-Form, die für Dänen fast „unnatürlich“ klingen kann²⁰⁰. Es besteht offensichtlich die Situation einer komplementären Distribution des Wortartverhaltens dieses HIP (vgl. KOLLER 1974:4). Die Totaläquivalenz des Idioms scheint problematisierbar zu sein, wenn man den syntaktischen Gesichtspunkt etwas erweitert und ihn unter dem Blickwinkel der Wortartentransposition betrachtet.

¹⁹⁹ Nicht in DU11.

²⁰⁰ So ein Kommentar nach einem Vortrag von mir an der Wirtschaftsuniversität Kopenhagen (2005).

10.4.3.10. Frequenz

KOLLER (1974) und DOBROVOL'SKIJ (1997b) machen auf die Gebrauchsfrequenz als ernst zu nehmendes Problem bei der Untersuchung von Idiomäquivalenz aufmerksam. Der Frequenzaspekt spielt gleich im zweifachen Sinn eine Rolle, nämlich (1) als Zeichenfrequenz, und (2) als Merkmalsfrequenz. Zu den Grundüberlegungen in Verbindung mit der Frequenz im Korpuskontext s. SINCLAIR (1991:30ff.).

10.4.3.10.1. Zeichenfrequenz

Frequenz ist ein wichtiger Indikator, um etwas als „typisch“ und damit letztendlich als „natürlich“ zu bestimmen. Nach STATHI (im Druck) ist ein wesentlicher Grundsatz der Korpuslinguistik, dass Frequenz von Bedeutung ist. HALLSTEINSDÓTTIR et al. (im Druck) unterscheiden dabei zwischen Frequenz und Geläufigkeit²⁰¹, zwischen denen eine asymmetrische Beziehung besteht: Frequenz ist ein guter Indikator für Geläufigkeit, aber das Umgekehrte ist nicht unbedingt der Fall. Dies ist ein Problem, das im translatorischen Teil wieder aufgenommen werden soll (11.). In einer Arbeit, die kommunikationsorientiert ist, kann auf diesen Aspekt nicht verzichtet werden, denn je frequenter ein Phänomen in einer Sprache ist, desto eher wird es nicht nur als natürlich empfunden, sondern es wird – zumindest auf Dauer – auch für die Beurteilung von „Korrektheit“ von Bedeutung sein. Interessant ist in diesem Zusammenhang v.a., ob bei HIPs extreme relative Frequenzunterschiede vorkommen. Ergebnisse zur Häufigkeit von Phraseologismen als Angaben zur relativen Frequenz einzelner Phraseologismen auf eine Million Wörter (PMW-Angaben, vgl.a. GOTTLIEB 1998: *ppm*) liegen in einigen Sprachen wie Tschechisch (ČERMÁK 2003), Französisch, Niederländisch (COLSON 2003) und Englisch (COWIE 2003) bereits vor.

Dass der Aspekt Zeichenfrequenz für das Problem Idiomäquivalenz eine Rolle spielt, macht das folgende Beispiel deutlich: Dem deutschen Idiom *die Spreu vom Weizen trennen* („Schlechtes vom Guten trennen“, DUW) gilt i.A. das dänische Idiom *skille klinten* (MU)/avnerne (POL) *fra hveden* als äquivalent (GY3). Dabei ist zu bemerken, dass die Frequenz der beiden Idiome offensichtlich erheblich unterschiedlich ist: Der PMW-Wert vom I-DE ist 11,6²⁰², während der vom I-DÄ 0,1 ist (4 von 40 Mio.). Ein solcher Unterschied ist bedeutend und wahrscheinlich auch kommunikativ relevant.

10.4.3.10.2. Merkmalsfrequenz

Auch als Werkzeug zur Entdeckung, Differenzierung oder Neutralisierung anderer Äquivalenzaspekte sind Frequenzuntersuchungen nützlich. Somit bestehen Äquivalenz-Unterschiede häufig darin, dass ein Idiom ein Verhalten aufweist, das mit seinem I2-Verhalten äquivalent ist, wobei ein anderes, ebenso vorkommendes Verhalten mit dem I2-Verhalten *nicht* äquivalent ist. Beispiele dafür wurden bereits in 10.4.3.2. diskutiert, sie sind aber prinzipiell für alle anderen Äquivalenzaspekte relevant. Es handelt sich deshalb um einen Aspekt, der häufig nur schwer von den anderen Äquivalenzaspekten auseinander gehalten werden kann, v.a. interferiert er häufig mit dem Aspekt *Bedeutungsstruktur*. Trotzdem behandle ich ihn aus heuristischen Gründen als einen selbstständigen Äquivalenzaspekt.

²⁰¹ BURGERS (2003:16f.) „Gebräuchlichkeit“ scheint mir weniger präzise zu sein, weil der Begriff sowohl idiolektal als auch intersubjektiv verwendet wird.

²⁰² <http://wortschatz.uni-leipzig.de>

10.4.3.11. Der lexikalisch-kategoriale Aspekt

Idiome können als eine spezifische lexikalische Kategorie mit bestimmten formalen Merkmalen identifiziert werden (7.11.). Viele Forscher betrachten außerdem Idiome als eine besonders markante lexikalische Kategorie, die mit festgelegten Funktionen korreliert, wie aus dem Funktionsabschnitt hervorging (9.2.). Obwohl diese Arbeit vielen Auslegungen von Idiomfunktionen skeptisch gegenübersteht (9.11.), kann schon aus diesem Grund die Zugehörigkeit eines Lexems zur Kategorie „Idiom“ als ein Äquivalenzaspekt betrachtet werden. Aber auch andere Gründe sprechen dafür; die Kategorie wird nämlich gelegentlich metakommunikativ thematisiert (vgl.a. 9.3.1.3.):

(159.) Ich entgegnete, Astrid sei zu ihrer Freundin nach Stockholm gefahren. Sie fragte, ob es ”böses Blut” gegeben habe. **Derlei Ausdrücke benutzt sie** ständig, und ich habe mich oft gefragt, ob sie in ihrer Jugend genau so gekünstelt und gespreizt geklungen haben (GRØNDAHL^Ü 2002:23f.)

Aus diesen Gründen macht es Sinn, mit einem kategorialen Idiomäquivalenzaspekt zu operieren. In den angewandten Abschnitten (11.-12.) wird auf diesen Aspekt eingegangen.

10.4.3.12. Komposition

In vielen Fällen begegnen Äquivalenzvorstellungen über Idiome, bei denen offenbar eine parallele *Kompositionsstruktur* entscheidend ist. Es war bereits vom HIP *lægge ngst på hylden – etw an den Nagel hängen* die Rede (10.4.3.3.), bei dem, kompositionsstrukturell gesehen, in beiden Fällen ein Gegenstand an eine Stelle transportiert wird, wo er dann bleibt. Dies ist aber, wie gezeigt, keineswegs eine Gewährleistung für Totaläquivalenz.

Auch ein HIP wie *have ben i næsen – Haare auf den Zähnen haben* (JE) gehört dazu. Diese beiden Kompositionen sind strukturell parallel, denn es entsprechen sich *ben* und *Haare* („Körpermateriale“) und *næse* und *Zähne* (Teile des Kopfes), und in beiden Fällen ist ein Auxiliärverb *have/haben* sowie eine Präpositionalphrase vorhanden. Diese mehrfachen Entsprechungen berechtigen dazu, von einer parallelen Kompositionsstruktur zu reden. Von Äquivalenz im strengen Sinn zu reden ist dagegen schwierig, weil sich der Gebrauch offenbar stark unterscheidet. Folgende Realisierungen sind typisch:

(160.) Ich halte die „Männergesellschaft“ auf dem Flugplatz aber ganz gut aus – manchmal braucht es halt einfach ein bisschen **Haare auf den Zähnen**[...]. Gruss, Katrin (www.flightforum.ch)

(161.) „Wer gewohnt ist,[...] sehr direkt zu sprechen, übernimmt diesen Ton auch im Privatleben. Deshalb erhalten viele beruflich erfolgreiche Frauen den Stempel „Emanze“ aufgedrückt, oder man behauptet von ihnen, sie **hätten Haare auf den Zähnen**. Im Geschäftsleben werden sie dank der angelernten direkten Sprachmuster zwar anerkannt, doch im Privatleben gelten sie als unweiblich“ (www.tcd.ie)

Diese Eigenschaft einer Frau, die in DU11 mit „von schroffer, herrschsüchtiger, aggressiver Wesensart sein und sich auf diese Weise behaupten“ paraphrasiert wird, ist eher als negativ zu bezeichnen. Davon ist bei I-DÄ keine Rede:

(162.) Du skal være en sød og glad pige **med ben i næsen** og en masse udstråling i dine øjne (love.jubii.dk)

(163.) Det giver **ben i næsen** at studere i udlandet (www.so.dk)

TA paraphrasiert denn auch I-DÄ ’charakter-, willenstark, vernünftig sein’.

In der Forschung wird häufig von einer 1:1-Beziehung zwischen Komposition (Komponentenbestand) und Ikonographie (10.4.3.6.) von Idiomen ausgegangen. In FARØ (2000b) z.B. wird das Problem der formalen Distanz von Idiomen unter der Überschrift „Ikonographie“ behandelt. Dies ist nicht unproblematisch, denn es ist nicht so, dass eine bestimmte Ikonographie einer voraussagbaren lexikalischen Idiomkomposition entspricht. So kann in der deutschen Idiomatik das Vorhandensein der Ikonographie *JN DURCH DIE ZIELVORRICHTUNG EINER SCHIESSWAFFE BETRACHTEN* identifiziert werden. Es zeigt sich aber, dass diese Ikonographie gleich zu zwei verschiedenen Idiomen passt, nämlich zu *jn im Visier haben* und *jn auf dem Korn haben* (beide: 1. ‚jn kritisieren‘; 2. ‚jn beobachten‘), vgl:

(164.) ein Dorf **im Visier** der Medien (www.ndr/3.de)

(165.) Leiter der Sonderkommission „Grüner Buddy“ geht motiviert zur Sache und hat die Taucher **auf dem Korn**, welche sich nicht an die Regeln halten (www.taucher.net)

Auch im Dänischen ist diese Ikonographie aktuell, nämlich im Idiom *ramme ngn på kornet*:

(166.) Personerne i „Visse hensyn“ er **ramt på kornet** i en suveræn [sic!] god rollebesætning (www.aarhus.dk)

Somit kann ein HIP *ramme ngn på kornet – jn im Visier haben/jn auf dem Korn haben* etabliert werden. Arbitraritätstheoretisch wichtig ist dabei, dass die Bedeutung dieser drei Idiome, deren Ikonographie gleich ist, nicht identisch ist: I-DÅ bedeutet ‚jn genau beschreiben, darstellen‘. Die Beziehung *Idiom – Komposition – Bedeutung* ist also keine zwingende, so wie auch zwischen anderen Ebenen der Idiomatik kaum Voraussagbarkeit besteht (8.8.5.). Wenn man die Idiomkomposition unter dem Aspekt formaler Übereinstimmung betrachtet, empfiehlt es sich, eventuelle formale Unterschiede nicht als „Äquivalenzstufen“ zu bezeichnen, wie etwa bei STOJANOVA (1997:344), weil dieser Terminus, wird er wie dort i.e.S. verwendet, normalerweise inhaltliche oder syntaktische²⁰³ Übereinstimmung bezeichnet, hier geht es aber gerade um formale Probleme. Auch *Kongruenz* (ROOS 1981:232, WOTJAK 1992a:107, KROHN 1994:72) scheint mir nicht adäquat²⁰⁴. Deswegen wird hier der Begriff *Konvergenz* verwendet, ein Terminus, der aus der Biologie stammt und dort auch Formunterschiede bezeichnet (BRÜEL/NIELSEN 1989). Das Gegenteil von „Konvergenz“ ist „Divergenz“ (CZOCHRALSKI 1977b:174, FLEISCHER 1992, FARØ 2000b, 2004a, c).

Wie in FARØ (op.cit.) festgestellt wird, ist die übliche Dreiteilung von Idiomen nach totalkonvergenten, partialkonvergenten und totaldivergenten Idiompaaaren zu wenig differenziert (vgl.a. 6.3.1.). Stattdessen habe ich ein 6-stufiges Modell vorgeschlagen, das folgende Distanzebenen vorsieht:

²⁰³ Z.B. bei HELBIG/BUSCHA (2001:256).

²⁰⁴ Denn damit wird i.d.R. (syntaktische) Anpassung eines Elements an ein anderes Element gemeint (DUGRA:646ff.; EROMS 2000:183).

Stufe	Merkmale	Beispiel
1. Primärrelation (Totalkonvergenz)	Keine Unterschiede	<i>aus der Hüfte schießen – skyde fra hoften</i>
2. Sekundärrelation (Partialkonvergenz)	Morphologische, kleine lexikalische (synsemantische, vgl. DUGRA:507) Unterschiede	<i>mit <u>einem</u> Bein in etw stehen – stå med <u>det</u> ene ben i ngt („dem“)</i>
3. Tertiärrelation (do.)	Lexikalische (autosemantische, wie oben) Unterschiede	<i>etw auf die Beine <u>stellen</u> – <u>stable</u> ngt på benene („stapeln“)</i>
4. Quaternärrelation (do.)	Große lexikalische Unterschiede	<i>etw <u>steht</u> vor der Tür – ngt <u>banker</u> på døren („klopfen“)</i>
5. Quintärrelation (do.)	Nur strukturelle Gemeinschaft	<i>etw an den Nagel hängen – lægge ngt på hylden („aufs Regalbrett legen“)</i>
6. Sextärrelation (Totaldivergenz)	Keine Gemeinsamkeiten	<i>im Dunkeln <u>tappen</u> – være på bar bund („auf bloßem Grund/Boden sein“)</i>

Fig. 13: Distanztaxonomie für interlinguale Idiompaaere

Wichtig ist dabei, dass es sich hier um HIPs handelt, nicht um gesicherte Funktionsäquivalente, d.h. nur die formale Konvergenz ist im Blickpunkt. Das Modell wurde für den aktuellen Zusammenhang modifiziert: Statt bei 5. (Quintärrelation) von „Motivgemeinschaft“ zu sprechen, was ein inhaltliches und kein formales Element ist, wird hier die Bezeichnung „strukturelle Gemeinschaft“ eingeführt. Es dürfte somit klar sein – und dies kann auch die verbreitete Annahme totaler Inhaltsäquivalenz dieses HIPs erklären helfen (vgl. 12.9.) –, dass *etw an den Nagel hängen* dem I-DÄ ikonographisch strukturell ähnlich ist: In beiden Fällen wird etwas an einen bestimmten Ort hin bewegt, wo es dann bleibt. Eine solche strukturelle Gemeinschaft legt, so meine Hypothese, psychologisch Annahmen von Äquivalenz nahe, weil suggeriert wird, es handele sich einfach um „das Gleiche in neuem Gewand“ (vgl. MARTINET 1963), was die laienlinguistische Vorstellung von Äquivalenz ist. Ob sie damit totaläquivalent sind, ist eine andere Frage (10.4.3.3.).

10.4.3.13. Diachronie²⁰⁵

In 10.4.3.1. wurde in Bezug auf das HIP *bide i græsset – ins Gras beißen* auf die Diachronie als lexikologischer Äquivalenzaspekt hingewiesen. Der Aspekt Diachronie ist umso wichtiger, als Idiome zu den Lexemen gehören, die auf Zeichen- und Gebrauchsebene für Sprachwandel²⁰⁶ sehr empfänglich sind (vgl. FARØ 2004d).

Im Deutschen existieren drei relativ hochfrequente Idiome:

(167.) *den Kopf hängen lassen*

(168.) *jn vor den Kopf stoßen*

(169.) *von Kopf bis Fuß*

Unmittelbar scheinen die am nahe liegendsten lexikologischen Äquivalente im Dänischen folgende Idiome zu sein, die im ODS²⁰⁷ kodifiziert sind:

(170.) *lade hovedet hænge*

²⁰⁵ Vgl. DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005:62).

²⁰⁶ Vgl. BURGER (2003:124-147).

²⁰⁷ <http://ordnet.dk/ods/>

(171.) *støde ngn for hovedet*

(172.) *fra hoved til fod*

Problematisch ist aber der Status der I-DÄ in diachroner Hinsicht. Dies wird nicht nur indirekt durch das ODS angedeutet, dessen Quellen aus den Jahren 1700-1950 stammen, sondern auch in der Analyse von Internetbelegen, die trotz des Mediums meistens keineswegs rezent sind. Im Gegenteil handelt es sich fast ausnahmslos um Belege, die in Texten wie der Bibel und von Autoren wie Luther, Holberg, Wied, Pontoppidan und J.L. Heiberg vorkommen. Aus diesem Grund muss – ähnlich wie bereits beim Aspekt Frequenz festgestellt – die Äquivalenzbeziehung hier verneint werden, da die I-DÄ diachron restringiert sind.

Neben solchen Beispielen verloren gegangener Äquivalenzrelationen aufgrund des Verschwindens von Idiomen *als Zeichen* einer Bezugssprache kann die Äquivalenzrelation aber auch inhaltsseitig gestört werden: Somit waren bis vor wenigen Jahrzehnten das bereits behandelte HIP *die Ohren steif halten* – *holde ørene stive* wahrscheinlich äquivalent, wie es MU immer noch angibt. Doch heute muss man zumindest lexikologisch von Pseudoäquivalenten sprechen, wie aus 10.4.3.5. hervorging.

Der diachrone Aspekt überlagert, ähnlich wie der Frequenzaspekt, z.T. die anderen Äquivalenzaspekte und ist zugleich ein genuin heuristischer Aspekt, weil er die Erklärung für manche der idiomatischen „falschen Freunde“ des dänisch-deutschen Sprachenpaars liefert (6.3.2.), was hier unter das allgemeine Arbitraritätsprinzip subsumiert wurde (8.). Was heute keine Äquivalente sind, waren es oft in einem früheren Sprachzustand, obwohl dies methodisch schwierig zu beweisen ist.

10.4.3.14. Diatopie

Relevant für die Idiomäquivalenz ist außerdem der *diatopische* Aspekt. Bei Betrachtung der Tatsache, dass „Sprache“ eine Abstraktion ist, die eine Varietätenvielfalt, darunter eine areale²⁰⁸, aufweist (DUGRA:512), können Sprachen wie Dänisch und Deutsch nicht undifferenziert einander gegenübergestellt werden. Z.B. muss überlegt werden, ob die untersuchten Äquivalenzprobleme für das Deutsche *an sich* oder etwa nur für einen bestimmten Teil desselben Gültigkeit hat (vgl. BURGER 2003:195ff.). Handelt es sich z.B. um standard- oder substandardliche (s. PIIRAINEN 1994) Idiome? Ein Problem ist auch die Tatsache, dass das Deutsche eine plurizentrische Sprache ist (AMMON 1995). Das VWD (vgl. FARØ 2006b) dokumentiert somit Phraseologismen, die im deutschen Sprachraum nicht gleichmäßig verteilt sind, was für den deutsch-dänischen Kontrast natürlich nicht ohne Konsequenzen ist. Es wurde bereits auf *jm die Stange halten* hingewiesen (10.4.3.1.); auch das deutsche Pendant von *°ngt er så sikkert som amen i kirken* ist areal nicht einheitlich. Ist die bundesdeutsche und shd. Variante damit totalkonvergent (10.4.3.12.), gilt dies nicht für die österreichische Variante *etw ist so sicher wie das Amen im Gebet*, die aber trotzdem nicht weniger standardsprachlich ist. Dass das Idiom in:

(173.) **lige så sikkert som AMEN i kirken** ender dagen dårligt (BRØGGER⁰:483)

in der Tat durch

(174.) **so sicher wie das AMEN in der Kirche** endet der Tag schlecht (BRØGGER⁰:490)

²⁰⁸ S. PIIRAINEN (im Druck) zu Phraseologie in arealen Bezügen.

übersetzt wurde, ist wohl varietätenlinguistisch begründet.

Auch der mit dem Dänischen konvergente Somatismus *den Zeigefinger erheben* im Bundesdeutschen sieht im Shd. anders aus, nämlich *den Warn-/Mahnfinger erheben*, womit er vom dänischen Idiom distanter ist als der bundesdeutsche Somatismus. Umgekehrt sieht es bei *ngt er hverken fugl eller fisk* aus: Hier ist – trotz Inversion – das shd. *etw ist weder Fisch noch Vogel* dem dänischen Idiom näher. Die österreichisch-bundesdeutsche Variante ist *etw ist weder Fisch noch Fleisch* (vgl. zu diesem Beispiel MOKIENKO/WALTER im Druck).

Die Diatopie ist also für die Untersuchung von interlingualer Idiomäquivalenz ein Faktor, zu dem zumindest Stellung genommen werden muss, indem die Entität „Deutsch“ varietätenlinguistisch spezifiziert wird. Häufig passiert dies gerade nicht, oder „Deutsch“ wird kontrafaktisch mit ‚Bundesdeutsch‘ gleichgesetzt, was manchmal zu größerer, manchmal geringerer Distanz führt.

10.4.3.15. Register

Beim Äquivalenzaspekt Register (vgl. ETTINGER 1994:121) haben wir es mit einem operational schwierig zu handhabenden Problem zu tun (vgl. SPILLNER 1997). Somit kandidiert das bereits diskutierte (10.4.3.8.6.) HIP *løfte sløret – den Schleier lüften* für diese Bezeichnung, zumindest wenn man von den monolingualen Wörterbuchinformationen ausgeht: Sowohl in DUW als auch im DU11 ist I-DE mit der Markierung (*geh.*) versehen, was für I-DÄ nicht zutrifft (z.B. DDO, NDO). Diese Feststellung würde reichen, um das HIP als nicht totaläquivalent zu bewerten, wenn man die Untersuchungen auf einer lexikographischen Methodologie basieren würde. Es steht außer Frage, dass das Register als Idiomäquivalenzaspekt relevant ist, worauf viele Untersuchungen hingewiesen haben (DOBROVOL'SKIJ 1999c). Jedoch ist es schwierig, diese Feststellung empirisch eindeutig zu untermauern²⁰⁹. Im Gegenteil scheint es, dass sie in diesem Fall der Sprachwirklichkeit nicht standhält. Bei der Analyse einer 50-Stichprobe zeigten sich kaum Anzeichen für eine Tendenz zum gehobenen Register des I-DE. Beispiele sind etwa:

(175.) SAP **lüftet den Schleier** von Projekt ‚Vienna‘ (www.01.silicon.de)

(176.) Der Verlag **hat den Schleier gelüftet** und präsentiert die Neuheiten auf seiner Website (www.spielbox-online.de)

(177.) Kommt die Tour de France nach Karlsruhe?[...] Oberbürgermeister Heinz Fenrich wird auf jeden Fall mit einer kleinen Delegation in Paris sein, wenn **der Schleier gelüftet wird** (www.karlsruhe.de)

Nur dieses Beispiel muss wohl als *gehoben* beschrieben werden:

(178.) Wenn aber **der Schleier** deines Grolls **gelüftet wird**, wirst du mit ihm befreit (groups.msn.com)

Ein eindeutiger Zusammenhang zwischen *den Schleier lüften* und einem hohen Register kann aber nicht festgestellt werden. Dagegen ist ein HIP wie *°ansigt til ansigt – von Angesicht zu Angesicht* (GY1, GY2) ein klares Beispiel für divergierende Registerunterschiede. I-DÄ ist neutral, während I-DE offenbar veraltend (LDaF) ist. Dies hängt wahrscheinlich strukturalistisch mit dem Vorhandensein eines deutschen neutralen Synonyms *Gesicht* zusammen: Die dänischen Substantivkomponenten haben keine solchen Synonyme.

²⁰⁹ Zu korpuslinguistischer Methodik bei Registeruntersuchungen s. STUBBS (2005).

Registerunterschiede in dänisch-deutschen HIPs müssen vorläufig als ein weiter zu untersuchendes Problem charakterisiert werden. Hier sollte nur auf ihre prinzipielle Relevanz für die lexikologische Idiomäquivalenz hingewiesen werden.

(IV) FRAGWÜRDIGE ÄQUIVALENZASPEKTE

Im Gegensatz zu den bisher untersuchten Idiomäquivalenzaspekten, bei denen es sich um i.e.S. linguistisch relevante Äquivalenzaspekte handelt, sind die folgenden beiden Aspekte m.E. zumindest rein *linguistisch* eher fragwürdig, weshalb ich sie gesondert behandle. Dabei steht hier nicht der Platz zur Verfügung, um eine tief greifende Diskussion zu ermöglichen.

10.4.3.16. Kultur

Es wurde im Funktionskapitel gegen die Auffassung argumentiert, Idiome generell als „kulturspezifische“ Größen zu betrachten; zumindest spielt dies im von mir untersuchten Material keine Rolle. In der Idiomdefinition der Arbeit wurde außerdem Wert darauf gelegt, dass Idiome (i.e.S.) „non-enzyklopädisch“ sind. Beides hat für die Annahme eines Äquivalenzaspekts *Kultur* Konsequenzen, der von nicht wenigen Autoren vorgeschlagen wird (z.B. FÖLDES 1992, TELIYA et al. 1998). DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005:76) (s.a. DOBROVOL'SKIJ 1999b:43) exemplifizieren „differences in the cultural component of the content plane of near-equivalent idioms“ mit dem folgenden Beispiel:

(179.) *el chino de la esquina* (peruv. Spanisch) – *Tante-Emma-Laden*

Nach den Autoren haben die beiden Idiome „identical actual meanings“ aber unterschiedliche „cultural connotations“:

„Die zugrunde liegenden Besonderheiten des Idiomgebrauchs [der hier nicht erklärt wird, KF] können wahrscheinlich nur mit Hilfe von kulturspezifischen Faktoren erklärt werden“ (DOBROVOL'SKIJ 1999b:43)

Das Idiom sei also „kulturell markiert“ (op.cit:46). M.E. ist dies aber keine angemessene Analyse, weil sie nicht innerhalb einer rein linguistischen Beschreibung bleibt, die mich hier allein interessiert. Ich würde es deshalb so sehen, dass (1) entweder die beiden Idiome semantisch-pragmatisch (etc.) äquivalent sind, d.h. sie können in der Tat in parallelen kommunikativen Kontexten verwendet werden, oder aber (2) dass sie einen enzyklopädischen Bezug haben und dann keine Idiome mehr sind und folglich auch nicht gebrauchsäquivalent („actual meaning“), weil z.B. das Denotat unterschiedlich ist. Dies hängt vom Idiomatisierungsgrad der beiden Idiome ab: Muss der Inhaber des peruvianischen Ladens z.B. tatsächlich ein Chinese sein? Wenn das der Fall ist, ist es kaum ein Idiom i.e.S., sondern ein kulturgebundenes Phrasem, denn dann *bedeutet* das Idiom etwas anderes als sein hypothetischer deutscher Partner. Wenn nicht, dann kann man „the cultural component“ nicht als *linguistisch* relevant bezeichnen, sondern als ein reines Epiphänomen zum Zeichen: eine „semiotische Last“ (8.8.). Dies könnte übrigens ein Beispiel dafür sein, dass „Kultur“ immer dann ins Gespräch kommt, wenn der Zeichenausdruck aus der Sicht des Nicht-Muttersprachlers auffällt (vgl. ROOS 1981:234 für einen ähnlichen Fall).

Der Ausgangspunkt dieser Arbeit ist also, dass „Kultur“ ein problematischer *linguistischer* Äquivalenzaspekt ist, weil er zumindest (1) tendenziell mit dem Kriterium der Non-Enzyklopädität von Idiomen in Konflikt gerät, (2) in der Regel

kein wirklich sprachliches Phänomen darstellt und (3) folglich meistens von anderen Äquivalenzaspekten wie Semantik und Pragmatik abgedeckt werden kann. Aus der rein linguistischen Sicht dieser Arbeit scheint er also für einen kommunikativ-synchronen Zugang zur Idiomäquivalenz überflüssig und vielleicht sogar kontraproduktiv zu sein.

10.4.3.17. Kognition/Konzepte

Im Zuge des allgemeinen Interesses für kognitive Semantik und Metapherntheorie wird auch für eine Einbeziehung von kognitiven Begrifflichkeiten in die interlinguale Phraseologieforschung plädiert. So ist in mehreren Arbeiten von „kognitiver“ bzw. „konzeptueller Äquivalenz“ die Rede (z.B. DOBROVOL'SKIJ 1995, 2003, PARIZOSKA 2005). Nach DOBROVOL'SKIJ (1999b:49) handelt es sich bei konzeptuellen Unterschieden in der Phraseologie um „Unterschiede in der Wirklichkeitsperspektive“. Beispiele für „invariante kognitive Strukturen“ sind z.B. LAKOFFs (1987) „konzeptuelle Metaphern“. Dabei können Idiome auf dem „rich level“ (d.h. der konkreten Ikonographie) divergieren, obwohl sie „konzeptuell“ äquivalent seien. Die kognitive Metapherntheorie könne z.B. erklären, warum bestimmte fremdsprachige Idiome leicht verstanden und entlehnt werden und andere nicht (op.cit:51). DOBROVOL'SKIJ (op.cit:54) verweist auf eine große Zahl englischer Phraseologismen, die das „Konzept“ WEG enthalten: *in a way, in some ways, the other way round, by the way* etc. Dieses „Konzept“ spielt also nach DOBROVOL'SKIJ (op.cit:53f.) eine viel größere Rolle als auf Russisch.

Aber welche Relevanz ergibt sich daraus für das englische Sprachsystem? Solche Konzepte sind m.E. grundsätzlich *diachrone* Entitäten, weil sie das Nominationsmotiv der Idiomzeichen zu rekonstruieren versuchen. Sie sagen aber nichts darüber aus, welche Rolle solche Konzepte für das Sprachsystem *hic et nunc* spielen. Ob das Konzept überhaupt produktiv ist, wird nicht klar. Häufig werden solche „Konzepte“ auf einer datenmäßig sehr dünnen Grundlage erarbeitet, wie in KÍSPAL (2004), der auf der Basis *eines* Sprichworts (z.B. *der Apfel fällt nicht weit vom Stamm* und *man soll das Kind nicht mit dem Badewasser ausschütten*) „Konzepte“ wie FRÜCHTE SIND MENSCHEN und KINDER SIND GEDANKEN (FARØ 2005g) rekonstruiert. So sehr ich auch sehe, dass man recht einfach Tausende solcher „Konzepte“ generieren kann, so wenig ist mir doch ihre Relevanz für die Sprecher und das Sprachsystem klar.

Der Hauptgrund, warum ich dem Vorschlag skeptisch gegenüberstehe, Konzeptuell-Kognitives als relevanten lexikologischen Äquivalenzaspekt hinzunehmen, ist auch im Semantikbegriff dieser Arbeit begründet, der keine mentalen Kategorien vorsieht. Im Gegenteil wird Semantik ja als ein *Gebrauchsphänomen* betrachtet (3.4.) und die kognitive und konzeptuelle Ebene wird als nicht im engeren Sinn linguistisch relevant betrachtet. Die Konzepte des kognitiven Zugangs sind nicht synchronisch bedeutsam, weil sie post-quem-Ergebnisse sind. „Kognitiv relevante zwischensprachliche Unterschiede“ (DOBROVOL'SKIJ 1999b:56) sind also nicht unbedingt *äquivalenztheoretisch* relevante Unterschiede.

Obwohl ich dafür argumentiert habe, dass es im lexikologischen Zusammenhang prinzipiell nicht möglich ist, bestimmte Äquivalenzaspekte als wichtiger als andere aufzufassen, ist es durchaus möglich, dass gewisse potenzielle Aspekte ausgeschlossen werden müssen, wenn sie z.B. keine i.e.S. linguistische Realität haben. Möglicherweise

gehören „Kognition“ und „Kultur“ dazu und vielleicht sind auch andere Aspekte linguistisch fragwürdig; diese Diskussion kann aber hier nicht weiter verfolgt werden.

10.5. Teilzusammenfassung

Es wurde in diesem Kapitel gezeigt, dass das Urteil „(lexikologische) Idiomäquivalenz“ prinzipiell von einer Vielzahl virtueller Äquivalenzaspekte abhängt – von unterschiedlichen semantischen, frequentuellen und pragmatischen über syntaktische Aspekte bis hin zum Register. Von diesen habe ich nur einen Teil der prinzipiell möglichen Idiomäquivalenzaspekte untersucht. Wie viel weitere Aspekte in Frage kämen, ist nicht zuletzt von den Kategorisierungsprinzipien abhängig und außerdem eine Frage der Granularität – möglich wären wahrscheinlich mindestens 50 Aspekte.

„Äquivalenz“ ist ein komplexes Untersuchungsproblem, das aus vielen Komponenten besteht. Die Beschreibung der lexikologischen Äquivalenz von Idiomem gestaltet sich dabei als besonders komplex, weil Idiome polylexikalische und meistens auch unterschiedlich restringierte (s. 10.4.3.8.) sprachliche Zeichen sind. Wenn somit ein interlinguales Idiempaar als lexikologisch „äquivalent“ beurteilt wird – diese Prämisse scheint hinter der Feststellung „Idiom X der Sprache L1 „heißt“ in der Sprache L2 Y“ zu stecken –, ein Urteil, das in der kontrastiven Phraseologieforschung immer wieder gefällt wird (z.B. PEDERSEN 1986:129, PIITULAINEN 1992:3²¹⁰, SKÖLDBERG 2004:309²¹¹), müsste es bedeuten, dass im Prinzip sämtliche der hier vorgeführten (und weitere) Äquivalenzaspekte in Bezug auf die beiden Idiome parallel sein müssten²¹². Auch die Aspekte selbst müssen als gleichwertig angesehen werden, denn objektive Kriterien dafür, welche Äquivalenzaspekte als wichtig und welche als weniger wichtig anzusehen sind, gibt es nicht. Nur dezidiert nicht-sprachliche Phänomene können prinzipiell unberücksichtigt bleiben. Lexikologische Untersuchungen sind nach dem Verständnis dieser Arbeit nicht zweckorientiert – es sei denn, man hat im Vorhinein einen Zweck definiert und somit Kriterien für Relevanz und Granularität festgelegt. In dem Fall ist es aber keine rein lexikologische Untersuchung mehr. Ohne einen solchen Zweck oder eine Funktion kann lexikologisch nur *observiert* werden. Ob das, was man eventuell an Divergenzen identifiziert, „relevant“ ist, ist eine andere, bis auf weiteres offene Frage. Denn solange man die Frage: „relevant in Bezug worauf?“ nicht beantwortet hat, kommen Relevanzdiskussionen nicht in Frage. Das Gleiche gilt übrigens für eine Kritik, die Untersuchungen wie die hier vorgenommenen als „zu subtil“ geißelt²¹³. Was zu subtil ist, ist nur in Bezug auf eine vorgegebene *Funktion* bestimmbar.

Diese Überlegungen machen die eigene Perspektive lexikologischer Untersuchungen deutlich: Die Lexikologie ist *zeichen-*, nicht *problemorientiert*. Eine solchermaßen abstrakte Auffassung von „Lexikologie“ ist vorteilhaft. Denn sie macht das völlig unterschiedliche Verfahren theoretischer Wortschatzdeskription gegenüber kontrastiver Problemlösung relativ zu bestimmten linguistischen Gattungen wie etwa Lexikographie und Übersetzung deutlich. Was das Äquivalenzproblem in diesem spezifischen Kontext

²¹⁰ Die Autorin bezieht sich auf ein Korpus von 2500 deutschen Verbidiomen „und deren finnische Äquivalente“ (ebd.).

²¹¹ U.a. über *få fria händer*, das „the equivalent to“ *be given a free hand* sei.

²¹² Natürlich sind nicht alle Aspekte für jedes HIP relevant.

²¹³ Wie mir nach einem Vortrag an der Tagung Symposium on Lexicography XII in Kopenhagen (2004) vorgeworfen wurde. Vgl. dazu MARTINET (1961:5): „We need not be ashamed of presenting marginalities as such in our descriptions, because they are proof of the latter’s truthfulness“.

betrifft, gilt also Folgendes: Absolute lexikologische Idiomäquivalenz ist ein erst nach umfassenden empirischen Untersuchungen festzustellender Tatbestand, wie es hier zumindest tentativ versucht wurde. Auf Grund der aufgezeigten Komplexität des Begriffes „lexikologischer Idiomäquivalenz“, dürfte klar sein, dass vollständige lexikologische Idiomäquivalenz eher überraschen als einleuchten sollte²¹⁴ (vgl. DOBROVOL'SKIJ 1999b:42; DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:56). D.h., dass der Optimismus NEWMARKs (1993:9), der in der Aussage „the great majority of non-cultural words have perfectly satisfactory equivalents in other languages“ zum Ausdruck kommt, wohl als eine „Illusion der Symmetrie“ (HÖNIG 1997:32, s.a. SNELL-HORNBY 1983) bezeichnet werden muss, zumindest im Bereich der lexikologischen Idiomatik. Vgl. MARTINET (1963), der den weit verbreiteten linguistischen „Parallelismusgedanken“ kritisiert, d.h. die Idee, dass L2 „nichts anderes als die Ausgangssprache mit anderen Wörtern“ sei (PIETRO 1972:136, vgl.a. HJELMSLEV 1943). Dies ist auch in der Idiomatik nicht der Fall, obwohl diese Einsicht hier vielleicht schwieriger nachzuvollziehen ist, u.a. wegen der verbreiteten starken Fokussierung auf die Ikonographie (= Ikonizismus) (vgl. 7.11.4.).

In nicht wenigen interlingualen phraseologischen Darstellungen wird mit dem Begriff „partielle Äquivalenz“ operiert (vgl. HESSKY 1992). Dieser Begriff ist für eine kontrastive Idiomatik lexikologischer Prägung nach der vorliegenden theoretischen Konzeption nicht besonders brauchbar. Denn erstens werden Idiome in den meisten Fällen interlingual ohnehin nur partiell, nicht vollständig äquivalent sein. Dies ist nicht zuletzt eine Folge davon, dass auch der Aspekt Frequenz in die Untersuchung einbezogen worden ist: Viele der hier festgestellten Gebrauchsunterschiede in HIPs sind frequentuell bedingt, und dieser Aspekt ist nicht nur berechtigt, sondern sogar notwendig. Der Begriff sagt zweitens aber wenig aus, denn ist „partiell“ viel oder wenig? Wir wissen es im Rahmen der Lexikologie prinzipiell nicht. Auch der Begriff „Quasiäquivalenz“ (6.3.1.) scheint in der Lexikologie kaum adäquat zu sein, weil er ja ‚so gut wie äquivalent‘ zu meinen scheint. Wieder haben wir aber das Problem: Wie beurteilt man diese Behauptung ohne einen vorgegebenen Zweck? Wann sind Divergenzen „bedeutungslos“, wie es mit diesem Begriff doch indiziert wird?

„Idiomäquivalenz“ im lexikologischen Sinn ist weder auf reine Inhaltskategorien, wie so oft in der kontrastiven Linguistik, noch auf eine Komponentenanalyse, wie dies nicht selten in der Phraseologie passiert, reduzierbar. „Semantische Äquivalenz“ wie bei HESSKY (1987:57) oder Äquivalenz „in the traditional sense“ (DOBROVOL'SKIJ 1999) stellt daher eine verkürzte Sicht dar, weil sie den semantischen Aspekt überbewertet. Dies ist weder theoretisch noch kommunikativ haltbar.

Lexikologische Idiomäquivalenz ist eine weithin operationalisierbare, weil mit den heute zur Verfügung stehenden Mitteln empirisch *falsifizierbare* (4.3.) (nicht *verifizierbare*) Beziehung interlingualer Idiompaaire. Wie groß die empirische Grundlage sein muss, um Fragen nach lexikologischer Idiomäquivalenz zu entscheiden, ist nur anhand statistischer Methoden zu beantworten. Hier wurde generell von 25 bzw. 50 Belegen ausgegangen; die relevante Zahl hängt aber von der semantisch-funktionalen Komplexität des Idioms ab, darunter z.B. vom Polysemiegrad desselben.

²¹⁴ Dass auch empirische Äquivalenzurteile letztendlich Hypothesen bleiben müssen, ist nicht allein eine Bedingung einer dem Popperschen Wissenschaftsbegriff verpflichteten Linguistik, sondern die Einsicht ist auch wiederum mit der festgestellten Arbitrarität der Idiome verbunden: Weil sie arbiträr sind, kann sich ihr linguistisches Verhalten jederzeit verändern, was natürlich auch auf die Äquivalenzbeziehungen einwirkt (vgl. FARØ 2004c).

Das Ergebnis dieser Äquivalenzuntersuchungen, als „exhaustive Kontrastanalysen“ (RAABE 1972:60) verstanden, ist in vielen Fällen ernüchternd: Sehr häufig sind „nahe liegende“ HIPs nicht totaläquivalent, sei es wegen inhaltlicher, bedeutungsstruktureller – Polysemie spielt bei Idiomem im Gegensatz zur früheren Annahme (KLAPPENBACH 1968:226) offensichtlich eine nicht zu übersehende Rolle (FLEISCHER 1997:166ff., BURGER 2003:72ff.²¹⁵, DOBROVOL'SKIJ 2000:381f., MOON 1998:189) –, formaler oder sonstiger Heterovalenz. Das Ausmaß an Totaläquivalenz zwischen HIPs im Dänischen und Deutschen könnte also, wie Cecatto (zit.n. MAURO 1982:120) in einem anderen Zusammenhang feststellen musste, geringer sein als zuerst angenommen (FARØ 2000b). Dies würde die These HYVÄRINENs (2004:207) bestätigen, dass „der Anteil der idiomatischen Volläquivalenz [sogar zwischen verwandten Sprachen] relativ gering“ sei, während sie nach RAABE (1972:67) sogar „größtenteils ausgeschlossen werden“ könne (vgl.a. PARTINGTON 1995:109, KROHN 1994:72, SVENSÉN 2004:315, dagegen ETTINGER 1994:132f.).

Dieses scheinbare Paradoxon stellt aber ein wissenschaftstheoretisch wohl bekanntes Problem dar (vgl. STEGMÜLLER 1989:581): Die Granularität (5.6.) einer Untersuchung ist ein wichtiger Faktor für die Ergebnisse derselben. Je abstrakter die Ebene, auf der verglichen wird, desto eher wird man Gemeinsamkeiten feststellen, umgekehrt bringen fein granuliert Konfrontationen tendenziell mehr Unterschiede zutage (vgl. 5.6.)²¹⁶.

Dies ist auch der Grund, warum die Ergebnisse FARØs (2000b) und dieser Arbeit vielleicht nur einen scheinbaren Widerspruch ausmachen: Es wurde in (2000b) eine deutsch-dänische „Idiomgemeinschaft“ von 20-50% festgestellt (je nach Toleranzgrad gegenüber der formalen Divergenzstufe, s. 10.4.3.12.), ein Ergebnis, das auf empirischen Untersuchungen basierte. Nun können mindestens drei entscheidende Unterschiede zwischen (2000b) und dieser Arbeit identifiziert werden, nämlich:

(1) Der Idiomäquivalenzbegriff wird hier viel differenzierter diskutiert als in (2000b), in der nur mit einer Hand voll eher groben Äquivalenzaspekte operiert wurde; denn damals war mir die Komplexität der Idiomäquivalenz nicht hinreichend klar. Dieses Problem war auch nicht das Hauptanliegen der damaligen Arbeit.

(2) Die empirischen Untersuchungen in (2000b) waren nicht besonders umfassend, sondern sie beschränkten sich auf wenige Korpusstichproben.

(3) Schließlich ist entscheidend, dass die vorliegende Arbeit nicht wie (2000b) eine quantitative, sondern eine theoretische Untersuchung ist. D.h. es wird hier nicht eine *Relation gemessen*, sondern ein Problem (= Idiomäquivalenz) theoretisch untersucht und als Begrifflichkeit problematisiert. D.h. selbst wenn das Ergebnis in (2000b) stimmt – und an deren grundlegenden These, einer hohen²¹⁷ deutsch-dänischen Idiomgemeinschaft, dürfte in der Tat, trotz der einen oder anderen möglichen Hinterfragung der dort postulierten idiomatischen Totaläquivalenzen, kaum grundsätzlich gerüttelt werden –, ist die Problematisierung von „Idiomäquivalenz“ und

²¹⁵ Dabei ist sie „weit weniger häufig als bei den Wörtern“ (ebd.).

²¹⁶ Deshalb bedarf die Charakterisierung JAKOBSENs (2005b:73) von Aussagen, Aktiv- und Passivsätze würden das Gleiche bedeuten, als „nicht korrekt“ zumindest einer Differenzierung: Sie sind nach einer Analyse einer gewissen (recht niedrigen) Granularität durchaus äquivalent, auf einer anderen (hohen) Granularitätsstufe jedoch nicht. Es handelt sich hier m.E. nicht um Korrektheit, sondern um die Granularität der Beschreibung.

²¹⁷ Was im Kontext einer von vielen Autoren postulierten „Sprachspezifität“ von Idiomatik gesehen werden sollte (s. FARØ (2000b), gegen die zu argumentieren es zu den Hauptanliegen der damaligen Arbeit gehörte.

eine arbitraritätstheoretische Diskussion desselben Begriffs, wie es hier geschieht, nicht nur legitim, sondern auch ein großes Forschungsdefizit.

Trotzdem könnte eine Untersuchung wie die vorliegende auch die Ergebnisse von Arbeiten vom Typ (2000b), die die interlinguale Distanz von Idiominventaren messen, in Zukunft beeinflussen, weil sie helfen könnte, den Analytiker für die Komplexität des Problems Idiomäquivalenz zu sensibilisieren. Denn wann etwas als „äquivalent“ erklärt wird, selbst wenn es auf einer scheinbar theoretisch durchdachten Grundlage wie „funktionaler Äquivalenz“ geschieht (die auch der Ausgangspunkt von 2000b war, vgl. 14.1.), hängt nicht nur von der Granularität des Äquivalenzbegriffs ab, sondern auch vom Umfang und von der Gewissenhaftigkeit der ausgetragenen empirischen Untersuchungen, um nichtempirische Quellen wie Wörterbücher und Introspektion gar nicht erst zu erwähnen (4.1.).

Es wäre also ein Missverständnis zu meinen, die Thesen dieser Arbeit würden die Ergebnisse FARØs (2000b) grundsätzlich zurücknehmen: Ein stark differenziertes Idiomäquivalenzkonzept auf umfassender empirischer Grundlage schließt Äquivalenz nicht grundsätzlich aus, obwohl es sie natürlich unwahrscheinlicher macht als ein grobes Konzept auf nicht-empirischer Basis. Es sollte andererseits nicht erstaunen, wenn manche von FARØs (2000b) „Äquivalenten“ nach der hier differenzierteren Sicht auf lexikologische Idiomäquivalenz zumindest problematisiert werden müssten. Diese Aufgabe überlasse ich jedoch anderen.

Das Ziel dieser Analyse war nicht einfach, eine Menge an dänisch-deutschen phraseologischen „falschen Freunden“ (6.3.2.) aufzuzeigen, sondern sie hatte einen theoretischen Zweck: Die in diesem Teil der Arbeit festgestellte große linguistische Diversität ikonographisch mehr oder weniger paralleler Idiome im Dänischen und Deutschen bestätigt nämlich auch die theoretische Adäquatheit und den methodologischen Nutzen des allgemeinen Arbitraritätsprinzips (8.8.3.), darunter die beiden speziellen Arbitraritätsprinzipien, *funktionale* und *interlinguale* Arbitrarität, wie sie in 8.8.5. definiert wurden: Je gründlicher man die faktische Verwendung von HIPs untersucht, d.h. ausgehend von ihrem Gebrauch, desto eher zeigt sich ihre interlinguale Arbitrarität. Wo z.B. LYONS (1977:100f.) das (interlinguale) Arbitraritätsprinzip onomasiologisch darlegt, so habe ich das Prinzip semasiologisch aufgezeigt, indem der Ausgangspunkt in der Ausdrucksseite genommen wurde, die ikonisch inhaltliche Äquivalenz nahelegt, ohne dass es sie im strikten Sinne gibt. Dabei ist es nicht so, dass nur die dokumentiert kontrastiv divergenten Idiome arbiträr wären; es handelt sich ja bei der Arbitrarität um ein Prinzip, ein „design feature“ (Hockett) der Sprache. Aber gerade dort wo Motivation und Ikonizität zu herrschen scheint, gilt es für einen arbitraritätstheoretischen Zugang, das Walten der Arbitrarität unter dieser scheinbaren „Notwendigkeit“ deutlich zu machen, und nicht dort, wo er eher einleuchtet, wie in Saussures Beispielen. Es wäre also ein Missverständnis, die obige Analyse als eine Dokumentation konkreter „arbiträrer Idiome“ auszulegen. Sie sollte stattdessen als massive Evidenz für das *allgemeine Arbitraritätsprinzip* gelesen werden, nicht weil grundsätzlich viele Beispiele nötig wären, um für das Prinzip zu argumentieren, sondern weil viele Beispiele die Relevanz des Prinzips gerade auf einem unmittelbar weniger einleuchtenden Gebiet wie der Idiomatik wohl eher deutlich machen als nur ein paar davon.

Die vielen inhaltlichen und funktionalen Divergenzen „offensichtlich“ äquivalenter, weil formal konvergenter (10.4.3.12.) Idiompaaire (HIPs), sind kaum anhand einer synthetisierenden Theorie voraussagbar, auch nicht anhand der kognitiven

Metapherntheorie. Obwohl wahrscheinlich weitgehend den gleichen Ursprung habend, haben diese Idiome, weil sie arbiträre Zeichen sind, eigene Gebrauchsidiosynkrasien (DITTMANN 2002:294) entwickelt, die zwar manchmal vielleicht „subtil“ erscheinen mögen, in anderen Fällen aber als recht bedeutend bezeichnet werden müssen. Weil die Idiome gleichzeitig häufig „hochikonische“ (GROTE et al. 2001) Zeichen sind, wird, so meine Annahme, ihre vollständige Äquivalenz in vielen Fällen einfach vorausgesetzt, denn Idiome scheinen sozusagen ihre Gebrauchsregeln direkt zu widerspiegeln. Ihre Gebrauchsregeln sind aber eine arbiträre Angelegenheit, wie kontraintuitiv dies auch scheinen mag. Dabei sollten „Gebrauchsregeln“ nicht auf ‚Bedeutung‘ eingeengt werden, sondern darunter sollte die ganze Palette inhaltlicher und formaler Merkmale des Zeichengebrauchs verstanden werden, die hier kontrastiv exemplarisch unter der Bezeichnung „Äquivalenzaspekte“ untersucht wurde.

ANGEWANDTE ASPEKTE: ÜBERSETZUNG UND LEXIKOGRAPHIE

In den beiden nächsten Teilen soll das Problem der Idiomäquivalenz auf zwei „angewandte“ Kernkontexte bezogen werden: Übersetzung und bilinguale Lexikographie. Das Ziel dieser beiden Teiluntersuchungen ist u.a. zu testen, ob die im lexikologischen Teil beschriebenen Äquivalenzprobleme nur theoretisch relevant sind, oder ob sie auch in den angewandten Zweigen der interlingualen Sprachwissenschaft von Wichtigkeit sind. Darüber hinaus wird die Frage gestellt, wie sich lexikologische Äquivalenzprobleme zu den Disziplinen Übersetzung und zweisprachiger Lexikographie verhalten: Kann von Übertragbarkeit, also direkter Anwendbarkeit der lexikologisch beschriebenen Problemtypen gesprochen werden, oder haben wir es in den beiden Disziplinen mit grundsätzlich andersartigen Kontexten zu tun, die andere Rücksichten bedürfen? Dabei wird die These untersucht, die NORRMAN (1999:60) folgenderweise formuliert hat: „the love of symmetry is an important shaping force in thought [and] language“. Die Frage ist, ob diese Feststellung für die Idiomatik in Übersetzung und bilingualer Lexikographie zutrifft?

Der Grund, warum ich „angewandt“ in Anführungszeichen setze, ist, dass die folgende empirischen Untersuchungen in hohem Grad mit der theoretischen Fragestellung zusammenhängen. Denn erstens ist zu erwarten, dass die Problembeschreibung von der Idiomtheorie abhängt, zweitens werden die angewandten Probleme die Theorie beeinflussen müssen. Was zur Lösung „angewandter“ Probleme nichts beibringt, ist m.E. keine gute Theorie. Und die Theorie von der Idiomäquivalenz als funktionalistische Größe scheint mir auch für die Handhabung angewandter Probleme die am besten geeignete zu sein.

11. Translatorischer Teil

11.1. Einleitung

In diesem Teil wird die Idiomäquivalenz in einem spezifisch translatorischen Kontext untersucht. SNELL-HORNBY (1986:20) stellt in Bezug auf die Translationswissenschaft Folgendes fest:

”Großes Potential für die Übersetzung hätte[...] die kontrastive Linguistik[...]: Statt einzelner Studien isolierter Einheiten,[...] sind großangelegte Analysen notwendig, die eine Realisierung im Kontext berücksichtigen”

Dieser Teil der Arbeit stellt u.a. den Versuch dar, eine solche Analyse durchzuführen, sowohl im Hinblick auf das Sprachsystem als auch auf die Realisierungen im Kontext. Die Grundlage der Diskussion ist eine umfangreiche exzerpierte und systematisierte Übersetzungsempirie (s. Anhang). Damit wurde eine Datenbasis geschaffen, die zum ersten Mal ausführliche Analysen von Idiomübersetzung zwischen dem Sprachenpaar Dänisch-Deutsch und darauf basierende Generalisierungen ermöglicht. Der Fokus liegt auf dem Zusammenhang zwischen dem semiotischen Status von Idiomen und ihrer (empirisch-textuellen) Übersetzung. Dabei werden folgende Fragen untersucht: (1) Wie wird in der Übersetzungsforschung äquivalenztheoretisch mit Idiomen umgegangen?; (2) Wie werden Idiome von Übersetzern empirisch gehandhabt?; (3) Können Probleme identifiziert werden, die auf die Idiomsemiotik zurückzuführen sind?

Da eine Arbeit zur Übersetzung von Idiomen immer auf einer allgemeinen übersetzungstheoretischen Grundlage steht, wird zuerst das Verständnis dieser Arbeit von „Übersetzung“ dargelegt.

11.2. Allgemeine übersetzungstheoretische Überlegungen

Was Übersetzen ist, scheint auf den ersten Blick selbstverständlich zu sein. Ein genaues Hinsehen fördert jedoch unterschiedliche Interpretationen zutage. So wird unter Lexikographen von „Übersetzungen“ gesprochen, wenn die Rede von Äquivalentvorschlägen in Wörterbüchern ist (z.B. SVENSÉN 2004:314; GY₁:15). Auch beim rein lexikologischen Vergleich von Lexemen zweier Sprachen wird in vielen Fällen von „Übersetzungsproblemen“ gesprochen (z.B. STOJANOVA 1997:347; HYVÄRINEN 1992:25; SINCLAIR 2002:17). Angesichts des recht unpräzisen Umgangs mit dem Begriff muss präzisiert werden, was hier genau unter „Übersetzung“ verstanden wird. Zunächst kann sie i.e.S. (COSERIU 1981) als *interlinguale Texttransmission* präzisiert werden (vgl.a. NORD 1997:17)²¹⁸. Nach LARSON (1984) ist Übersetzung

„basically a changing of *form*[...]. It is *meaning* which is being transferred and must be held constant[...]. Translation, then, consists of studying the lexicon and grammatical structure, communication situation, and cultural context of the source language text, analyzing it in order to determine its meaning, and then reconstructing this same meaning using the lexicon and grammatical structure which are appropriate in the receptor language and its cultural context“ (op.cit:3) [...]. [T]he best translation is the one which a) uses the normal language forms of the receptor language, b) communicates, as much as possible, to the receptor language speakers the same meaning that was understood by the speakers of the original source language, and c) maintains the dynamics of the original source language text” (op.cit:6)

²¹⁸ “Translating in the narrower sense always involves the use of some kind of source text”.

Larsons drei Hauptforderungen an die Übersetzung kann man nach Phasen folgenderweise darstellen:

- (1) Eine Interpretation der intendierten Funktionen des AT durch einen idealen native speaker
- (2) Die abstrakte „Zwischenlagerung“ des Ausgangstextinhalts
- (3) „Auspacken“ der Funktionen und aufgrund davon Produktion eines Zieltexts

Die beiden wichtigsten Elemente der Übersetzung sind dabei im Normalfall: a) der intendierte *Inhalt* des Ausgangstextes („fidelity rule“, NORD 1997:32) und b) *Natürlichkeit* des Zieltextes. Letzteres wird von NEWMARK (1993:65) als „the correspondence to social usage“ definiert. Die Beurteilung der Natürlichkeit in der Übersetzung stellt ein linguistisches Element der Übersetzungskritik dar, die von vielen Autoren diskutiert wird (NEUBERT/KADE 1973, WILLS et al 1977, PEDERSEN 1986:128, HÖNIG 1997:27). Das Argument NIDAs (1964:159) für Natürlichkeit des Zieltextes ist, dass

„unnatural style is a factor that interferes with, and alters, the effect of the message“

Es ist klar, dass Natürlichkeit nur insofern gefordert werden kann, als dies mit dem Ausgangstext oder dem Übersetzungsauftrag verträglich ist (s.u.). Beide sind *funktionale* Größen: Entscheidend ist, ob hinter der Abweichung von Natürlichkeit eine bestimmte *Intention* steckt, sei es seitens des Verfassers, sei es seitens des Auftraggebers, und auch ob sie berechtigt scheint. ZT-Natürlichkeit wird also hier als Defaultlösung betrachtet, sodass Abweichungen von diesem Ideal zumindest wohlbegründet sein müssen. Adäquate Übersetzung kann damit genauer als:

ungestörte (natürliche) interlinguale Texttransmission unter Wahrung der Intentionen des Textautors oder Initiators²¹⁹

beschrieben werden. Was wahrscheinlich nicht intendiert ist, soll nicht übersetzt werden (vgl. 9.9.). Damit basiert die Untersuchung auf einer *funktionalistischen* Übersetzungsauffassung, die sich eng an Übersetzungswissenschaftler wie VERMEER (1978), HÖNIG/KUSSMAUL (1982), REISS/VERMEER (1991), NORD (1993, 1997), KUSSMAUL (1995), MASON (2004) und KVAM (2004) anlehnt. Somit ist mit VERMEER (1978) auch gesagt, dass die Sprachwissenschaft als Methodik für die Translatologie nicht hinreicht. Es sollte dementsprechend immer nach der „translatorischen Relevanz“ (op.cit.) einer Gesamtstrategie oder einer Übersetzungsoperation gefragt werden²²⁰. Dabei kommt es auf den Übersetzungsskopos an, nicht auf den des Ausgangstextes (REISS/VERMEER 1991). Der Skopos bestimmt die Art von Äquivalenz, die eine adäquate Übersetzung ermöglicht (REISS 1989). Äquivalenz im Übersetzungszusammenhang ist demnach zunächst „funktionale Äquivalenz auf der Textebene“ (REISS 1989:166), und Übersetzungsfunktionalismus ist ein normativer Zugang zum Übersetzen auf der Grundlage von deskriptiven Methoden (NORD 1997).

²¹⁹ „Initiators may have communicative purposes of their own“ (NORD 1997:2.).

²²⁰ Diese Begriffe werden in 11.5. definiert.

11.3. Literarisches und sachtextliches Übersetzen²²¹

Eine Frage, die zu klären ist, ist das Verhältnis von Übersetzungsauffassung und *Textsorte* (REISS 1976, ADAMZIK 2000, HEINEMANN 2000, KRAUSE 2000). Kann hier von einer "allgemeinen Funktionskonstanz" (LIANG 1993:185) ausgegangen werden? Dass die Art der Textsorte auf die Übersetzungsstrategie Einfluss hat, war eine bereits in der Antike gehegte Vorstellung (GALLAGHER 1998:5). Generell gilt in der Translationsliteratur, dass in der

"literarischen Übersetzung[...] der Translator die Einmaligkeit der künstlerisch geprägten Form-Inhalt-Relation auf dem Wege über ein Minimum an Abweichungen im Auge behalten und in der Zielsprache ein Höchstmaß am individuellen Stil des Dichters bewahren muß" (NEUBERT 1982:35)

Und HELLER (1998:118) stellt fest:

„With regard to translateability there is[...] a difference[...] in quality between fictitious and factual texts“

Bezüglich Idiomatik bin ich im Gegensatz zu Heller der Meinung, dass die Hauptdifferenzierung nicht textsorten-, sondern *textfunktionsspezifisch* sein muss. Nicht die Textgattung an sich kann entscheidend dafür sein, wie übersetzt werden soll, sondern die Funktion des Textelements, darunter des Idioms, im konkreten Text. Im Kapitel über Idiomfunktionen wurde bereits festgestellt, dass Idiome an sich nicht als textuell „wichtig“ angesehen werden können. Es muss immer jeweils einzeln beurteilt werden, ob sie in einer konkreten Textstelle eine besondere Funktion haben; daran ändert die Gattung Belletristik nichts. Denn:

“literariness is first and foremost a pragmatic quality assigned to a particular text in the communicative situation by its users” (NORD 1997:82)

Auch Literarizität ist also eine Funktion, keine Essenz, die sich linguistisch notwendigerweise von der Nicht-Belletristik unterscheidet:

„there is actually very little difference between the communication patterns of literary and non-literary communication“ (NORD 1997:92)

Dies sollte auch für die Idiomübersetzung Folgen haben. Gleichzeitig dürfen nicht automatisch Idiomgebrauch und ein besonderer „Stil“ (s.o.) miteinander assoziiert werden.

11.4. Idiomübersetzungstheorien

Es soll jetzt genauer untersucht werden, welche theoretischen Haltungen zum Idiomübersetzen in der Forschungsliteratur existieren. Ich gehe dabei auf vier verschiedene „Schulen“ ein, die ich jeweils als den idiomtranslatorischen *Dogmatismus*, *Skeptizismus*, *Nihilismus* und *Funktionalismus* bezeichne (vgl. FARØ im Druck, b).

11.4.1. Idiomtranslatorischer Dogmatismus

In seiner Einführung in die Übersetzungswissenschaft vertritt INGO (1999:209) die Haltung, dass Idiome immer, wenn irgend möglich, durch Idiome übersetzt werden sollten (s.a. VEISBERGS 1996:241, FARØ 2001). Diese Auffassung ist eine Folge seines allgemeinen Idiomverständnisses, nach dem Idiome herausragende linguistische

²²¹ S. NORD (1988, 1997:80ff.), RANTANEN (1997).

Sonderfunktionen haben (vgl. 9.2.). Im Folgenden ein Beispiel dieses Typs aus dem DDIK (s. Anhang):

(180.) („plötzlich will sie zu ihm und **raucht wie ein Schlot**(„) → („)pludselig vil hun hen til ham og ryger som en skorsten(„) (SCHULZE:87/79)

Ich nenne dies die *dogmatische* Haltung zur Übersetzung von Idiomen. PEDERSEN (1986:129) argumentiert für diese Strategie, „if the translation is not to lose much of the vividness and interest of the original“. KORHONEN (1991:54) formuliert sie zwar nicht explizit; aus seiner Übersetzungskritik (2.1.2.) geht aber hervor, dass er die Haltung von Ingo teilt. Denn nach Korhonen sind „angreifbare Idiomübersetzungen“ (1992:119) solche, bei denen auf „eine [komponential-]lexikalisch genauere Entsprechung“ verzichtet wurde. KORHONENs (op.cit:133) Begründung für diese Forderung ist, dass

„beim Übersetzen vom Stil des Originals eigentlich nichts verloren gehen sollte“

Ich stimme zwar mit Korhonen letzter These überein, jedoch nur unter dem entscheidenden Zusatz, dass „Stiltransmission“ keineswegs nur über Idiom:Idiom-Übersetzung läuft. Außerdem wird der Stil durch diese Methode nicht unbedingt gesichert, sondern vielleicht eher gefährdet (vgl. 11.9.). Korhonen Kritik gehört m.E. zur Kategorie „unjustified criticism“ von Übersetzungen (s. NORD 1997).

Der idiomtranslatorische Dogmatismus, der auch als eine „vokabelorientierte“ (KVAM 2004:84) Übersetzungsstrategie bezeichnet werden kann, ist weit verbreitet. In 11.6.3. soll untersucht werden, in welcher Beziehung er zu empirischen Übersetzungen steht.

11.4.2. Idiomtranslatorischer Skeptizismus

Eine Richtung, die damit im Widerspruch zu stehen scheint, ist diejenige, die die Möglichkeit des Idiomübersetzens überhaupt verneint oder ihr zumindest skeptisch gegenübersteht, eine Auffassung, die relativ verbreitet ist (HIGI-WYDLER 1989:1). Ich nenne sie den „idiomtranslatorischen Skeptizismus“. Die Übersetzung von Phraseologismen bezeichnet STOJANOVA (1997:341) als einen Prozess, der nicht nur sehr schwierig, sondern oft unmöglich sei (vgl. ROOS 1981:231). In anderen Fällen ist der Skeptizismus so extrem, dass die Idee des Übersetzens von Idiomen als eine Unmöglichkeit *per se* betrachtet wird. So z.B. bei Larbaud:

„even if the meaning is identical, replacing an idiom with its „equivalent“ is an ethnocentrism“ (zit.n. BERMAN 2002:295)

Die dogmatische und die skeptische Haltung zur Idiomübersetzung bilden offensichtlich ein Paradoxon: Hier wird 1:1-Idiom-Übersetzung gefordert, dort wird Idiomen das Merkmal der Übersetzbarkeit überhaupt abgesprochen. Der Widerspruch ist aber nicht so total, wie er scheint. Denn beiden Vorstellungen gemeinsam ist der Absolutismus der Mikrostrategie (HÖNIG 1997:60). Dieser Absolutismus ist, so scheint es, ein Phänomen, das mit den theoretischen Auffassungen zu Idiomen, ihren Funktionen und Handhabung Hand in Hand geht.

11.4.3. Idiomtranslatorischer Nihilismus

Eine Haltung, die zum dogmatischen in direkter Opposition steht, nenne ich den „idiomtranslatorischen Nihilismus“. Er besagt, dass Idiome nie durch L2-Idiome

übersetzt zu werden brauchen. Meistens gründet diese Auffassung auf einer Dichotomie zwischen „toten“ und „lebendigen“ Metaphern, wobei Idiome zu den ersteren gehören würden. Eine Vertreterin dieser „Schule“ ist anscheinend LARSON (1984:252):

„If the words are figurative and simply an idiom, i.e. a “dead” metaphor, then the image does not need to be kept, but the meaning can be translated directly [sic!], i.e. nonfiguratively” (op.cit:249)

Larson schließt zwar nicht aus, dass Idiome durch Idiome übersetzt werden *können*:

„Sometimes it will be necessary to translate with a nonfigurative expression, but sometimes a good receptor language idiom may be used” (op.cit:116)

Sie erklärt nicht, wann dies der Fall ist, oder was “a good receptor language idiom” ist. Ich werde später (11.9.3.4.) zeigen, dass der idiomtranslatorische Nihilismus zu weit geht. In einigen Fällen stellt eine Idiom:Idiom-Übersetzung in der Tat die adäquate Lösung dar.

11.4.4. Idiomtranslatorischer Funktionalismus²²²

Mit dem translatorischen und allgemeinen linguistischen Funktionalismus stimmt auch der *idiomtranslatorische* Funktionalismus überein. Dieser hält eine pauschale Forderung nach Äquivalent-Idiomen im Zieltext oder gar das Unmöglich-Erklären von Idiomübersetzung für unbegründet. U.a. DOBROVOL'SKIJ (2002a) hat, zumindest sinngemäß, einen solchen Funktionalismus formuliert. Ihm zufolge sind die Idiome meistens ”zufällig” im Text, deswegen sollte sich der Übersetzer um die Fälle konzentrieren, in denen ein Idiom tatsächlich eine konstitutive textuelle Funktion hat (vgl. Kap. 9.). BAKER (1992:72) meint, dass:

„finding an idiom of[...] similar form[...] may seem[...] the ideal solution, but that is not necessarily always the case“

Auch HYVÄRINEN (2004) stellt sich spezifischen Regeln der Idiomübersetzung skeptisch gegenüber. Nach ihr ist die *Textfunktion* (op.cit:205) entscheidend, und diese ist nur durch empirische Textanalysen ermittelbar (zu Phraseologie in Texten vgl. JAKOBSEN 2005c). Nach HYVÄRINEN (2004:205) kann somit die

„Wiedergabe von ausgangssprachlichen Idiomen durch zielsprachliche[...] kein Selbstzweck sein“ (vgl. HALLSTEINSDÓTTIR 1997)

Der idiomtranslatorische Funktionalismus, der von dieser Arbeit im Rahmens eines allgemeinen Funktionalismus vertreten wird, setzt einen grundlegenden *Idiom-Funktionalismus* voraus, wie er in 9.11. dargelegt wurde. Es gibt weitere Haltungen zum Idiomübersetzen²²³, doch ich beschränke mich auf diese vier.

11.5. Idiomübersetzungsoperationen, -typen und -strategien

In den meisten Arbeiten zur Übersetzungswissenschaft wird mit einem Inventar von Bezeichnungen operiert, die den Vorgang des Übersetzens beschreiben, z.B. *Übersetzungstechnik* (WOTJAK 1982:120) und *Übersetzungsstrategie* (HANSEN

²²² Diese Bezeichnung soll die in FARØ (in Druck, b) verwendete „idiomtranslatorischer Pragmatismus“ ablösen.

²²³ MASLENNIKOVs (2005) Haltung, Übersetzer sollten den etymologischen Ursprung der Idiome kennen, halte ich für kuriös; auch seine Begründung: „The knowledge of the origin of idioms helps translators understand and accurately interpret such figures of speech and put them into the right context“.

1995; HÖNIG 1997:38). Dabei können mehrere Ebenen voneinander getrennt werden. In diesem Ansatz wird zwischen 1) Übersetzungsoperation, 2) Übersetzungstyp und 3) Übersetzungsstrategie unterschieden, was eine Bewegung von der Mikro- zur Makroebene der Analyse beschreibt, nämlich vom einzelnen Übersetzungsfall bis zur (oft unbewussten) Gesamtstrategie des Übersetzers, die häufig nur induktiv beschreibbar ist (s.u.). Die Unterscheidung ist für eine stringente Korpusanalyse und deren Auswertung entscheidend.

Idiome sind – zunächst nicht-empirisch – ein Übersetzungsproblem (vgl. NORD 1993:6; GLÄSER 1986:165; PALM-MEISTER 2000). Sie stellen dabei nur eines von vielen möglichen Übersetzungsproblemen dar, zu nennen sind beispielsweise *kulturgebundene Lexeme* (ADSERSEN 2005), *Titel* (NORD 1993), *Fiktionyme* (FARØ 2004), *Sprachspiel* (LEVIN-STEINMANN 2002b:219) etc. Warum sie ein Übersetzungsproblem darstellen, darüber herrscht in der Forschung keine Einigkeit, sondern dies ist theorie- und empirieabhängig. Ein wichtiges Ziel dieses Teils der Arbeit ist, eine eigene Antwort auf diese Frage zu liefern (11.11.).

11.5.1. Idiomübersetzungsoperationen

Idiomübersetzungsoperationen sind präsystematische Einheiten und daher nur eine vorläufige Stufe der Analyse. Es sind die unmittelbar beobachtbaren Übersetzungen, wie sie z.B. im Übersetzungskorpus dieser Arbeit vorliegen (s. Anhang). Somit ist

(181.) Die Existentialistin hatte die Idee, eine Fete zu veranstalten, wenn[...] **sturmfreie Bude** war → *Eksistentialisten fik ideen om at holde en fest, når der var fri bane* (BRUSSIG:102/92)

eine Übersetzungsoperation (ein „2-Text“, KRZESZOWSKI 1991). Übersetzungsoperationen stellen die empirische Grundlage der Untersuchung dar. Für die Analyse ist es sinnvoll, mit einer solchen Stufe zu operieren, denn die einzelnen Operationen sind bewertbar, d.h. man kann sie nach verschiedenen Kriterien beurteilen. Dabei geht es weniger um die Distinktion „richtig“ vs. „falsch“ übersetzt (vgl. 4.5.) als um Fragen nach *Adäquatheit* der Übersetzung relativ zu Aspekten wie Äquivalenz und Natürlichkeit (11.2.).

11.5.2. Idiomübersetzungstypen

Idiomübersetzungstypen sind systematisierte, rekurrente Übersetzungsarten, die auf der Grundlage der empirischen Übersetzungsoperationen abstrahiert werden können. Sie sind je nach Analysekriterien und Forschungszielen differenzierbar. Im Korpus lässt sich z.B. der Typ *Paraphrase* identifizieren (vgl. 11.6.3.2.14.), basierend auf Operationen wie:

(182.) Fordi mine gummistøvler er for store, er strømperne gledet ned om hælen. Det er ikke til at leve et menneskeværdigt liv med **ål i strømperne** → *Weil meine Gummistiefel zu groß sind, sind mir die Socken über die Hacken heruntergerutscht. Mit heruntergerutschten Socken kann man nicht menschenwürdig leben* (HØEG:258/301)

Idiomübersetzungstypen stellen demnach eine Systematisierung der einzelnen Übersetzungsoperationen auf mittlerer Ebene dar. Es werden solche nachweisbare Idiomübersetzungstypen empirisch erfasst, aus denen Schlüsse über die Idiomübersetzungs-strategien gezogen werden sollen.

11.5.3. Idiomübersetzungsstrategien

Die quantitative Verteilung von Übersetzungstypen ist das Fundament, auf dem Idiomübersetzungsstrategien eruiert werden können. Solche Strategien sind zunächst als die Tendenz einer Übersetzung zu beschreiben; dahinter wird aber eine grundsätzliche Haltung des Übersetzers zur Handhabung von Idiomen vermutet. Somit sind die Übersetzungsstrategien die empirische Entsprechung der Idiomübersetzungstheorien (11.4.) der Forschungsliteratur. Übersetzungsstrategien befinden sich auf der Makroebene der Übersetzungsanalyse, d.h. sie sind grundlegend und steuern vermutlich den gesamten Übersetzungsprozess. Übersetzungsstrategien können, müssen aber nicht bewusst sein, denn Normen können internalisiert sein (ELIAS 1939). Übersetzungsstrategien können übrigens auch *inkonsistent* sein.

Die Aufgabe besteht jetzt darin, auf der Grundlage der insgesamt 1161 Idiomübersetzungsoperationen des DDIK (s. Anhang) eine Typologie von Übersetzungstypen zu erstellen, aus deren quantitative Verteilung Schlüsse über die Idiomübersetzungsstrategien der Übersetzer gezogen werden können. Damit soll die Frage beantwortet werden, ob im Korpus etwa eine *dogmatische*, eine *skeptische*, eine *nihilistische*, eine *funktionalistische* oder eine andere Tendenz identifiziert werden kann. Gleichzeitig können vielleicht übersetzerische Vorstellungen über *Idiomäquivalenz* sichtbar werden.

11.6. Das Dänisch-Deutsche Idiomübersetzungskorpus (DDIK)

In diesem Abschnitt soll das Idiomübersetzungskorpus der Arbeit genauer besprochen werden. Nach KOLLER (2001:9) muss die Translatologie als empirische Wissenschaft Übersetzungen so, wie sie uns vorliegen, analysieren:

„Wie jeder Wissenschaft geht es der Übersetzungswissenschaft um die Entdeckung und Beschreibung[...] mindestens von Regelmäßigkeiten. Mit der Interpretation von Einzelfällen[...] ist es nicht getan“ (KOLLER 1994:370)

Gerade die Idiomübersetzung gehört zu denjenigen Fragen der Translatologie, die selten auf der Grundlage von soliden empirischen Daten diskutiert werden. Selbst Arbeiten, die empirisches Material einbeziehen, tun dies kaum in einem Umfang, der die Kollerschen „Einzelfälle“ überschreitet²²⁴. Deswegen wurde ein Übersetzungskorpus erstellt, das das Ergebnis systematischer Exzerption von Idiomen und Kontexten aus fünf dänischen und fünf deutschen Romanen und Novellensammlungen mitsamt Übersetzungen ins Deutsche bzw. Dänische, also insgesamt 20 Texte²²⁵, darstellt: das DDIK (Anhang). Da sich die Untersuchung mit der Gegenwartsidiomatik i.e.S. beschäftigt (vgl. FARØ 2000b), handelt es sich um Texte, die innerhalb der letzten 10-15 Jahre erschienen sind, d.h. in den 1990er Jahren.

11.6.1. Bemerkungen zu den Texten des DDIK

Das untersuchte Material besteht ausschließlich aus belletristischen Texten. Die Begründung dafür ist, dass typisch idiomatikhaltige Textsorten wie etwa Werbung (vgl. HEMMI 1994, HAGMANN/HARTMANN 1998, BALSLEIEMKE 1999, BASS 2006)

²²⁴ Eine Ausnahme bildet HIGI-WYDLER (1989).

²²⁵ Und somit mit dem Umfang von HIGI-WYDLER (1989) vergleichbar. Nur ist jene Untersuchung unidirektional (vgl. JAMES 1981; COSERIU 1981:189).

und journalistische Texte (vgl. KOLLER 1977) weniger übersetzt werden. Darüber hinaus sind belletristische Texte übersetzungstheoretisch interessant, weil hier die Ansprüche auf Formales und Ästhetisches im Zieltext meistens recht hoch sind (11.3., vgl.a. PLETT 1975). Nach NORD (1997:89) wird in der literarischen Übersetzung vom Übersetzer erwartet,

„to transfer not only the message of the source text but also the specific way the message is expressed in the source language“

Im aktuellen Zusammenhang könnte dies vermutlich ein Problem darstellen.

Es wurden Texte ausgewählt, deren Stil relativ wenig experimentierend ist, da hier nicht idiosynkratisch-idiolektale Besonderheiten interessieren. Das DDIK enthält wie gesagt insgesamt 1161 Idiome im Kotext mitsamt Übersetzung. Es ist bidirektional und bietet der Translatologie und der Phraseologie die Möglichkeit, weitere Forschungsfragen empirisch-umfassend zu untersuchen²²⁶.

11.6.2. Zur Kotextgröße u.ä.

Der Kotext ist entscheidend für die Nutzbarkeit des Korpus (vgl. SCHEMANN 1989:1025). Weil Idiome – wie andere Lexeme auch – einen weiten Bedeutungsrahmen haben können, ist gelegentlich nur aus dem Kontext ersichtlich, welche Bedeutung realisiert ist (HESSKY 1999:238). Darüber hinaus ist in der Übersetzung „discourse[...] the ultimate court of appeal“ (NEWMARK 1993:56). Generell ist im Korpus so viel Kotext enthalten, wie es für die semantische Disambiguierung für notwendig gehalten wurde. Zugegebenermaßen werden anhand der doch relativ kleinen Kotexte nicht immer das gesamte textuelle Potenzial und Restriktionen der Idiome deutlich. Dies ist andererseits auch nicht beabsichtigt und könnte auch generell nicht anhand *einer* Realisierung gezeigt werden. Insofern handelt es sich nicht um eine optimale, sondern um eine praktikable Lösung. Der Gesamtkotext muss gegebenenfalls in den Werken selbst gefunden werden.

Einschübe u.ä., die für die Idiomanalyse irrelevant waren, wurden entfernt (s.a. Kap. 1.). Lemmatisierungstechnisch wurde die neue deutsche Orthographie verwendet, während das Exzerpt selbst in der Form getreu wiedergegeben wird, in der sie in der Quelle gefunden wurde (vgl.a. FARØ 2005b).

11.6.3. Analyse des Korpus

11.6.3.1. Idiomfrequenz und -dichte

Bevor auf die Idiomübersetzungen eingegangen wird, soll zunächst ein Überblick über die Verteilung der 1161 Idiome auf die einzelnen Quellen gegeben werden. Die Idiomfrequenz der Texte verteilt sich folgendermaßen:

Der Vorleser: 33
Flughunde: 50
Tavshed i oktober: 89
Am kürzeren Ende der Sonnenallee: 64
Slangen i Sydney: 94
Radiator: 101

²²⁶ Es wird auch als Teil des interlingualen Korpusportals MULINCO zugänglich (www.cst.dk/mulinco).

Frøken Smillas fornemmelse for sne: 105
 Simple Storys: 92
 Willenbrock: 120
 Jadekatten: 405

Es muss an dieser Stelle noch einmal an den sehr engen Idiombegriff der Arbeit erinnert werden (7.8.): Die Texte enthalten natürlich viel mehr *Phraseologismen i.w.S.* und *i.e.S.* als *Idiome i.e.S.*, da Letztere eine Teilmenge der Ersteren sind. Nur die Idiome *i.e.S.* sind aber für die vorliegende Arbeit relevant.

Anhand der Variablen *Seitenzahl* und *Idiomfrequenz* kann ein Ausdruck für die relative Idiomfrequenz der einzelnen Texte errechnet werden. Diese relative Idiomfrequenz nenne ich die *Idiomdensität*, weil sie ein Ausdruck der Dichte an Idiomen in den Texten ist. Eine Idiomdensität von 1 würde heißen, dass genau *ein* Idiom auf jeder Seite auftritt. Niedrigere Werte hieße also weniger als ein Idiom pro Seite. Wie aus der folgenden Übersicht hervorgeht, ist das relative Vorkommen an Idiomen in den 10 Texten keineswegs gleichmäßig:

Der Vorleser: 0,16
 Flughunde: 0,17
 Slangen i Sydney: 0,24
 Frøken Smillas fornemmelse for sne: 0,25
 Simple Storys: 0,30
 Tavshed i oktober: 0,33
 Willenbrock: 0,38
 Am kürzeren Ende der Sonnenallee: 0,41
 Radiator: 0,44
 Jadekatten: 0,81

Die Idiomdensität variiert erheblich: Von der hohen Densität im *Jadekatten*, in dem ungefähr ein Idiom pro Seite zu verzeichnen ist, bis zu *Der Vorleser* und *Flughunde*, die nur etwa alle 6 Seiten ein Idiom (*i.e.S.*) enthalten.²²⁷ Obwohl in diesem Zusammenhang keine detaillierte Stilanalyse durchgeführt werden soll, kann trotzdem eine Tendenz zur Korrelation zwischen dem Stil der Texte und ihrer Idiomdensität identifiziert werden. Dies ist nicht zuletzt an den Text-Extremen ersichtlich, deren Ton, Inhalt und Grundstimmung sehr unterschiedlich sind: Sowohl in *Der Vorleser* als auch in *Flughunde* ist der Grundtenor düster, was mit den Themen Drittes Reich, Menschenversuche und Gefängnis zu tun hat. Demgegenüber ist *Jadekatten* (wie auch seine beiden Nachfolger hinsichtlich Frequenz, *Am kürzeren Ende der Sonnenallee* und *Radiator*) vom Erzählstil her eher humoristisch-ironisch. Dass eine solche Korrelation existiert, sollte aber nicht zur Annahme verführen, dass es sich um eine geradezu sprachlich-stilistische Gesetzmäßigkeit handelt, im Sinne von: je leichter der Stil, umso mehr Idiome im Text. Diese Hypothese muss in einer anderen Arbeit aber genauer untersucht werden.

11.6.3.2. Analyse der Idiomübersetzungstypen

Kades (zit.n. WILSS 1977:168) Forderung, die Übersetzungswissenschaft

²²⁷ Es ist klar, dass diese Zahlen keineswegs präzise sind, weil die Bücher typographisch nicht homogen sind. Es handelt also lediglich um sehr grobe Werte, die gewisse Tendenzen anzeigen mögen.

”müsse versuchen, für jedes Sprachenpaar möglichst viele strukturelle Äquivalenzbeziehungen ausfindig zu machen und den Anteil an substitutiven, qualitativ exakt kontrollierbaren Übersetzungsprozeduren[...] zu maximieren”,

kann auch auf die Idiomatik eingeengt werden. WOTJAKs (1982:124) Vorschlag zur

„Durchführung von konfrontativen Beschreibungen und insbesondere von Übersetzungsvergleichen zwecks Überprüfung der Klassifizierung und Ergänzung der Techniken“

geht in die gleiche Richtung. Dementsprechend wurde eine Untersuchung sämtlicher 1161 Idiomübersetzungsoperationen des DDIK (Anhang) im Hinblick auf Übersetzungstypen durchgeführt. Die Zuordnung einer Übersetzungsoperation zu einem einzelnen Typ ist nicht immer einfach, d.h. die Nummern in den rechten Kolonnen im Korpus, die jeweils den unten besprochenen Typen entsprechen, können sicherlich teilweise hinterfragt werden. Auf den Einzelfall soll es mir hier aber nicht ankommen, sondern auf die *Übersetzungstendenz* im Korpus, die sich aus diesen Typen summiert. Wichtig ist, dass die Übersetzungstypologie nur auf die Ausdrucksseite fokussiert, sie nimmt also keine Stellung dazu, ob tatsächlich textuelle Äquivalenz besteht oder nicht. Dieses Problem wird in einem eigenen Kapitel (11.9.) diskutiert.

Im Folgenden werden die durch die Analyse vorgefundenen Typen dargestellt, ohne dass sämtliche tokens aufgeführt werden; diese können im Anhang gefunden werden. Dafür wird bei jedem Typ sein jeweiliger Anteil angegeben.

(I): IDIOM → IDIOM

Dieser Übersetzungstyp entspricht der *dogmatischen* Strategie (11.4.1.), denn er stellt eine Realisierung der Forderung nach kategorialer 1:1-Idiomübersetzung dar. Eine Analyse, die einfach feststellt, dass ein Idiom durch ein Idiom übersetzt wurde, wäre aber wenig differenziert. Deshalb wird hier das analytische Gerüst genutzt, das in FARØ (2000b) und (2004c) entwickelt wurde. Demnach werden die Übersetzungen nach formaler Distanz, d.h. fallender Konvergenz der verwendeten Idiome systematiziert. Die Skala läuft von Totalkonvergenz zur Nullkonvergenz (10.4.3.12.).

11.6.3.2.1. (1) Idiom → totalkonvergentes Idiom

Bei diesem Typ handelt es sich nicht bloß darum, dass ein Idiom mit einem L2-Idiom übersetzt wird, sondern es wird gleichzeitig *totalkonvergent* übersetzt. Damit wird verstanden, dass eine lexikalisch und morphosyntaktisch parallele Struktur zwischen den beiden Idiomem identifiziert werden kann. Die einzelnen Komponenten sind also als freie Elemente „Basisäquivalente“, d.h. sie stellen etwa für Lerner oder in bilingualen Wörterbüchern diejenigen Äquivalente dar, die sie wahrscheinlich zuerst erwähnen würden. Selbst kleinere Abweichungen führt dazu, dass dieser Typ transzendiert wird (vgl.u.). Es handelt sich um Beispiele wie diese:

(183.) Han har dette hus, **hvidt som sne** og pyntet med hvidpudsede cementmuslinger → *er hat dieses Haus, das weiß wie Schnee ist, mit weißverputzten Zementziernuscheln* (HØEG:34/36)²²⁸ (vgl. MOON 2005)

²²⁸ Diese Notation gibt an, dass das Exzerpt aus dem Roman Peter Høegs ”Frøken Smillas fornemmelse for sne” stammt, wobei die Zahl links vom Schrägstrich die Seitenzahl des Originalexzerpts (= HØEG 1994) ist, während die rechte die Seitenzahl des Übersetzungsexzerpts ist (= HØEG 2001).

(184.) [...]als Mario plötzlic **den Mund aufmachte** → [...]da Mario pludselig *åbnede munden* (BRUSSIG:80/72)

Ob der Typ dabei die *optimale* Übersetzung darstellt, soll in 11.11. diskutiert werden. Er kommt im Korpus 267 Mal vor, was 23% entspricht.

Idiom → partialkonvergentes Idiom

11.6.3.2.2. Quasikonvergenz: Idiom mit morphologischer und synsemantischer Divergenz

Die nächste Ebene der Übersetzungstypologie ist dadurch gekennzeichnet, dass rein formale Aspekte zwischen Ausgangs- und Zielidiom geringfügig divergieren (vgl. ROOS 1981:234), was aber keinen Einfluss auf die Ikonographie hat. Es kann hier nicht länger von „Totalkonvergenz“ gesprochen werden, sondern höchstens von „Quasikonvergenz“. Z.B. können diese minimalen Unterschiede in *manifestem* vs. *Ø-Artikel* Artikel bestehen:

(185.) jeg hørte kun efter **med et halvt øre** → *ich hörte nur mit halbem Ohr zu* (SONNERGAARD:97/91)

Die Divergenzen können auch innerhalb der Determination liegen, was die Ikonographie auch nicht ändert:

(186.) jeder im Saal[...], der ein bißchen **die Ohren spitzte**, [konnte] [ihn] [hören] → *det kunne høres af alle ude i salen, hvis blot de spidsede ører* (BRUSSIG:28/26)

Eine weitere Möglichkeit ist die interlinguale Inversion der Komponenten, wie in:

(187.) **hvordan hun end vendte og drejede** muligheden af en overfølsomhedsreaktion [...], så kunne det ikke bortforklare de fire bidsår → *wie immer sie die Möglichkeit einer Überreaktion [...] auch drehte und wendete, sie konnte die vier Bissstellen nicht leugnen* (LARSEN:68/78)

Insgesamt ist dieser Typ 141 Mal (12,1%) vertreten.

11.6.3.2.3. Idiom mit geringer lexikalischer Divergenz

Der zweite Subtyp innerhalb der partialkonvergenten Übersetzungstypen weist geringe Abweichungen im autosemantischen Komponentenbestand des Ausgangsidioms auf. Dies führt zu keiner oder geringen Divergenzen in der Ikonographie:

(188.) hun har **spyttet i næverne**. Ikke noget med at lade det blive ved at vifte med sin lille popo → *sie [hat] wirklich in die Hände gespuckt. [S]ie [hat] es nicht dabei gelassen, mit ihrem kleinen Po herumzuwackeln* (HØEG:235/275)

(189.) Aldrig har jeg **sat benene** på dækket af Moritz' Swan → *ich habe nie einen Fuß an Deck von Moritz' Schwan gesetzt* (HØEG:251/293)

Dieser Typ ist 180 Mal repräsentiert, was 15,5% entspricht.

11.6.3.2.4. Idiom mit ähnlicher Ikonographie/Struktur

Es gibt eine Tendenz dahin gehend, dass der Übersetzer in den Fällen ohne Idiom-Äquivalent mit Total- oder Quasikonvergenz eine Strategie der kleinstmöglichen ikonographischen Distanz wählt. Dieser Typ wird repräsentiert den Subtyp 3 der

partialkonvergenten Übersetzungstypen (vgl.a. 10.4.3.12.). So hat der Übersetzer im folgenden Beispiel:

(190.) irriteret gik han op til den krænkede tyksak ved bardisken, som **røg** mere og mere **ud af flippen** → *verstimmt ging er zu der beleidigten Leberwurst an der Theke, dem langsam, aber sicher **der Kragen platzte*** (SONNERGAARD:74/71)

das „Kleidungsmotiv“ konserviert, indem *flippen* sozusagen durch „Kragen“ vertreten wird, obwohl die Ikonographie sonst nicht identisch ist.

Dieser Typ wurde im Korpus 130 Mal (4,2%) identifiziert.

11.6.3.2.5. Idiom → nullkonvergentes Idiom: Rein kategoriale Übereinstimmung

Ein Übersetzungstyp bedient sich Idiome der L2, die mit dem L1-Idiom nicht konvergent sind. Bei diesem Typ kann zwar nicht mehr von ähnlicher Ikonographie gesprochen werden. Jedoch ist die Kategorie „Idiom“ intakt geblieben. Die Idiom:Idiom-Forderung von Ingo und Korhonen wird somit immer noch erfüllt. Beispiele für diesen Typ sind:

(191.) han forsikrede mig om, at han nok skulde **klare ærterne** → er[...] versicherte [mir], er würde **den Laden** schon **schmeißen** (HØEG:351/414)

(192.) Micha **war** und blieb **eine taube Nuß**, und Miriam begann wieder damit, sich mit Westlern rumzuknutschen → *Micha **var** og blev **død i sværen**, og Miriam begyndte igen at kysse rundt med dem fra Vesten* (BRUSSIG:134/121)

Insgesamt können 47 Fälle dieses Typs verzeichnet werden (4%).

11.6.3.2.6. Idiom → Idiom + X (Zielidiom-Expansion)²²⁹

Bei diesem Typ ist zwar von Idiomübersetzung i.e.S. zu sprechen, dabei werden zusätzliche (extraphraseologische) lexikalische Konstruktionsmittel eingesetzt, weil das Zielidiom die Eigenschaften des Ausgangsidioms allein nicht abdecken kann. Man kann diesen Typ *expansive* Idiomübersetzung nennen. Das folgende Beispiel zeigt eine „Aufteilung“ des Inhalts des Ausgangsidioms in der Übersetzung, bei der der verbale Teil durch eine zusätzliche Konstruktion und der nominale Teil durch ein eigentliches L2-Idiom übersetzt werden:

(193.) Es[...] macht gegenüber dem Vorgesetzten eine Bemerkung, mit der ich **mich um Kopf und Kragen rede** → *Det[...] kommer med en bemærkning til en foresat, som bringer mig i fedtefadet* (SCHLINK:22/18)

Der Zeicheninhalt von *sich um Kopf und Kragen reden* wird zwar von einem L2-Idiom wiedergeben, aber das Idiom ist Teil einer Relativ-Konstruktion und anaphorisch expandiert. Das Idiom trägt also den Inhalt des Ausgangsidioms nur insgesamt als Teil einer expandierten Einheit. Dieser Typ kommt bloß 2 Mal vor (0,2%).

(II): IDIOM → NICHT-IDIOM

In der phraseologischen Literatur wird manchmal behauptet, es gebe keine idiomatischen Äquivalente eines bestimmten Idioms, vgl. ROOS (1981:234):

”In the case of *to shoot in the moon* one will look in vain for a German equivalent. The only way to express the content in German is to use a free expression”

²²⁹ Vgl. intralingual WOTJAK (1992:141ff.).

Eine solche Aussage ist problematisch, weil sie auf der Annahme gründet, der Übersetzer kenne das gesamte phraseologische Inventar beider Sprachen. Was der Verfasser ausdrückt, ist stattdessen eine Art idiolektaler Status, der als die Beziehung zwischen den beiden Idiominventaren präsentiert wird. Wie dem auch sei: Im Folgenden werden solche Übersetzungstypen in den Blickwinkel gerückt, die das Idiom durch eine „solche free expression“ wiedergeben – eine Bezeichnung, die scheinbar nirgendwo definiert wird. Die Ergebnisse der Übersetzungsanalyse zeigen, dass „free expression“ weit gefasst werden muss, falls diese Bezeichnung die im DDIK vorkommenden Idiomübersetzungen, die aus nicht-idiomatischen Wortverbindungen bestehen, erfassen soll:

11.6.3.2.7. Idiom → Phraseologismus ohne Ikonographie

Im Folgenden soll auf das Phänomen eingegangen werden, dass das Idiom im Zieltext durch einen nicht-ikonographischen Phraseologismus wiedergegeben wird (vgl. ROOS 1981:234). Ein paar Beispiele sind:

(194.) Er schlepte so einen Wälzer herum[...], um immer[...] seinen **Senf dazugeben** zu können → *Han slæbte rundt på en ordentlig moppedreng[...] for hele tiden at kunne give sit besyv med* (SCHULZE:16/14)

(195.) jeg var langtfra sikker på, at jeg ville kunne **holde masken** og skjule mit indre vildnis af uro → ich war mir alles andere als sicher, mir **nichts anmerken** zu **lassen** und mein inneres Tohuwabohu aus Unruhe[...] verbergen zu können (GRØNDAHL:101/124)

In (194.) ist die Übersetzung ein Phrasem mit unikalem Element, das Ikonographie meistens verhindert (s. jedoch BURGER 2003); (195.) dagegen ist eher als eine Art Kollokation zu bezeichnen.

Dieser Typ ist 109 Mal vertreten. Er macht 9,4% des DDIK aus.

IDIOM → MONOLEXEM

Bisher wurden polylexikalische Übersetzungstypen beschrieben. Im Folgenden werden monolexikalische Typen herangenommen (vgl. ROOS 1981:233f., PEDERSEN 1986:129). Die monolexikalische Idiomtranslation kann ebenfalls in Subtypen eingeteilt werden:

11.6.3.2.8. Idiom → ikonographisches Komplex

Komplexe, v.a. Komposita, sind in einer Reihe von Merkmalen den Idiomem parallel (FLEISCHER 1992). Von daher wundert kaum, dass die Übersetzer diesen Wortbildungstyp aufgreifen. In den Beispielen:

(196.) Da den franske videnskabsmand[...] markedsførte sin slangemodgift[...], var reaktionerne fra forskerne[...] et **træk på skuldrene** → *der franske videnskabelige [bragte] sin Schlangengegengift[...] auf den Markt. Die Reaktion der Wissenschaftler war ein[...] Achselzucken* (LARSEN:35/41)

(197.) hvordan de amerikanske overvågningssatellitter under Golfkrigen **med lynets hast** registrerede irakernes antiluftskytssatellitter → *wie die amerikanischen Überwachungssatelliten im Golfkrieg[...] blitzschnell das Radarsystem der irakischen Luftabwehr registrierten* (LARSEN:57/65)

stehen die Übersetzungen dem Original in nichts nach, obwohl der Äquivalenzaspekt *lexikalische Kategorie* (10.4.3.11.) nicht parallel ist. In:

(198.) hun ville have godt af et ophold på en husholdningsskole, så hun kunne tilbyde de forskellige ægtemænd[...] i hvert fald noget minimalt inden for **fugls føde** → *der Aufenthalt in einer Haushaltsschule könne ihr guttun, damit sie den verschiedenen Ehemännern[...] doch zumindest etwas mehr als **Spatzenkrümchen** kredenzen könnte* (BRØGGER:87/85)

handelt es sich um ein Ad-hoc-Kompositum.

Der Typ kommt 56 Mal (4,8%) vor.

11.6.3.2.9. Idiom → ikonographisches Simplex

Nichts anderes ist im nächsten Übersetzungstyp der Fall, bei dem es sich darum handelt, dass das Idiom im Zieltext von einem ikonographischen Simplex vertreten wird. Das Äquivalent ist also, trotz seiner Einfachheit, zumindest formal gesehen, „bildlich“:

(199.) selv om Astrid på det tidspunkt såmænd stadig **var** ung og **stram i betrækket** → *obwohl Astrid zu der Zeit eigentlich auch jung und **knackig war*** (GRØNDAHL:153/190)

Es scheint also funktional zwischen ikonographischen Monolexemen kein Unterschied zu bestehen: Beide Typen können offensichtlich die Textfunktion der Idiome in der Übersetzung ausfüllen.

Dieser Typ kommt insgesamt 5 Mal (0,4%) vor und ist also recht selten.

11.6.3.2.10. Idiom → nicht-ikonographisches Komplex

Eine im Korpus selten vorkommende Übersetzungsoperation ist eine Übersetzung des Idioms mit einem nicht-ikonographischen „etwas“, wie in diesem Beispiel:

(200.) Han kom til at fungere **på lige fod med** os andre → *Allmählich arbeitete er **gleichberechtigt** mit uns anderen* (HØEG:157/184)

Es kann sich dabei auch um eine Ad-hoc-Bildung handeln:

(201.) [hun] tog sin hund under armen og fløj af sted med **en** forfatter **i maven** → *[sie] nahm ihren Hund unter den Arm und flog **mit** ihren **Schriftstellerambitionen** davon* (BRØGGER:274/277)

Obwohl idiomtranslatorische „Dogmatiker“ den Verlust von „Farbigkeit“ bemängeln und eine kompensatorische Maßnahme fordern würden (11.4.1.), bin ich der Meinung, dass beides irrelevant ist. Denn diese Idiome wurden kaum aus ikonographischen Gründen gewählt, sondern weil sie im Kontext die semantisch naheliegendste Wahl darstellen.

Der Typ tritt im DDIK 18 Mal auf, was 1,6% entspricht.

11.6.3.2.11. Idiom → nicht-ikonographisches Simplex

Auch als Simplex kommt der nicht-ikonographische Übersetzungstyp vor. Unter „Simplex“ wird i.A. nicht-derivierte und -komponierte Wörter verstanden (DUGRA:386). Es handelt sich im DDIK um Beispiele wie:

(202.) Det var det tillidsvækkende, hun skulle **være på vagt** overfor [sic!] → *Das Vertrauenerweckende an ihm musste sie **fürchten*** (LARSEN:291/323)

(203.) (")Ich glaube, ich sollte zweihundert Mark drauflegen. Ich will Sie doch nicht **übers Ohr haugen**(") → *(")Jeg tror, jeg burde lægge to hundrede mark oveni. Jeg vil jo ikke **snyde** Dem(")* (HEIN:17/14)

(204.) hun (ville)[...] have **sat pris på** at høre en mands stemme → *sie (wäre) **froh** gewesen, (...) eine Männerstimme zu hören* (LARSEN 83/94)

Auch hier geht kaum Wesentliches verloren, wenn man davon absieht, dass *snyde* mit I-DE nicht stilistisch äquivalent ist.

Dieser Typ kommt im DDIK 25 Mal (2,2%) vor.

11.6.3.2.12. Idiom → Literalisierung

In der Forschungsliteratur ist dieser Typ unter einer Menge verschiedener Termini bekannt, z.B. *Reproduktion* (ECKERT/GÜNTHER 1992:154), *AS-kalkierte Paraphrasierung* (Gert WOTJAK 1982:116) und *literalism* (LARSON 1984:20) (vgl. NORD 1997:29) oder deutsch *Literalisierung*. Beispiele aus dem DDIK sind:

(205.) zwischen den beiden Briefen, die Li an ihren Vater geschrieben hatte, **verschwand** ihr Scheidungsgrund **wie Tau an der Sonne** (BRØGGER^Ü:266)

(206.) Erkenntnis: Ich bin verurteilt, **in meinem eigenen See zu segeln** (BRØGGER^Ü:478)

Mit der Literalisierung wird im Zieltext ein nicht-konventionelles „Pseudoidiom“ vom Übersetzer geschaffen (vgl. 13.3.3.) – im vorliegenden Fall ist es aus den dänischen Idioms *forsvinde som dug for solen* und *sejle i sin egen sø* konstruiert. WOTJAKS (1982:116) Hinzufügung:

„Dabei wird die vom Übersetzer vorgeschlagene Entsprechung erst durch den wiederholten Gebrauch[...] ins Lexikon der ZS aufgenommen“,

ist für das heutige Verhältnis zwischen Dänisch und Deutsch kaum relevant: Der Einfluss *einer* Übersetzung wird auf das Lexikon des Dänischen sicherlich keine spürbaren Effekte haben. Vgl. auch NEWMARK (1993:108):

“Some translations and languages would profit from the literal translation of foreign proverbs, even if there is already a TL nearby equivalent: ‘it fits as a fist on the eye’, [...] ‘I wish you a lucky hand, as we Germans say’ – there is no reason why universal proverbs [sic!] should remain within one language” (vgl.a. NORD 1997:93)

Ich halte solche Aussagen für irrelevant für eine empirisch-wissenschaftliche Übersetzungswissenschaft, auf die sich NEWMARK (op.cit.) explizit beruft: Eine empirische Translationswissenschaft muss nach (möglichst) objektiven Kriterien für das Prädikat „adäquate Übersetzung“ suchen. Ob etwas für die Entwicklung von *Sprachen* fördernd ist, ist dabei eine ganz andere Diskussion, vgl. 3.3.

INGO (1999:209ff.) warnt vor dem Typ Literalisierung, weil er selten gelungen ist und den Zieltext häufig unverständlich macht. Ich gehe in 11.9. spezifisch auf dieses Problem ein.

Literalisierungen können nur mit einiger Unsicherheit identifiziert werden: Wenn die zielsprachliche Konstruktion nicht lexikalisiert ist, ist sie natürlich auch kein Idiom (7.11.1.). Sie kommen etwa 55 Mal vor (4,7%).

11.6.3.2.13. Idiom → Literalisierung mit Variation

Nicht immer gelingt es dem Übersetzer, eine 1:1-Literalisierung zu schaffen, sondern „nur“ eine, bei der im Vergleich zum Original Konstruktionsvariation vorliegt. Wenn die Übersetzungsoperation aber offensichtlich dem Wunsch entspricht, eine ähnliche Konstruktion im L2 zu schaffen, auch wenn es sich um keine lexikalisierte Form handelt, wird hier also von „Literalisierung mit Variation“ gesprochen.

Es handelt sich um Beispiele wie:

(207.) Ich sage, daß ich **bis oben hin voll bin mit** solchem Zeugs, wie er es gerade erzählt hat → *Jeg siger, at jeg er **proppet til halsen med** den slags, han lige har fortalt mig* (HEIN:38/34)

(208.) „Dann soll der Teufel kommen, ich **mache ihm ein Feuerwerk unter dem Arsch**“ → „Så lad Djævelen komme, så skal jeg **fyre op under røven på ham**“ (HEIN:257/231)

Dieser Typ kommt insgesamt 22 Mal (1,9%) vor.

11.6.3.2.14. Idiom → Paraphrase mit Ikonographie

Nach NEWMARK (1993:3) ist eine “Paraphrase”

”the loosest translation procedure, which simply irons out the difficulties in any passage by generalising”

Gemäß dieser Interpretation scheinen Paraphrasen “Verlegenheitsoperationen” zu sein, was zumindest diskutabel ist. Diese Frage soll später wieder aufgenommen werden; hier werden zuerst die Subtypen der Übersetzungsoperation Paraphrase dargestellt:

Mitunter gelingt es eine Paraphrase zu schaffen, die die Ikonographie des Ausgangsidioms mehr oder weniger wiedergibt. Dieser Übersetzungstyp berücksichtigt also sowohl die Inhalts- als auch die Ausdrucksseite des Idioms:

(209.) (”)mit ihm an der Seite kam **ein warmer Regen** auf mein sündiges Haupt herab” → (”)*Med hans hjælp **regnede pengene** pludselig ned over mit syndige hoved*” (HEIN:14/12)

Dabei ist hier auch Anteile des Typs *Spezifikation* deutlich (s. 11.6.3.2.16.).

Dieser Typ kommt 33 Mal vor (2,8%).

11.6.3.2.15. Idiom → Paraphrase ohne Ikonographie

LARSON (1984:145) erwähnt eine weitere Übersetzungsmöglichkeit:

”the translator simply translated the meaning [von *white as snow*] directly with a phrase meaning *very white*. This is sometimes the best solution” (vgl. MOON 2005)

ROOS (1981:234) nennt dies eine „free form“, hier soll sie „Paraphrase“ genannt werden, weil die Freiheit von „free forms“ zumindest diskutabel ist. Eine solche Lösung stellt folgendes Beispiel dar:

(210.) ”Ja, dann sollten Sie auch nicht solche Zahlen **in die Welt setzen**. Ich biete Ihnen zweitausend Mark” → ”*Ja, så burde de ikke **komme med** sådan nogle beløb. Jeg vil give Dem to tusind mark.*” (HEIN:10/8)

Der Typ kommt 42 Mal vor und hat einen Anteil von 3,6%.

11.6.3.2.16. Idiom → Spezifikation

Für die Übersetzung einer idiomhaltigen Äußerung kann das Problem entstehen, dass der Übersetzer kein L2-Idiom findet, das denselben „Vagheitsgrad“ aufweist wie das L1-Idiom (zur linguistischen Vagheit s. PINKAL 1991). Dann muss der Übersetzer den Sinn selbst interpretieren und das Translat in L2 wird als Ergebnis *spezifiziert* (auch *Explikation* genannt, WOTJAK 1982:116). Vgl:

(211.) Whitlam var blevet **banket på plads**, da han fandt ud af det → *Whitlam (hätte) **fast seinen Job verloren***[...], *als er es herausfand* (LARSEN:131/147)

Im Ausgangstext gibt es keine Indikation dafür, dass Whitlam seinen Job beinahe verloren hätte, sondern bloß dass sein ‚Widerstand gebrochen‘ wurde. Eine Möglichkeit

wäre vielleicht das Idiom *jn in seine Schranken verweisen* gewesen, obwohl die Bedeutung nicht 100% gleich ist. Ebenso wird:

(212.) hvordan i alverden kunne han forlange noget af hende, når han heller **ikke selv var noget at råbe hurra for** (BRØGGER⁰:255)

spezifiziert, denn die Bedeutung des sehr allgemeinen I-DÄ impliziert keineswegs, dass er

„auch selbst **nicht gerade berühmt war**“ (BRØGGER^Ü:258)

Der Typ Spezifikation kommt 4 Mal vor (0,3%).

11.6.3.2.17. Idiom → Korrektur

Ein weiterer Übersetzungstyp entspringt dem Motiv des Übersetzers, einen den sprachlichen Normen der Zielsprache entsprechenden Text zu produzieren (vgl. NORD 1988 zur impliziten Korrektur des L1):

(213.) jeg synes faktisk, at Silkedukken godt kunne trænge til at blive **båret lidt på hænder og fødder** efter de her kummerlige år → *ich finde wirklich, das Seidenpüppchen könnte es gut brauchen, ein wenig **auf Händen getragen** zu werden nach diesen kümmerlichen Jahren* (BRØGGER:181/182)

Zwar besteht keine Sicherheit, dass es sich um eine intendierte Korrektur handelt – dies würde voraussetzen, dass die Übersetzerin die Kontamination von *dä. binde ngn på hænder og fødder* und *bære ngn på hænder* durchschaut hat. Doch das Ergebnis präsentiert sich als Korrektur, ob bewusst oder nicht, denn die Kontamination wird ins Deutsche nicht transferiert.

Dieser Typ kommt nur zweimal vor (0,2%)

11.6.3.2.18. Idiom → Elision

HALLSTEINSDÓTTIR (1997:566) erwähnt die Möglichkeit, dass das Ausgangsidiom im Zieltext gar nicht explizit berücksichtigt wird, weder als Phraseologismus, noch als Monolexem, Paraphrase oder durch sonstige manifeste Ersatzoperationen. Ein Beispiel aus dem Korpus ist:

(214.) Når hun var sammen med Livia, foldede livet sig ud og **faldt ikke længere sammen med tapetet** → *War sie mit Livia zusammen, entfaltete sich das Leben* (BRØGGER:66/65)

Solche Beispiele können 6 Mal identifiziert werden (0,5%).

11.7. Prinzipielle Übersetzungsdiversität, -heterogenität und -funktionalismus

Übersetzungsdiversität ist ein Begriff, der sowohl bei Analysen von mehreren Übersetzungsoperationen innerhalb desselben Werks als auch bei der empirischen Untersuchung unterschiedlicher Übersetzungen relevant ist, in denen nicht nur lexikalische *types*, sondern auch mehrere *tokens* desselben *type* vorkommen. Damit kann eventuelle Variation in der Übersetzung der einzelnen *tokens* festgestellt werden. Im aktuellen Zusammenhang kann Übersetzungsdiversität deswegen als die Variation der Übersetzungen eines Idioms definiert werden. Offensichtlich gibt es aber eine Vielzahl an Übersetzungsmöglichkeiten von Idioms (vgl. HALLSTEINSDOTTIR 1997). Wenn man die Idiomübersetzungstypen des DDIK untersucht, zeigt sich, dass die Typendiversität sehr hoch ist. Wie DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005:66) pragmatisch feststellen, können Idiome „by all possible means“ übersetzt werden.

Das Schema zeigt eine Übersicht über die im Korpus vorkommenden Typen:

IDIOMÜBERSETZUNGSTYPOLOGIE NACH DEM DDIK	
Supertyp	Subtyp
→ Idiom	(1) totalkonvergent
→ Idiom	(2) quasikonvergent
→ Idiom	(3) partialkonvergent
→ Idiom	(4) minimalkonvergent
→ Idiom	(5) kategorialkonvergent
→ Idiom + X	(6) Expansion
→ Nicht-Idiom	(7) nicht-ikonographisches Phrasem
→ Nicht-Idiom	(8) ikonographisches Komplex
→ Nicht-Idiom	(9) ikonographisches Simplex
→ Nicht-Idiom	(10) nicht-ikonographisches Komplex
→ Nicht-Idiom	(11) nicht-ikonographisches Simplex
→ Nicht-Idiom	(12) Literalisierung
→ Nicht-Idiom	(13) Literalisierung mit Variation
→ Nicht-Idiom	(14) ikonographische Paraphrase
→ Nicht-Idiom	(15) nicht-ikonographische Paraphrase
→ Nicht-Idiom	(16) Spezifikation
→ Nicht-Idiom	(17) Korrektur
→ Nicht-Idiom	(18) Elision

Fig. 14: Übersicht über Übersetzungstypen im DDIK

Diese vollständig empirisch basierte Typologie gehört zu den differenziertesten der Phraseologieforschung, was hauptsächlich durch den Umfang des empirischen Materials und die verwendete Analysemethodik erklärt werden kann. Die Typologie umfasst insgesamt 18 verschiedene Typen. Eine ähnliche Variation in der Übersetzung findet man, wenn man den Ausgangspunkt im einzelnen Idiom nimmt. Z.B. fällt die Übersetzungsdiversität von *sætte pris på* auf:

(215.) ikke kun for at vise ham, at jeg **satte pris på** hans gæstfrihed → *nicht nur um ihm meine Wertschätzung seiner Gastfreundschaft zu zeigen* (GRØNDAHL:182/225)

(216.) hun (ville)[...] have **sat pris på** at høre en mands stemme → *sie (wäre) froh gewesen, [...] eine Männerstimme zu hören* (LARSEN:83/94)

(217.) Det gik op for hende, [...] hvor meget hun **satte pris på** det → *Ihr fiel plötzlich auf, wie [...] sie es jetzt genoss* (LARSEN:85/96)

(218.) – Præcis den formulering sætter jeg **pris på**, Miss Niebuhr → *„Auf genau diese Formulierung lege ich großen Wert, Miss Niebuhr“* (LARSEN:321/358)

(219.) han (var) jo nok [...] klar over, at det altid er *maden*, danskerne vil vide at sætte mest pris på → *ihm [war] schließlich [...] bewußt, daß die Dänen das Essen stets am höchsten zu schätzen verstanden* (BRØGGER:47/45)

Dabei ist die Heterogenität auch bei demselben Übersetzer feststellbar (zu Übersetzungsvergleichen im Allgemeinen, s. REISS 1981). Diese hohe Diversität stellt keineswegs ein Problem dar, es ist nicht etwa „inkonsequent“, weshalb hier auch bewusst von „Diversität“ statt von „Inkonsequenz“ gesprochen wird. Konsequenz *an sich* ist kein funktionaler Anspruch: Sie müsste zumindest einen spezifischen Zweck erfüllen.

11.8. Die Übersetzungstendenz im Korpus

Es wurde festgestellt, dass die Übersetzungsoperationen im DDIK eine hohe typologische Diversität aufweisen, die durchaus auch viele Beispiele nicht-idiomatischer Übersetzungstypen enthalten. Gleichzeitig wurde geschlussfolgert, dass die Funktionen der Idiome im Ausgangstext in der Übersetzung im Allgemeinen erfüllt werden. Dieser *prinzipielle*²³⁰ empirische Funktionalismus bricht grundsätzlich mit der Vorstellung des idiomtranslatorischen Dogmatismus (11.4.1.), indem er zeigt, dass dieser keine axiomatische Gültigkeit beanspruchen kann: Der Beweis dafür sind die vielen adäquaten Gegenbeispiele nichtidiomatischen Typs. Dies ist ein wichtiger qualitativer Schluss aus der Korpusanalyse. Wenn man aber das gleiche Material quantitativ auswertet, zeigt sich eine signifikante Tendenz, die sich zum translatorischen Funktionalismus widersprüchlich verhält: Es wird nämlich generell *dogmatisch* übersetzt. D.h. die Übersetzungen von Idiomen enthalten selbst Idiome (58%). Auffallend ist dabei das relativ seltene Vorkommen des Übersetzungstyps 5 im DDIK, d.h. des Typs ohne irgendwelche motivisch-strukturelle Gemeinsamkeit der Ausdrucksseite der beiden Idiome. Dies kann als ein Hinweis auf translatorischen Ikonizismus gedeutet werden.

An sich stellt dies kein Problem dar, denn auch der dogmatische Zugang zur Idiomübersetzung führt häufig zu einem adäquaten Ergebnis. Nun ist aber oft auch das Gegenteil der Fall. Der Dogmatismus, der letztlich *ikonizistisch* motiviert ist, scheint tatsächlich zu vielen Problemen zu führen, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.

11.9. Probleme

KOLLER (1994:351) stellt folgende Frage:

„Welche wendungsinternen bzw. -externen[...] Eigenschaften machen Phraseologismen zu einem Übersetzungsproblem?“

Die Fragestellung ist der Gegenstand dieses Teils, und Kollers Frage wird in der Teilzusammenfassung des Abschnitts beantwortet. Nach gängiger Auffassung der Translatologie kann der übersetzerische Prozess in (a) einen *Rezeptions*-²³¹ und (b) einen *Produktions*aspekt unterteilt werden (KOLLER 2001:192ff.). Nachdem der Ausgangstext vom Übersetzer gelesen und verstanden ist (Rezeption), wird in L2 ein neuer Text verfasst (Produktion), nämlich der vom Ausgangstext abhängige Zielttext (vgl. COSERIU 1981:187f.). Das gilt mit einer wichtigen Modifikation auch für die Idiomübersetzung:

„The main problems the idiomatic and fixed expressions pose in translation relate to two main areas: the ability to recognize and interpret an idiom correctly; and the difficulties involved in rendering the various aspects of meaning that an idiom[...] conveys into the target language“ (BAKER 1992:65)

Ein dritter Aspekt ist (c) die *Äquivalenz*, die sich, wenn auch nicht immer in der Praxis, so zumindest theoretisch von den beiden anderen trennen lässt. An dieser Stelle sollen die Übersetzungsprobleme, die jeweils mit diesen drei Aspekten verbunden sind, genauer untersucht werden. Folgendes Problem ist dabei von Wichtigkeit:

²³⁰ Im dem Sinn, dass er durchaus vorkommt und wohl keinen „Ausrutscher“ darstellt.

²³¹ Dies ist der Grund, warum LAKOFFs (1987:312) These, dass „Translations can occur without understanding“ keine Gültigkeit haben kann.

”Für die Bewertung von Translaten stehen nach wie vor wenig objektive Kriterien zur Verfügung. Dies hängt wohl in erster Linie damit zusammen, daß es sehr schwer ist, ein genaues Maß für die in die Zielsprache (ZS) überführten Informationen zu finden” (NEUBERT 1982:22)

Im Abschnitt 11.2. wurden der *AT-Inhalt*, die *Äquivalenz* und das *Natürlichkeitsprinzip* als wichtige Kriterien für die Bewertung von Translaten vorgeschlagen. Die zentrale Forschungsfragen, die oben formuliert wurden, waren diese: (1) Welcher Strategie scheinen die Übersetzer bei der Übersetzung von Idiomen zu folgen?; (2) Hängt die Übersetzungsstrategie mit dem semiotischen Status der Idiome zusammen?

11.9.1. Rezeptionsprobleme

In diesem Abschnitt werden die Übersetzungsprobleme diskutiert, die mit der Rezeption des Idioms im Text zu tun haben. Nach POTEPA (1993:207) gilt:

”hermeneutisch orientiertes Übersetzen setzt die Kenntnis schon verstandener Texte voraus. Wer Texte übersetzt, muß sie zunächst verstehen. Das Verstehen eines Textes ist das oberste Kriterium für das Übersetzen und Bewerten einer Übersetzung”

Man muss aber nicht Hermeneutiker sein, um an dieser translatorischen Forderung festzuhalten. KOLLERS (2001: passim) Begriff der ”doppelten Bindung” der Übersetzung, d.h. einerseits am Ausgangstext und andererseits an der Zielsprache, ist hier adäquat. Ein Problem ist nämlich, dass Ausgangstextidiome vom Übersetzer häufig nicht identifiziert werden, d.h. es handelt sich um ein Teilelement innerhalb der Gesamtoperation Übersetzen, das im Allgemeinen als „Textrezeption“ bekannt ist. BAKER (2002:65)²³² meint zwar, dass:

„The very fact that s/he cannot make sense of an expression in a particular context will alert the translator to the presence of an idiom of some sort“

(vgl.a. ROOS 1981:231). Dies trifft aber offensichtlich nicht immer zu. Im Beispiel:

(220.) „Som du dog spørger, drengbarn!“ Eller hun tog min hånd og lagde den på min **mave**. „Kunne du tænke dig at lave **huller** i den?“ (SCHLINK^U:61)

ist in der dänischen Übersetzung z.B. unverständlich, warum die Frau den Jungen fragt, ob er *Löcher in ihren Bauch machen* möchte. Die logische Textkohärenz (HEINEMANN/VIEHWEGER 1991) scheint damit verletzt zu sein. Der Hintergrund dieser Verstehensschwierigkeit wird erst klar, wenn man den Ausgangstext zur Hand nimmt:

(221.)

(1) „Was du alles wissen willst, Jungchen!“

(2) Oder sie nahm meine Hand und legte sie auf ihren Bauch.

(3) Möchtest du, daß er Löcher kriegt?“ (SCHLINK^O:75)

Der Textteil macht wohl für die meisten deutschsprachigen Leser Sinn²³³ – zumindest kann eine ”Potentialität der entsprechenden Verstehensvoraussetzungen” (JÄGER/MÜLLER 1982:54) angenommen werden. Das Problem ist nicht etwa kultureller, sondern rein sprachlicher Art. Transphrastisch²³⁴ auf die Oberflächenform

²³² Was aber kein ausreichendes Kriterium ist. Es könnte sich ja auch um Ad-hoc-„Idiome“ handeln).

²³³ Ein paar Tests mit deutschen native speakers haben diese Annahme zumindest nicht widerlegt.

²³⁴ Zu diesem Begriff, siehe HEINEMANN/VIEHWEGER (1991).

der drei Sätze verteilt ist eine *metaphora continuata*²³⁵ (vgl. BURGER 1997:166) diejenige Einheit, die im Ausgangstext die textuelle Kohärenz garantiert – hier ist höchstwahrscheinlich kein „intratextuel incoherence“ (NORD 1997:33), sondern eine Idiomthematisierung intendiert. Dabei handelt es sich nicht um eine Ad-hoc-Metapher: Eine solche hätte im deutschen Text ähnliche Verstehensprobleme bereitet wie im Dänischen. Stattdessen wird das Idiom *jm Löcher in den Bauch fragen* („zu viel fragen“) indirekt aktiviert. Obwohl die lexikalisierte Form in der textuellen Oberflächenstruktur nicht direkt präsent ist, sind ihre Komponenten trotzdem indirekt durch verschiedene semantische und grammatische Transformationen im Satz repräsentiert:

(222.) **jm Löcher in den Bauch fragen:**

<i>jm</i>	→	(Hanna) (Satz 2, nicht-manifest)
<i>Löcher</i>	→	(Satz 3, manifest)
<i>in</i>	→	er (der Bauch) (Satz 3, nicht-manifest)
<i>den Bauch</i>	→	<i>ihren</i> Bauch (Satz 2, manifest)
<i>fragen</i>	→	„was du alles wissen willst, Jungchen“ (dem Satz liegt <i>fragen</i> implizit zugrunde) (Satz 1, nicht-manifest)

Nur die Komponente *Löcher* aus dem ursprünglichen, beim idiomatisch kompetenten Leser abrufbaren Idiom-Formativ ist intakt, d.h. manifest oder nicht-modifiziert (9.3.1.2.). Interessant ist, dass daraus überhaupt ein Sinn entsteht. Phraseologismen sind nicht vollständig stabile Gefüge (wie etwa bei KLAPPENBACH 1968:222), sondern in mehrfacher Hinsicht modifizierbar. In diesem Fall ist die syntaktische Struktur des Phraseologismus – gemeinsam mit mehreren Komponenten – tatsächlich vollständig verschwunden. Die Übersetzerin hat die phraseologische Basis nicht identifiziert. Man darf aber davon ausgehen, dass sie sich über die Formulierung gewundert hat (vgl. die These Bakers oben), nicht zuletzt in einem stilistisch relativ prosaischen Text wie *Der Vorleser* (vgl. Anhang). Interessant wäre die kontrafaktische Frage, wie die Situation im seltenen (KOLLER 2001) Fall eines Übersetzers mit muttersprachlicher L1-Kompetenz ausgesehen hätte. Einem solchen wäre dieses Versehen wohl nicht unterlaufen, sondern die Schwierigkeiten wären wahrscheinlich eher auf die *Produktionsseite* verlagert worden (vgl. 11.9.2.).

Eine andere rezeptionsbedingte Problemkategorie führt zwar nicht zur semantischen Inkohärenz im Zieltext (ein *intratextuelles* Phänomen), sondern zu fehlender Textäquivalenz (ein *intertextuelles* Phänomen). So hat die Übersetzerin den Lexemcharakter des folgenden Idioms nicht erkannt:

(223.) Den første havde han rent ud spurgt, om han måtte bolle, **lige ud af landevejen** → *Die erste hatte er ganz direkt gefragt, ob er sie bumsen dürfe, gleich draußen an der Landstraße* (BRØGGER:398/402)

Damit ändert die Übersetzerin den Sinn des Textes: I-DÄ, das etwa ‚direkt (formuliert)‘ bedeutet (DDO), wird als eine Angabe des *Ortes* interpretiert, an dem die Figur mit dem Mädchen Sex haben möchte, was hier nicht intendiert sein kann.

Manchmal ist die Interpretation schwierig. Bei:

²³⁵ Bei COENEN (2002:38): *metaphora filea*.

(224.) Tobias havde kørt sin blå Buick gennem nazi-Tyskland i 1937 med dansk flag og **høj cigarføring** → *Er hatte 1937 seinen blauen Buick durch Nazi-Deutschland gefahren, mit dänischer Flagge und einer dicken Zigarre im Mundwinkel* (BRØGGER:16/14)

ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob die Autorin auf eine pragmatische *Remotivierung* oder auf die idiomatische Lesart („auf überlegene Art und Weise“) abzielt. Die Übersetzerin hat die erstere Interpretation gewählt – oder eventuell gar nicht gewusst, dass es sich um ein Idiom handelt. Demgegenüber ist:

(225.) Han[...] fik tårer i øjnene, når medarbejderne kom og **fortalte om** deres **syge moster** → *die Tränen stiegen ihm in die Augen, wenn Mitarbeiter zu ihm kamen und von ihrer kranken Tante erzählten* (BRØGGER:32/30)

eine ikonizistische Fehldekodierung. I-DÄ verführt, trotz des idiomatizitätsanzeigenden Elements *Generalisierung* (FARØ 2002), offenbar dazu, das Idiom, das phraseologisch ‚schlechte Ausrede‘ bedeutet, literal zu interpretieren.

Die Übersetzung:

(226.) ”En eller anden har plapret ud med nogle ting om mig, og så **var** det **slut med at kravle op ad stigen** for mit vedkommende” (HEIN^Ü:94)

ist zwar an sich sinnvoll. Es handelt sich aber um eine ikonizistische Übersetzung von:

(227.) ”Irgendjemand hat über mich ein paar Dinge ausgeplaudert, und das **war** für mich **das Ende der Fahnenstange**” (HEIN^O:105)

Der Übersetzer hat das Idiom auf die vorliegende Situation hin *interpretiert* (3.6.), sodass die *Fahnenstange* remetaphorisiert wird und als Bild der Karriere des Protagonisten aufgefasst wird. Damit wird der Ikonographie des Ausgangsidioms aber zu viel Bedeutung beigemessen, denn *etw ist das Ende der Fahnenstange* hat eine allgemeinere Bedeutung, als man hier den Eindruck bekommt, nämlich ‚etw geht nicht weiter‘ (SCHEMANN 1993).

Ob der Übersetzer ein Syntagma als Idiom erkannt hat, wird dadurch sichtbar, dass es als lexematische Einheit behandelt worden ist. Welche Strategie dabei konkret genutzt wurde, ist in dieser Hinsicht eine Produktionsfrage, auf die im nächsten Abschnitt eingegangen wird. Insgesamt scheint eine Korrelation zwischen rezeptionsbedingten Problemen und der Verletzung des Äquivalenzaspekts zu existieren: So führen rezeptionsbedingte Probleme in vielen Fällen zu fehlender Äquivalenz oder textueller semantischer Inkohärenz. Ob es sich bei den Produktionsproblemen anders verhält, wird zu zeigen sein.

11.9.2. Produktionsprobleme

Ich wende mich jetzt der ”textreproduzierenden Aktivität des Übersetzens” (KOLLER 2001:82) zu, bei der es weniger darum geht, dass ein Ausgangsidiom nicht *verstanden* wird, sondern dass es dem Übersetzer nicht gelingt, sich von der Ikonographie oder der Struktur desselben zu befreien (das „Auspacken“ von Information, vgl. NIDA 1976:75). Obwohl in sämtlichen 10 Übersetzungen offenbar in die Muttersprache übersetzt wird²³⁶, was theoretisch eine „nativere“ Textreproduktion sichern sollte, gilt nach LARSON (1984:5):

„[A]s [translators] move into unfamiliar material, or into higher levels of syntactic structure with complicated sentences or discourses, there is a tendency for choices of lexical items and grammatical

²³⁶ Darauf deuten zumindest die Namen der Übersetzer hin.

forms in the receptor language to be unduly influenced by the lexical items and grammatical forms of the source language. The result will be forms which sound strange and “foreign” to speakers of the receptor language”

Dieser Effekt ist im Korpus deutlich. Es ist m.E. davon auszugehen, dass produktionsbedingte Probleme dann vorgelegen haben, wenn mit dem Natürlichkeitsprinzip (11.2.) gebrochen wird. Es entsteht das, was NEWMARK (1993:20) „Translationese“ („Translationesisch“) nennt. Beispiele dafür gibt es im Korpus viele, vgl:

(228.) Micha vidste, hvordan han skulle **skaffe sig luft** i visse situationer. Partimennesket viste sig endda særdeles lydhør over for Michas argumenter (BRUSSIG^Ü:72) (< sich Luft verschaffen)

(229.) „I stedet **løb vi som harer**, Frank(,) (SCHULZE^Ü:132) (< wie die Hasen rennen)

(230.) Først går man ud fra [...] at dette problem af sig selv vil blive **skaffet ud af verden** på grund af et dødeligt attentat fra livvagten (SCHLINK^Ü:207)

In einigen Fällen kann nicht ausgeschlossen werden, dass es sich um Translationesisch aufgrund von Sprachwandel handelt (vgl. FARØ 2004d). In:

(231.) Statt mit ihr einen Nachmittag im Bett zu verbringen, hatte er ihr die ganze Zeit mit seinen Unannehmlichkeiten **in den Ohren gelegen** → *I stedet for at tilbringe en eftermiddag med hende i sengen havde han hele tiden tudet hende ørerne fulde med sine ubehagelige oplevelser* (HEIN:126/113)

besteht die Verletzung des Natürlichkeitsprinzips darin, dass die Idiome nicht die gleichen Selektionsbedingungen haben (vgl.a. 10.4.3.3.): So müsste das Präpositionalobjekt²³⁷ des I-DÄ semantisch ein [GEBOT] gewesen sein²³⁸. Noch mehr verletzt wird es m.E. in:

(232.) Als die Arbeiter **ihm** weiter **in den Ohren lagen** und geradezu darum baten, den Schaden rasch und ohne weiteres Aufsehen zu beheben, begann er zu brüllen → *Da håndværkerne igen tudede ham ørerne fulde og ligefrem bad om at få lov til at udbedre skaden hurtigt og uden større postyr, begyndte han at råbe op* (HEIN:227/204),

denn hier wurde das nötige Präpositionalobjekt ausgelassen.

Es ist anzunehmen, dass die Ikonographie des Ausgangsidioms bei diesen beiden Wahlen eine entscheidende Rolle gespielt hat: Im Bestreben, eine dem Ausgangsidiom ikonisch parallele Struktur zu schaffen, wird durch Interferenz (vgl. WEINREICH 1953; CZOCHRALSKI 1981) ein nicht-nativer Gebrauch des Zielidioms generiert. Die Ikonographie wird also – bewusst oder unbewusst – höher prioritiert als die Natürlichkeit. Neuberts These (s. 11.9.) über fehlende Objektivität bei der Übersetzungsbeurteilung kann heute etwas relativiert werden. Wenn man nämlich die Hypothese untersuchen möchte, dass:

(233.) [Ich][...] blamiere mich bis auf die Knochen → *[Jeg][...] blamerer mig selv helt ind til skindet* (HEIN:184/168)

als „Translationesisch“ zu bezeichnen ist, liefert das Internet als Korpus gute Falsifikationsmöglichkeiten (4.3.). Vergleicht man anhand der „avancierten Suchfunktion“ *Googles* die Interdependenz von *bis auf die Knochen* + *BLAMIERN* und *til skindet* + *BLAMERE*, zeigt sich ein extremer Unterschied von 683:0. Die zunächst rein introspektive Annahme wird also empirisch korrobiert (4.3.). Das, was I-

²³⁷ Zu überlegen wäre, ob es sich hier eventuell um ein

²³⁸ Dies geht zwar nicht aus NUO vor, deren Bedeutungsbeschreibung generell nicht produktionsorientiert zu sein scheint. Korpusuntersuchungen aber belegen dieses Muster eindeutig.

DE ausdrückt, ‚ein hoher Grad von Blamierung‘, wird auf Dänisch offenbar nicht durch ein Idiom, sondern etwa folgendermaßen ausgedrückt:

(234.) Hun har nemlig blameret sig **grundigt** inden for sidstnævnte område og er derfor blevet hængt ud i medierne (www.vinavisen.dk)

Andere verstärkende Adverbiale, die bei einer randomisierten Internetsuche gefunden wurden, sind:

(235.) voldsomt, for vildt, i uhørt grad, massivt, kraftigt, frygteligt,

d.h. nicht-idiomatische Elemente. Dadurch geht nichts von der Idiomfunktion im Text verloren.

Ein Produktionsproblem stellt auch:

(236.) "das ist nichts Ungewöhnliches, daß Ihnen der Kreislauf den Dienst verweigert. Das ist doch unser **tägliches Brot**" → " *det er slet ikke usædvanligt, at kredsløbet giver op nu. Det her er vort **daglige brød***" (BRUSSIG:135/150)

dar. Denn I-DÄ ist sehr selten, wahrscheinlich auch veraltet. I-DÄ ist daher viel auffallender als I-DE.

Ein weiterer Fall von Produktionsproblemen, der in der Verletzung der Selektionsbedingungen des Idioms besteht, ist dieser:

(237.) außerdem war Mario frisuremäßig schon wieder **im Keller** → *derudover var Mario nu igen **helt nede i kulkælderen** frisuremæssigt* (BRUSSIG:95/86)

I-DÄ wird, wie im lexikologischen Teil gezeigt wurde, in der Regel nur mit persönlichen Subjekten kombiniert. Das ist der empirisch nachweisbare Grund, warum das Translat „unnatürlich“ wirkt.

Im folgenden Beispiel:

(238.) Unsere Feinde jubilierten zu früh, wie schon so oft, als sie meinten, sie hätten uns **das Rückgrat gebrochen** → *Vores fjender jubler for tidligt, som så ofte før når de mente, de havde **brækket ryggen** på os* (SCHLINK:187/185)

besteht der ikonizistisch verursachte Bruch mit dem Natürlichkeitsprinzip darin, dass im Dänischen ‚jds Widerstand brechen‘ durch das Simplex *knække ngn* ausgedrückt wird, nicht durch *brække ryggen på ngn*, das deshalb unnatürlich klingt.

Auf Dänisch wird gewöhnlich auch nicht *sætte en slutstreg under ngt* verwendet:

(239.) eine Sondereinheit [**zog**] **einen Schlußstrich unter** unsere Arbeit[...], indem sie[...] Versuchspersonen in einer Ecke des Bettensaals zu einem Haufen auftürmte → *en specialenhed **slog en slutstreg under** vores arbejde, idet de dyngede forsøgspersonerne[...] op i en krog i sovesalen* (SCHLINK:198/196),

sondern *sætte et punktum for ngt*. Im letzten Beispiel:

(240.) (")Haben Sie nicht auch ein Fach Praktische Lebenskunde, wo man Ihnen erklärt, wie man mit diesem schönen Studium **seine Brötchen verdienen** kann?" → (") *Bliver De ikke også undervist i praktisk livsførelse, hvor man lærer Dem, hvordan man kan **tjene sit brød** med dette fine studium?*" (HEIN:70/63)

ist die Übersetzung deswegen nicht ganz gelungen, weil der Zieltext stark archaisch und steif klingt, im Gegensatz zum Ausgangstext, der sich vielmehr eines lockeren Registers bedient (vgl. DUW). Die Divergenz ist ikonizistisch begründet: Die ikonographische Ähnlichkeit von *Brötchen* und *Brot* verführt zur Annahme einer Idiomäquivalenz. Diese Übersetzung taucht im Korpus mehrmals auf (30/26, 95/85, 102/91, 104/93).

Nach KOLLER (2001:17) heißt "Übersetzen[...] sprachlich-stilistische Probleme lösen". Dementsprechend kann für die Übersetzung eine stilistische Maxime²³⁹ formuliert werden, das mit dem Funktionalismus gut verträglich ist – und das in der Form der :

Du sollst keine stilistisch auffallenden Formulierungen schaffen, die vom Autor (oder Auftraggeber²⁴⁰) nicht intendiert sind!

Anzustreben ist also Natürlichkeit des Zieltexts, *falls im Ausgangstext nichts dagegen spricht*. Somit muss NEWMARKs (1993:127) Anliegen widersprochen werden, "literal translation as a solution" attraktiv zu machen:

„when its first strangeness has worn off in the translator's mind, or if the translator thinks of it as a possible TL acquisition ([...], a fingertip feeling for language' – what's so *German* about that?)”

Vgl. NORD (1997:8). Newmark unterschätzt die Bedeutung der Arbitrarität für die Natürlichkeit von Sprachproduktion. Und darüber hinaus kann es nicht Sache eines Übersetzers sein, sich um *die Sprache* zu kümmern und was in ihr eventuell an Lexemen „fehlen“. Natürlichkeit muss dabei keineswegs ein subjektiver Begriff sein: Auch für die Beurteilung natürlicher Übersetzungen bieten sich korpuslinguistische Untersuchungen an. „Natürlichkeit“ ist somit ein teilweise falsifizierbarer Begriff.

Wenn der Übersetzer „ikonizistisch“ übersetzt, und dabei eher auf lexikalische Strukturen der L1 als auf Autorintention und Natürlichkeit des Zieltextes achtet, ist dies in erster Linie ein Produktionsproblem. Die Schlussfolgerung liegt nahe, dass eine wichtige Ursache für Verletzungen des Natürlichkeitsprinzips bei Übersetzungen von Idiomen in deren Ikonizität zu sehen ist. Die prinzipielle Arbitrarität von Idiomen wird nicht berücksichtigt, dazu kommen evtl. fehlende ausgangs- und/oder zielsprachliche Kompetenzen als zusätzliche Problembereiche.

11.9.3. Äquivalenzprobleme (i.e.S.)

Bei dieser Problemkategorie geht es um Äquivalenzprobleme *i.e.S.* – der allgemeine Rahmen der Arbeit ist ja auch „Idiomäquivalenz“. Damit handelt es sich um solche Übersetzungsprobleme, die weniger mit Rezeption und Produktion zu tun haben, sondern eher andere Gründe haben. In der Regel ist das Problem *fehlende* Äquivalenz. Bei der Beurteilung von Äquivalenz in der Translation darf man nicht zu rigide verfahren. Eine Forderung, nach der die Übersetzungseinheiten *an sich*, d.h. lexikologisch (s.o.) äquivalent sein müssen, ist in der Translatologie unangebracht, befasst sie sich doch mit *Texten* und nicht mit isolierten Wortschatzeinheiten (10.1.). Dies macht eine Unterscheidung zwischen echten Äquivalenzproblemen und Pseudo-Äquivalenzproblemen notwendig, denn interessant ist in der Übersetzung nur das Idiom in seinem aktuellen Kontext. Der vorhandene Kontext schließt aber keineswegs aus, dass der Übersetzer textuelle Pseudoäquivalenz schaffen kann, die auf konventionelle Bedeutungen von Idiomen zurückgeht. Ein Fall ist z.B. dieser:

(241.) Min far har bevæget sig gennem det meste af sit liv med **hovedet under armen** → *Den größten Teil seines Lebens hat mein Vater den Kopf unter dem Arm getragen* (HØEG:39/43)

²³⁹ Nach dem Modell der Griceschen Konversationsmaximen, vgl. MEIBAUER (2001:25).

²⁴⁰ Oder „Initiator“ (NORD 1997:20f.).

Der deutsche Durchschnittsleser wird den Text anders lesen als ein dänischer Leser. Auf Grund einer – arbitraritätsbasierten – interlingualen Homologie der beiden Idiome wird dem Vater eine jeweils andere Vorgeschichte zugeschrieben: Im Original ist er immer etwas ‚geistesabwesend‘ gewesen (vgl. DDO), während er in der Übersetzung ‚sehr krank‘ gewesen ist (vgl. DU12), ein textuell durchaus signifikanter Unterschied. Textuell nicht-äquivalent ist auch diese Übersetzungsoperation:

(242.) Ungdommen, der drak champagne[...] på bistandshjælp, fordi[...] ingen vovede at sige dem imod eller **stille dem stolen for døren** → *Die Jugend, die[...] [von der Sozialhilfe] Champagner trank,[...] und niemand wagte, ihr zu widersprechen oder ihr **den Stuhl vor die Tür zu stellen*** (BRØGGER:441/446)

Was die Übersetzungsoperation problematisch macht, ist das mit I-DÄ konventionell assoziierten ‚jm ein Ultimatum stellen‘, mit dem das Semem des I-DE (1. ‚jn aus seinem Haus weisen‘; 2. ‚jn kündigen‘, vgl. DUW) nicht äquivalent ist. Der Sinn des deutschen Texts wird somit expliziter als seine Vorlage und außerdem etwas merkwürdig. In:

(243.) – Jeg **var i byen** med Jakob i går,[...] hvor blev vi fulde → *”Ich war gestern mit Jacob **in der Stadt**”,[...] haben wir gesoffen!”* (SONNERGAARD:111/105)

wird sowohl mehr als auch weniger Information in den Zieltext gelegt: Einerseits wird dort behauptet, dass es sich um eine *Stadt* handelt, was mit I-DÄ *være i byen* nicht unbedingt gemeint ist. Andererseits fehlt im Zieltext der Hinweis, dass es sich um ein gezieltes Feiern in Verbindung mit Kneipen- u./o. Diskoteksbesuch handelt. Der deutsche Satz ist demgegenüber textuell deutlich weniger kohärent und (logisch) motiviert: Das Sich-Betrinken ist keine wahrscheinliche Folge von *in der Stadt sein*, wohl aber von *være i byen* – zumindest in seiner phraseologischen Bedeutung. Auch die folgende Übersetzungsoperation fällt auf:

(244.) at jeg bekymrer mig sådan over, hvor billig jeg ser ud, er et klart tegn på, hvor **langt** jeg **er ude i tovene** → *daß ich mich so über mein schübiges Aussehen sorge, ist der Beweis, daß **ich** voll **in den Seilen hänge*** (SONNERGAARD:167/156)

Denn hier ist eindeutig das psychische Abrutschen gemeint, was für I-DE ein unnatürlicher Gebrauch ist. Beide Bedeutungen sind durchaus *motivierbar*, obwohl sich die Bedeutung des I-DÄ deutlicher vom Nominationsmotiv entfernt hat. Dass die Bedeutung „desselben“ Idioms interlingual nicht identisch ist, verletzt keineswegs die Ikonizität der Idiome, bekräftigt aber das Arbitraritätsprinzip. Ikonizistisch begründet ist wohl auch diese Übersetzung:

(245.) Zwei Trapos, die auf dem Bahnhof patrouillierten, **hatten** Mario sofort **im Visier** → *To Trapoer, der patruljerede på banegården, **tog** straks Mario **på kornet*** (BRUSSIG:122/110)

Die Wahrscheinlichkeit, dass beide DDR-Transportpolizisten in der Tat auf die Figur mit ihren Waffen zielen, ist nicht groß. Eher handelt es sich darum, dass sie ‚ihre Aufmerksamkeit auf ihn lenken‘ (LDaF).

Problematische Äquivalenzrelationen sind nicht auf den Typ Idiom:Idiom-Übersetzung beschränkt, was einmal mehr die Nichtexklusivität der Kategorie Idiom beweist. So haben wir es im Beispiel:

(246.) Stühle, Tische, Regale und Schrank türmten sich zu Gebirgen, Gebäuden oder Schiffen auf, zugleich **zum Greifen nah** und in weiter Ferne → *stole, borde, reoler og skab tårner sig op som bjerge, bygninger eller skibe, på én gang **håndgribelige** og langt borte* (SCHLINK:20/16)

mit dem Phänomen zu tun, dass das Morphem *Greif-* den Übersetzer auf die Idee bringt, das Idiom *zum Greifen nah sein* (‚sehr nah sein‘) durch das Kompositum *håndgribelig* vertreten zu lassen. Die Bedeutung von *håndgribelig* ist ‚wirklich‘ oder ‚konkret‘, und das Wort kann die Funktion des I-DE deshalb nicht übernehmen. Aus ikonischer Sicht wäre dies zwar sehr plausibel, ist doch die „Wortbildungsbedeutung“ (vgl. 8.6.) „etwas, was mit der Hand zu greifen ist“, was durchaus ‚sehr nah‘ einschließen würde, wäre nicht das Arbitraritätsprinzip.

Ein letztes Beispiel ikonizistisch motivierter Äquivalenzprobleme ist dieses:

(247.) ”In der Fahrschule habe ich **Blut und Wasser geschwitzt**”. ”Warum? Sie sind eine gute Fahrerin” → (”) *Det kostede blod, sved og tårer på køreskolen.* “ ”*Hvordan kan det være? De er en god bilist*” (HEIN:73/66)

Die Begründung dafür, dass der Übersetzer diese Lösung wählt, scheint zu sein, dass in beiden Idiomen ikonographisch von „Blut“ und „Schweiß“ die Rede ist. Die Übersetzungsoperation trägt aber nicht zur Textäquivalenz bei, denn I-DE bedeutet ‚in einem Zustand großer Angst oder Aufregung sein‘ (DUW), während I-DÄ ‚große Anstrengungen und Geduld beanspruchen‘ (DDO) heißt.

Die Beispiele zeigen, dass die Ikonographie von Idiomen eine wesentliche Ursache von Idiomäquivalenzproblemen in den Übersetzungen des Korpus ist.

11.9.3.1. Übersetzung von Thematisierung

In 9.3.1. wurde die Thematisierung von Idiomen besprochen. Thematisierung von Idiomen ist ein pragmatisch-textuelles Phänomen, das „die Kommunikationskonventionen phantasievoll ausbeutet“ (LEVINSON 2000:29). Unter den Rezeptions-, Produktions- und Äquivalenzproblemen wurden bereits mehrere thematisierte Idiome besprochen. Dieses Problem soll nun etwas systematischer untersucht werden. Die Idiomthematisierungen sind der einzige Grund, warum der idiomtranslatorische Nihilismus (11.4.3.) als theoretisch inadäquat bezeichnet werden muss. Denn bei der Thematisierung wird das Idiom als Kategorie oder ikonographisches Element in den Vordergrund gerückt und gewinnt somit einen funktionalen Wert für den Text (vgl. PEDERSEN 1986:130). Denn „in einem anspruchsvollen belletristischen Text[...] sind ”Wortspiele“ *per definitionem* ”gewollt“ (HÖNIG 1997:133). Es muss jedoch betont werden, dass Wortspiele offensichtlich nicht der kommunikative Normalfall sind (vgl. 9.11.). Werfen wir also einen Blick auf die 3 unterschiedlichen Typen von Thematisierung im Korpus, indem gefragt wird, inwiefern sie für die translatorische Idiomäquivalenz ein Problem darstellen.

11.9.3.2. Semantische Thematisierung

In:

(248.) *Hvordan havde jeg kunnet lægge mit liv i en så godt som ukendt ung kvindes lange, smalle hænder og overlade det til hænde at forme det?* (GRØNDAHL^O:248)

ist I-DÄ semantisch thematisiert, weil es expandiert und somit remotiviert wird. Normalerweise wird das Idiom ohne die beiden charakterisierenden Adjektive verwendet. Im Beispiel spielt die Ikonographie aber eine funktionale Rolle und ist nicht einfach eine „tote Metapher“ (11.4.3.). In der Übersetzung wird eine textuelle Äquivalenz hergestellt, was nur möglich ist, weil zwischen I-DÄ und I-DE Totalkonvergenz besteht:

(249.) Wie hatte ich **mein Leben in** die langen, schmalen H**ände** einer mir so gut wie unbekannten jungen Frau **legen** und es ihr überlassen können, es zu formen? (GRØNDAHL^U:302)

Auch in:

(250.) Tanken om at lægge an på en fremmed kvinde virkede ydmygende. Skulle jeg så **stå med hatten eller pikken i hånden** og ansøge om et lille eventyr? (GRØNDAHL^O:175)

ist das I-DÄ expandiert. Das Idiom, das ‚demütig auftreten‘ bedeutet, wird sozusagen „freudianisch“ aufgeladen, indem die wahren Absichten des Erzählers durch das expandierte Element, *pik*, ausgedrückt werden. Die Expansion wird in der Übersetzung adäquat wiedergeben:

(251.) Der Gedanke, es auf eine andere Frau abzusehen, wirkte demütigend. Sollte ich vielleicht **mit dem Hut oder dem Schwanz in der Hand** um ein kleines Abenteuer nachsuchen? (GRØNDAHL^U:216)

In:

(252.) Man kunne jo heller ikke gå rundt og være lykkelig hele tiden[...] Jeg tænkte på min mor, der altid forsøgte at få det til at lyde, som om hun **levede på vulkaner**. Det gjorde hun måske også, men det var udslukte vulkaner, golde kratere af størknet lava (GRØNDAHL^O:255)

thematisiert eine *metaphora continuata* I-DÄ, indem der letzte Satz die Metapher remotiviert. I-DÄ bedeutet ‚eine wilde, festliche Zeit verbringen‘. Die ironisch-kritische Dekonstruktion der Metapher durch den Erzähler zeigt, dass das Idiom positiv konnotiert ist. Das macht aber die Übersetzung

(253.) Man konnte ja auch nicht die ganze Zeit glücklich sein[...] Ich dachte an meine Mutter, bei der es sich immer anhören sollte, als **lebte sie auf einem Vulkan**. Womöglich stimmte es sogar, aber es war ein erloschener Vulkan, ein unfruchtbarer Krater aus erloschener Lava (GRØNDAHL^U:311)

inadäquat. Der deutsche Text bekommt einen ganz anderen Sinn als das Original. Daran ändert der ironische Zusatz nichts, denn *auf einem Vulkan leben* bedeutet ‚gefährlich leben‘, was auch Korpusuntersuchungen zeigen.

In:

(254.) Måske var det alligevel ikke værd at rejse ud og tælle skoler, folk lærte alligevel kun Koranen[...] Med Afghanistan havde Hunden **fået kam til sit korte hår** (BRØGGER^O:299)

wird I-DÄ remotiviert, indem die Komponente *hår* durch *korte* expandiert und mit dem Kopfhair einer der Figuren in Verbindung gebracht wird. Das Sprachspiel wird in der Übersetzung nicht realisiert:

(255.) Vielleicht war es doch nicht der Mühe wert, hinauszufahren und die Schulen zu zählen, die Leute lernten sowieso nur den Koran auswendig[...] Mit Afghanistan hatte Dog **seinen Meister gefunden** (BRØGGER^U:302)

Dies liegt an der unterschiedlichen Komponentenstruktur der beiden Idiome. Mit der Wahl des Wörterbuchäquivalents (12.12.) nimmt die Übersetzerin nicht nur dieses Defizit in Kauf, sondern auch das Produktionsproblem, dass *seinen Meister finden* in einer ungewöhnlichen Distribution auftritt. Denn I-DE präferiert ein internes Objekt (10.4.3.8.2.) mit dem Merkmal + *HUM*.

11.9.3.3. Formale Thematisierung

Obwohl die Grenze zwischen semantischer und formaler Thematisierung fließend ist, wird hier der Versuch gemacht, solche Thematisierungen als formale aufzufassen, die

das Idiom selbst modifizieren. Formale Modifikation bedeutet demnach, dass die festen Komponenten z.B. elidiert, substituiert oder permutiert werden. So ist:

(256.) Han forsikrede hende, at hun *aldrig* ville kunne holde ud af [sic!] bo i Moskva[...]. Mændene gik for det meste uden flip, kvinderne uden hat,[...] og silkestrømper **var en by i**... (BRØGGER⁰:91)

eine formale Idiomthematisierung durch Elision. Es wird damit das Idiom *ngt er en by i Rusland* thematisiert, das bereits Gegenstand einer kontrastiv lexikologischen Analyse war (10.4.3.1.). Es wundert daher nicht, dass die Übersetzerin ikonizistisch auf *etw sind böhmische Dörfer* rekurriert:

(257.) Er versicherte ihr, sie würde es niemals aushalten, in Moskau zu wohnen[...]. Die Männer gingen meist ohne Kragen, die Frauen ohne Hut,[...] und Seidenstrümpfe **waren böhmische Dörfer** (BRØGGER⁰:90)

Was diese Wahl aus einer äquivalenztheoretischen Perspektive problematisch macht, ist nicht allein, dass I-DE nicht, obwohl dem "ikonischen" Anschein nach, den gleichen konventionellen Inhalt wie I-DÄ hat. Denn I-DE bedeutet für gewöhnlich, dass etwas schwer *verständlich*, und nicht dass es *nicht vorhanden* ist (DU11). Das Problem besteht auch darin, dass die pragmatische Anpassung der Idiomkomponente *Rusland* an die Textisomorphie im Zieltext nicht erfolgt ist. Ferner wird die Ellipse des Ausgangstextes, die einen wesentlichen pragmatischen Effekt hat, unberücksichtigt. Das Beispiel zeigt das prinzipielle Problem der Übersetzung von formal thematisierten Idiomem in einem äquivalenztheoretischen Rahmen auf. Ob eine andere Lösung tatsächlich möglich gewesen wäre, soll hier nicht das Thema sein.

Ein ähnlicher Fall ist:

(258.) når man ved, at retfærdighed **er en by i Mongoliet**, så sidder man her (BRØGGER⁰:465)

Dieses Mal wird *Russland* nicht elidiert, sondern durch *Mongoliet* substituiert, was wohl als Steigerungseffekt fungieren soll. Ein ähnlicher Effekt entsteht kaum durch die Übersetzung:

(259.) wenn man weiß, daß die Gerechtigkeit auch **hinter dem Mond nicht zu finden ist**, dann sitzt man hier (BRØGGER⁰:471)

Die Übersetzung:

(260.) Wir erinnern uns,[...] daß er **weder in the powderroom gehen noch die Trommel schlagen konnte**, ohne daß sie ihn im Auge behielt (BRØGGER⁰:219)

geht auf eine Modifikation eines I-DÄ zurück:

(261.) Vi husker,[...] at han **hverken kunne gå på the powderroom eller slå på tromme**, uden at hun holdt øje med ham (BRØGGER⁰:218),

nämlich *hverken kunne skide eller slå på tromme*. Die Modifizierung besteht darin, dass *skide* euphemisierend durch *gå på the powderroom* substituiert wurde, wodurch ein komischer Effekt erreicht wird. I-DÄ heißt idiomatisch 'überhaupt nichts können' (vgl. DDO). Diesen Inhalt dekodiert der ideale dänische Leser mitsamt dem intendierten pragmatischen Effekt. Der deutsche Leser dagegen wird bei dieser ikonizistischen Übersetzung fragen, was es mit dem Trommel-Schlagen auf sich hat und auch das In-the-Powderroom-Gehen wird er wohl literal interpretieren.

Ein Beispiel einer adäquaten Übersetzung eines modifizierten Idioms ist dieses:

(262.) Ich hab mal grün gewählt, aber ich kann ja nicht **am Ast sägen**... Dann gibts noch weniger Geld für die Museen → *Jeg stemte faktisk på De Grønne engang, men man kan jo ikke save den gren over... Så bliver der endnu færre penge til museerne* (SCHULZE:85/76)

Hier kann von Textäquivalenz gesprochen werden, weil in beiden Texten ein aus einem Sprichwort abgeleitetes Idiom (vgl. SUZUKI im Druck) elidiert wird, wie auch die Auslassungspunkte formal angeben. Was hier fehlt ist „auf dem man sitzt“.

Textäquivalent ist auch diese Übersetzung:

(263.) Selvom hun følte, at bogbranchen var hård[...], så tænkte hun,[...] at det gjaldt om at **holde hovedet iskoldt** → Auch wenn sie sehr wohl spürte, daß die Buchbranche ein hartes Geschäft war,[...] so dachte sie,[...] daß es darum ging, **einen eiskalten Kopf zu bewahren** (BRØGGER:364/367)

Die gängige Form des I-DÄ, *holde hovedet koldt*, ist durch das Präfixoid *is-* morphologisch modifiziert worden. Diese Operation ist bei I-DE auch möglich, auch wenn dies nur dadurch erreicht wurde, dass von der usuellen Form *einen kühlen/klaren Kopf bewahren* abgeweicht wurde (DU11).

Obwohl formale Idiomthematisierung, die ich als Modifikation verstehe, im DDIK recht selten ist, demonstriert sie das prinzipielle Problem der Übersetzung von thematisierten Idiomem.

11.9.3.4. Metakommunikative Thematisierung

In 9.3.1.3. wurde die *metakommunikative* Thematisierung (mT) von Idiomem beschrieben. Dort wurde das Phänomen bloß prinzipiell introduziert, hier soll es differenziert und anhand von empirischen Belegen aus dem Korpus dargestellt werden. Es werden insgesamt vier mT-Typen diskutiert: 1) *kategoriale Explizitierung*; 2) mT durch *formelhafte Konnektoren*; 3) mT durch *freie Sätze*; und 4) mT durch Anwendung von *Anführungszeichen*.

11.9.3.4.1. Kategoriale Explizitierung

Es gibt im Korpus unterschiedliche Typen metakommunikativer Thematisierung. Darunter das, was man *kategoriale Explizitierung* nennen kann:

(264.) Vielleicht gibt es hier dieselbe Redensart wie bei uns, daß einem das Wasser bis zum Hals steht. Oder man hat ihm den Hahn abgedreht(,) (SCHULZE⁰:178)

Der Autor klassifiziert die Idiome explizit als „Redensarten“. Es ist klar, dass dies intendiert ist und daher übersetzt werden muss, und zwar durch L2-Idiome:

(265.) (,)Måske har de også den samme talemåde, som vi har, at man står i vand til halsen. Eller at man har lukket for det varme vand(,) (SCHULZE^Ü:162)

Die Art der Äquivalenz der gewählten Idiome spielt für die Textäquivalenz hier keine Rolle. In:

(266.) Havde jeg tænkt mig at **gå i frø** som trettenårig? Jeg kunne ikke lade være med at holde af ham for det udtryk → *Ob ich mir gedacht hätte, mit vierzehn [sic!] keine Sprünge mehr machen zu wollen. Ich konnte nicht anders, ich musste ihn für diesen Ausdruck lieben* (GRØNDAHL:141/174)

wird I-DÄ als Idiom ebenfalls vom Erzähler kommentiert. Zwar ist I-DÄ negativer als I-DE – darauf deuten Internetuntersuchungen an –, auch im aktuellen Kontext. Die Idiomübersetzungsoperation ist aber davon abgesehen adäquat.

11.9.3.4.2. Formelhafte Konnektoren

Formelhafte *Konnektoren* (s. 9.3.1.3.) sind eine andere Möglichkeit, Idiome metakommunikativ zu thematisieren. Im Korpus ist ein Beispiel wie dieses

(267.) Havde **det** nogen sinde „**ligget i kortene**“, som man siger, at jeg skulle være andet og mere? (GRØNDAHL⁰:226)

Solche Konnektoren sind lexikalisiert und können deshalb nicht einfach beliebig übersetzt werden; jede Sprache hat sein eigenes Inventar an Konnektoren. Diesem intersprachlichen Unterschied hat der Übersetzer adäquat Rechnung getragen:

(268.) Stand es je in den Karten, wie man so sagt, daß ich ihr mehr bedeutete? (GRØNDAHL^Ü:277)

Das Problem der formelhaften Konnektoren und ihre Übersetzung wird in FARØ (in Arbeit) tief gehender untersucht.

11.9.3.4.3. Freie Konstruktionen

Metakommunikative Thematisierung kann auch anhand freier Sätze vorgenommen werden. Im *Tavshed i oktober* wird der Idiomgebrauch durch den Erzähler mehrmals durch solche freie Formulierungen kommentiert, z.B.:

(269.) Jeg sagde, at Astrid var taget op til sin veninde i Stockholm. Hun spurgte, om der var en **kurre på tråden**. Den slags udtryk bruger hun hele tiden, og jeg har ofte spurgt mig selv, om de lød lige så skabagtige og krukke, da hun var ung (GRØNDAHL⁰:20)

Die Übersetzung achtet – funktionalistisch durchaus adäquat – gar nicht auf die Ikonographie²⁴¹, sondern nur auf die phraseologische Bedeutung. *Es gibt böses Blut zwischen jm* ist mit *der er røg i køkkenet* zwar keineswegs lexikologisch totaläquivalent, auch nicht wenn man die literale Lesart nicht berücksichtigt. Dies heißt aber nicht, dass die beiden Idiome in diesem Kontext nicht adäquate *translatorische* Äquivalente wären:

(270.) Ich entgegnete, Astrid sei zu ihrer Freundin nach Stockholm gefahren. Sie fragte, ob es „**böses Blut**“ gegeben habe. Derlei Ausdrücke benutzt sie ständig, und ich habe mich oft gefragt, ob sie in ihrer Jugend genau so gekünstelt und gespreizt geklungen haben (GRØNDAHL^Ü:23f.)

In einem anderen Beispiel, das ebenfalls unter dem Eindruck des erzählerischen Skeptizismus gegenüber „klischeehaften“ Idiomem steht (vgl. 9.2.1.), scheint es sich um ein etwas schwierigeres Problem zu handeln:

(271.) Hun kan stadig forbløffe mig, efter så mange års bekendtskab, ikke bare med sin usædvanlige lugtesans, når det gælder „**røg i køkkenet**“, som hun kalder det, men også med sin intimiderende mangel på blufærdighed (GRØNDAHL⁰:20)

Denn die Ikonographie des Ausgangsidioms wird als *metaphora continuata* auch im extradiomatischen Kontext thematisiert, indem *røg i køkkenet* durch *lugtesans* anaphorisch aufgegriffen wird (dazu PAUSE 1991). Dies scheint die Möglichkeiten des Übersetzers einzuschränken, ist doch die Metapher nicht bloß am Idiom geknüpft, sondern am ganzen Satz. Der Übersetzer geht folgendermaßen an das Problem heran:

(272.) Sie kann mich nach wie vor verblüffen, nicht nur mit ihrem ungewöhnlich hochentwickelten Gespür für „**dicke Luft**“, wie sie es nennt, sondern auch mit ihrem einschüchternden Mangel an Scham (GRØNDAHL^Ü:24)

²⁴¹ Die für I-DÄ aber auch problematisch ist, weil *kurre* im Gegenwartsdänischen unikal ist (vgl. RÖMER/SOEHN 2004).

Die Übersetzung wird dadurch zwar allgemeiner als das Original (vgl. HOUSE 1998, NEWMARK 1993), weil ‚Geruchssinn‘ durch *Gespür* ersetzt wird. Trotzdem muss sie als adäquat bezeichnet werden, denn die mit dem thematisierten Idiom verknüpfte Metaphernkette des Ausgangstexts wird beibehalten, was hier das Entscheidende ist.

11.9.3.4.4. Anführungszeichen

Die letzte Möglichkeit, die erwähnt werden soll, ist metakommunikative Thematisierung dadurch dass das Idiom in *Anführungszeichen* gesetzt wird; eine Möglichkeit, die auch mehrmals in Kombination mit den bereits erwähnten Techniken verwendet wurde. Hier kommt sie allein vor:

(273.) Hun blev oprigtigt overrasket, da han en dag stod med to kufferter foran hendes dør og havde „**brændt alle broer**“ (LARSEN⁰:56)

Die Übersetzung:

(274.) Sie war aufrichtig überrascht, als er eines Tages mit zwei Koffern vor ihrer Tür stand und „**alle Brücken abgebrochen**“ hatte (LARSEN⁰:69)

ist damit quasikonvergent (10.4.3.12.), der lexikologischen Relation der beiden Idiome gemäß. Das ist hier weniger wesentlich als die Tatsache, dass der Übersetzer anhand von Abführungsstrichen das Zielidiom als indirekte Figurencharakteristik auch im Zieltext thematisiert hat.

Nicht anders verhält es sich beim folgenden Beispiel, bei dem ein thematisiertes Idiom neben einem do. Monolexem steht. Beides wird adäquat übersetzt:

(275.) Hun mener, at det har gjort mig mere „optimistisk“ at få foregøjet det her job, og at hun har fået mig „**ud af fjerene**“ → *Ihrer Meinung nach hat es mich „optimistischer“ gemacht, daß sie mir diesen Job vorgegaukelt hat; das habe mich „aus den Federn“ geholt* (SONNERGAARD:163/152)

Die letzten Beispiele:

(276.) For[...] han[...] hadede netop alt det dér småborgerlige „**benene på jorden**“, „ret og rimeligt“, kaffeduge og nelliker → Denn[...] er[...] haßte geradezu all dieses kleinbürgerliches „**mit beiden Beinen auf der Erde**“, „recht und billig“, Kaffeedecken und Nelken (BRØGGER:296/299)

(277.) Li, der ikke havde andet end hån tilovers for Meddes højt besungne „**benene på jorden**“ → Sie hatte nur Hohn und Spott für Meddes hochgepriesenes „**Mit beiden Beinen auf der Erde stehen**“ (BRØGGER:297/300)

stellen eine Kombination der Typen (3) und (4) dar. Denn das Idiom, das als Element eines kleinbürgerlichen Kontextes gesehen wird (Klischeehaftigkeit, 9.2.1.), tritt in Anführungszeichen auf und wird außerdem kommentiert.

Die Thematisierung von Idiomen stellt für den Übersetzungsprozess ein reales Äquivalenzproblem dar. Dabei ist sie nicht in jedem Fall gleich problematisch, denn die *metakommunikative* Thematisierung wird in der Regel adäquat übersetzt. Dasselbe kann nicht von den *semantischen* und *formalen* Thematisierungen gesagt werden, bei denen die Ikonographie und damit die Ausdrucksstruktur mit ihren Komponenten plötzlich in den Vordergrund treten. Hier sind die Übersetzungen nicht immer adäquat. Thematisierung ist ein pragmatisch-textueller Aspekt an Idiomen, dessen Realisierung tatsächlich i.e.S. *intendiert* ist, im Gegensatz zum Idiomgebrauch an sich. Sie macht aber weit weniger als ein Zehntel der Idiomrealisierungen im DDIK aus, weshalb sie in diesem Zusammenhang als ein Ausnahmefall betrachtet werden muss (vgl. 9.3.1.). KOLLERs (1974:19) These, dass Idiome „häufig ganz bewußt in bestimmte

Textzusammenhänge eingebettet“ seien, Idiom „und Textumgebung[...] auf spezifische – und oft spielerische – Weise aufeinander bezogen“ seien, dass sich „bildlicher Gehalt der Redensart und Bildwelt des Textes überhaupt“ ergänzen, und dass „ihr Gebrauch und ihr Charakter[...] die Menschen, Lebenssituationen, soziale Zustände usw.“ kennzeichnet, muss offenbar mit Vorsicht genossen werden. KOLLER verweist auf einige Stellen bei Grass („Blechtrommel“) als „Paradebeispiel“ (ebd.) (s.a. MIEDER 2001 für weitere literarische Beispiele). Aus meinen eigenen Untersuchungen geht hervor, dass das Wort „häufig“ bei Koller nicht allzu buchstäblich genommen werden darf, denn Grass (oder die Beispiele bei ihm, die in der Phraseologieliteratur hervorgehoben werden, vgl. PALM 1995) scheint für den Idiomgebrauch in literarischen Prosatexten im Allgemeinen nicht repräsentativ zu sein. Zumindest konnte es hier nicht bestätigt werden. Trotzdem sollte auf das prinzipielle Problem der Idiomthematisierung hingewiesen werden, aber selbstverständlich adäquat proportioniert.

11.10. Kurze Diskussion von alternativen theoretischen Zugängen

Idiomübersetzung wird auch von anderen Zugängen diskutiert als dem hier vorgelegten strikt linguistischen und arbitrariätsbasierten. Ich möchte auf einige davon eingehen, wobei es sich wegen des begrenzten Umfangs der Arbeit nur um eine sehr ansatzweise Klärung von Unterschieden gehen kann. JENSEN (2005:184)

„treats translation of metaphor as a conceptual rather than as a purely linguistic phenomenon“

Obwohl sich der Aufsatz mit Metaphern im Allgemeinen beschäftigt, gehören „metaphorical idioms“ (185) explizit dazu. JENSEN (op.cit:187) zitiert die Idiomauauffassung L&Js (1998), nach der

“The words invoke an image, appropriate parts of that image comes with knowledge, and conventional metaphors map appropriate parts of that knowledge onto the target domain. The result is the meaning of the idiom”

M.E. kann es einfacher gesagt werden: Das Idiom ist ein arbiträres Zeichen, das mentale Bild ist im Normalfall nicht funktional relevant und die Bedeutung eines Idioms sind seine Gebrauchsregeln. JENSEN (2005:184) meint, dass

“[t]ranslatability becomes linked to the level of conceptual systems in source and target culture”

Sie zitiert Dobrzynska (1995), nach der “another language means another cultural background” (189). Nach JENSEN (ebd.) “we may find considerable cultural problems when translating metaphorical expressions”, und “cross-cultural knowledge” sei deshalb relevant auch bei der Idiomübersetzung (204). M.E. sind weder *Kultur* noch *Kognition* notwendige Kategorien für die Idiomübersetzung. Nach dem hier vorgelegten arbitrariäts-theoretischen Zugang kann “kulturelles Wissen” dem Idiomübersetzer sogar eher Probleme bereiten als ihm helfen. M.E. ist dieses Konzept deshalb ein für die Idiomtranslatologie unnötiger Umweg. Die Übersetzung von Idiomen lässt sich generell auf strikt linguistischer Grundlage durchführen und kritisieren. Ich betrachte nicht, im Gegensatz zu idiomtranslatorischen Dogmatikern wie etwa KORHONEN (1991, 1992), die Ikonographie als ein per se translatorisch relevantes Merkmal. Bei der Idiomübersetzung ist meistens auch von keiner Relevanz, dass das Idiom nominationsmotivisch als eine Metapher beschrieben werden kann. Wichtig sind in erster Linie seine Gebrauchsregeln. Deswegen ist die im Fallbeispiel 2 erwähnte Kritik

Korhonens an Übersetzungen, die ikonographisch distanter sind als die von Korhonen aufgezeigte Alternative (2.1.2.), m.E. auch nicht relevant.

JENSEN (2005) sieht auch einen eindeutigen Zusammenhang zwischen „Expertentum“ und Metaphernübersetzung: Je mehr Erfahrung der Übersetzer hat, desto eher wird er „metaphorische Lösungen“ bevorzugen. Damit scheint bestätigt zu sein, dass eine metaphorische Lösung automatisch immer die adäquatere ist – vorausgesetzt natürlich, Erfahrung ist gleich Besser-Können. Aus theoretischen und empirischen Gründen hat diese Annahme für die Idiomübersetzung aber keine Gültigkeit: Im von mir untersuchten Material gibt es hinreichend Belege dafür, dass gut funktionierende empirische Übersetzungslösungen nicht-metaphorisch (hier: nicht-ikonographisch) sein können (Beispiel *få skovlen under ngn – jn erwischen*), und dass andererseits inadäquate empirische Übersetzungslösungen metaphorisch sind, während eine nicht-metaphorische besser, weil natürlicher gewesen wäre (Beispiel *sich bis auf die Knochen blamieren* vs. *blamere sig til skindet* vs. *blamere sig totalt*). Außerdem weist HÖNIG (1997:7) mit Recht darauf hin, dass sich die Übersetzungswissenschaft ihr Verstehen der Erkenntnis verdankt, dass sich übersetzerische Kompetenz nicht automatisch in der Ausübung des Berufs entwickelt.

Für die Übersetzung von Idiomem ist, nach einer arbitraritätstheoretischen Auffassung, nicht in erster Linie ihre eventuelle Metaphorizität relevant, sondern zuallererst ihre Gebrauchsregeln, die aber den Übersetzern nicht immer hinreichend bekannt sind. Deshalb wird die Autorenintention hinter dem Idiom manchmal missverstanden (überschätzt). Eine durch kognitive und kulturelle Idiomtheorien bewirkte Übersensibilisierung für den angeblichen kulturellen Inhalt von Idiomem kann vielmehr dazu führen, dass die Autorintention hinter einem Idiom missverstanden (überschätzt) wird.

11.11. Teilzusammenfassung

In diesem Teil wurde die Idiomäquivalenz im translatorischen Kontext untersucht, ein Begriff, der sich prinzipiell vom lexikologischen Idiomäquivalenzbegriff unterscheidet (vgl.a. REISS 1989). Äquivalenz in der Übersetzung ist nach NORD (1997:1997) ein normatives Konzept; sie ist aber gleichzeitig eines, das sich empirisch untersuchen lässt.

Ausgehend von einem funktionalistischen Übersetzungskonzept wurde festgestellt, dass die Übersetzer des Idiomkorpus die Idiomem in hohem Maße *dogmatisch* übersetzen. Ein Idiom wird in 58,1% der Fälle mit einem L2-Idiom wiedergeben, und zwar einem, das meistens dem Ausgangsidiom ikonographisch oder zumindest strukturell ähnlich ist. Dies ist aus der funktionalistischen Sicht nicht notwendig, solange die textuelle Äquivalenz gesichert ist. Es gibt zwar Ausnahmen vom „dogmatischen“ Übersetzen: Im Korpus kann durchaus eine hohe Diversität an Übersetzungstypen festgestellt werden; insgesamt 18 Typen wurden identifiziert. Die Tendenz zum „ikonischen“ Übersetzen ist trotzdem eindeutig. Diese „love of symmetry“ (NORRMAN 1999:60), die übrigens von vielen Übersetzungstheoretikern explizit propagiert wird, ist zwar nicht an sich problematisch. Sie führt aber in der Übersetzungspraxis häufig zu Problemen, weil sie für die Übersetzer offenbar wie eine „Zwangsjacke“ wirkt und damit indirekt inadäquate Lösungen generiert. Daraus resultierende konkrete Problembereiche sind u.a. fehlerhafte Dekodierung, Äquivalenzprobleme und unnatürliche Sprache im Produktionsteil (*Rezeptions-*

Produktions- und Äquivalenzprobleme). Es handelt sich, wie Fernando/Flavell (zit.n. BAKER 1992) hervorheben, um ein

„strong unconscious urge in most translators to search hard for an idiom in the receptor-language, however inappropriate it may be“

Die in den Übersetzungen festgestellten Probleme sind auch der Grund dafür, dass mit WANDRUSZKAs (1969:11) und KOLLERs (1974:18f.) Vorschlag, Übersetzungen würden sich für das Studium von Idiomen im interlingualen Bereich anbieten, vorsichtig umgegangen werden muss. Denn zuallererst spiegeln Idiomübersetzungen *Übersetzungsprobleme* wider, und nicht unbedingt interlinguale textuelle Gegebenheiten an sich.

Die Feststellung mehrerer Autoren (KOLLER 1974, KROHN 1994, NACISCIONE 2001b, BURGER 2003) gemachte Feststellung, Idiome würden literarisch und auch sonst sehr häufig modifiziert, konnte für das Material nicht ohne Einschränkungen bestätigt werden²⁴². Eigentliche Modifizierungen, verstanden als *formale* Modifikationen am Idiom, sind im Korpus sehr selten. Dieses Phänomen sollte darüber hinaus in einem größeren theoretischen Zusammenhang gesehen werden, nämlich dem der allgemeinen Idiom-Thematisierung. Selbst dieses Phänomen, das sich aus den vier Subtypen *semantischer*, *formaler*, *metakommunikativer* und *typographisch markierter* Idiomthematisierung zusammensetzt, kommt nur in 6,5% der untersuchten Idiomübersetzungsoperationen vor. Probleme beim Übersetzen bereiten v.a. die semantischen und formalen Thematisierungen, denn darin wird die Kompositionsstruktur remotiviert. Aufgrund der Nicht-Symmetrie von Idiominventaren können solche Thematisierungen häufig nicht adäquat übersetzt werden (vgl. KOLLER 1974:7).

Der häufig besprochene „Farbenreichtum“ (9.2.) von Idiomen muss als ein subjektiver Aspekt von Idiomen betrachtet werden, der für eine funktionalistische Übersetzungstheorie irrelevant ist. Der Eindruck, Idiome seien „farbenreich“, entsteht wohl primär in isolierten, nicht-kommunikativen und interlingualen Zusammenhängen, die übersetzerischen Problemstellungen fremd sind. Dementsprechend lehne ich die Kompensationsstrategie, zumindest als rigides Instrumentarium, beim Idiomübersetzen ab (DOBROVOL'SKIJ 1999, DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:66).

Als Erklärung der vorgefundenen Probleme bieten sich m.E. weder fehlende Metaphernkompetenz (ANDERSEN 2000; JENSEN 2005) – dass Idiome oft Metaphern sind, scheint für ihre Übersetzung keine wichtige Rolle zu spielen –, noch kulturalistische Thesen (TELIYA et al. 1998) an. In der Tat gibt es unter den 1161 Idiomen keine, bei denen von relevanten (d.h. synchron vorhandenen) „kulturellen Inhalten“ gesprochen werden kann. Vielmehr können die identifizierten Schwierigkeiten ohne Ausnahme rein linguistisch beschrieben werden. Sowohl die prägnante Tendenz zum dogmatischen Idiomübersetzen als auch die unterschiedlichen im Korpus auftauchenden Probleme lassen sich durch die besondere Semiotik von Idiomen erklären. Die Idiome scheinen „motiviert“ und in dem Sinne „ikonisch“ zu sein, als würde sich ihr Inhalt bereits im Ausdruck äußern. Durch diese scheinbare Motiviertheit wirkt die Arbitrarität der Idiome wie aufgehoben. Bei der gleichzeitigen Niedrigfrequenz vieler Idiome steigert sich die Wahrscheinlichkeit, dass die Übersetzer

²⁴² Die 40% Formvariation bei englischen Idiomen in der Bank of English (MOON 1996:246) haben mit Modifizierung nichts zu tun, denn Variation ist ein System- (oder lexikalisches, SVENSÉN 2004:240) und kein pragmatisches Phänomen (vgl.a. BURGER 2003:25ff.).

„ikonizistisch“ übersetzen. Dies geschieht vermutlich häufig aus der Annahme heraus, der Autor habe mit der prägnanten Ausdrucksstruktur und Ikonographie des Idioms eine besondere Intention gehabt (Metaphernhypothese). Man verliert aus den Augen, dass es sich bei Idioms um einen in erster Linie sprachsystematisch kodierten Inhalt handelt, der durch eine Kombination aus rein linguistischen und textanalytischen Mitteln eruierbar ist (vgl. HÖNIG 1997:104). Dabei ist die Kenntnis des Sprachsystems eine unabdingbare Voraussetzung der Textanalyse.

Die Arbitrarität bei gleichzeitiger Motivierbarkeit und semiotischer Unauffälligkeit (wegen graphischer Disjunktheit) macht Idiome (i.e.S.) zu einem besonderen Übersetzungsproblem. Die einzige sichere Beurteilung von translatorischer Idiomäquivalenz basiert auf einer tiefen lexikologischen Systemanalyse und der genauen textuellen Interpretation des aktuellen Idiomkontextes. Nur so können eventuelle systemisch abweichende Realisierungen im konkreten Text aufgespürt werden. Zwar kann

„the meaning or function of a text[...] [not] simply be extracted by anyone who knows the code“
(NORD 1997:31)

Die lexikologische Systemkenntnis ist aber andererseits eine nicht wegzudenkende Grundlage für Übersetzer. Die analysierten Übersetzungsprobleme zeigen deutlich, dass Textanalyse allein das erwünschte Ergebnis nicht liefern kann, der aktuelle Kontext reicht auch nicht unbedingt aus, um zum konventionellen Inhalt hervorzustoßen.

Die semiotische Spannung – und nicht Gegensatz – zwischen der Motivierbarkeit und der Arbitrarität der Idiome (8.9.) scheint die empirischen Idiomübersetzungsprobleme erklären zu können, die in der untersuchten Auswahl an Übersetzungen vorkommen. Interpretationen, die über eine rein linguistische Erklärung hinausgehen, darunter metaphortheoretische und kulturalistische, scheinen dabei gar nicht nötig bzw. inadäquat zu sein.

Idiomäquivalenz im translatorischen Kontext ist zwar zunächst ein Textäquivalenz-Phänomen. Wie die Untersuchungen dieses Teils gezeigt haben, ist die textuelle Äquivalenz idiomhaltiger Sequenzen aber von den kontrastiv-lexikologischen Verhältnissen stark abhängig, weil Idiome ikonisch und am Sprachsystem gebunden sind.

12. Lexikographischer Teil

12.1. Einleitung

In WIEGAND (2002b) wird dafür argumentiert, dass die Lexikographie einen eigenen Äquivalenzbegriff braucht, die von der kontrastiven Linguistik und der Übersetzungsforschung unabhängig ist. Er stellt in einem späteren Artikel (2005:22) fest, dass die Isomorphie der semantischen Struktur von Sprachzeichen auf der Ebene des Sprachsystems als Äquivalenzkriterium für die Wörterbuchforschung denkbar ungeeignet sei. Mit Ausgangspunkt in dieser theoretischen Prämisse geht es mir in diesem Abschnitt darum, die Untersuchung der Idiomäquivalenz in den Makrokontext *bilinguale Wörterbücher* zu verlegen und einen spezifisch *lexikographischen* Idiomäquivalenzbegriff zu formulieren.

Kontrastive Phraseologie betreffe nach BURGER et al. (1982:295) „zunächst die ein- und zweisprachigen Wörterbücher“. M.E ist dies nicht zutreffend, denn wie bereits argumentiert besteht kein direkter, nur ein indirekter Zusammenhang zwischen diesen Gebieten. Häufig werden in interlingualen Arbeiten – wenn überhaupt – nur zwei Hauptbereiche unterschieden, nämlich *kontrastive Linguistik*²⁴³ (hier: kontrastive Lexikologie) und *Translationswissenschaft* (z.B. CHESTERMAN 1998, PARIZOSKA 2005:327). Damit wird (mindestens) ein theoretisch eigenständiges Gebiet übersehen: die *bilinguale Lexikographie*. In den vorigen Abschnitten wurde der Gegenstand Idiomäquivalenz relativ zu den beiden ersteren Disziplinen untersucht. In diesem Teil wird die „triadische Perspektive“ dieser Arbeit vervollständigt, indem lexikographiespezifische Probleme der Idiomäquivalenz untersucht werden. Dabei sollen zwei Fragen beantwortet werden:

- (1) Wie ist der Begriff „Idiomäquivalenz“ im lexikographischen Kontext zu verstehen?
- (2) Bestehen auf bestimmten Ebenen der bilingualen Lexikographie prägnantere Idiomäquivalenzprobleme als auf anderen?

Nach einer sehr kurzen Forschungsübersicht über Phraseologie und Idiomäquivalenz in bilingualen Wörterbüchern – das Thema wurde bereits in der Forschungsbesprechung berührt (6.) –, wird, ausgehend von zwei metalexikographischen Ansätzen, das spezifisch Lexikographische an der Idiomäquivalenz anhand einer Auswahl an neueren²⁴⁴ bilingualen Wörterbüchern mit Dänisch und Deutsch untersucht.

12.2. Zur Thematisierung von Idiomäquivalenz in der Metalexikographie

In den letzten 20 Jahren sind relativ viele Untersuchungen zur Phraseologie und Lexikographie durchgeführt worden. Nur eine kleine Menge davon beschäftigt sich aber mit *bilingualen* Problemen. BURGER (2003:170ff.), der immerhin auf 24 Seiten das Problem Phraseologismen im „Wörterbuch“ diskutiert, handelt den bilingualen Aspekt mit ein paar Zeilen ab. Weitere Beispiele sind DITTMER (1981), BURGER et al. (1982:295ff.), SCHMID (1989), KROMANN (1989), SCHEMANN (1990), HESSKY 1992, DOBROVOL'SKIJ (1997b, 1999b, c, 2000, 2002), KIM-WERNER (1998), FARØ (2000a), NILSSON (2003), HALLSTEINSDÓTTIR (2006a, b) und PIRTTISAARI (2005). Was von diesen Arbeiten aber überraschenderweise wenig diskutiert wird, ist die hier im Zentrum stehende Äquivalenzfrage. Falls sie überhaupt besprochen wird, handelt es sich in den allermeisten Fällen um nicht-metatheoretische Zugänge, die sich auf das reine Feststellen von Äquivalenz oder Nicht-Äquivalenz beschränken (vgl. 6.3.2.). Mit Aussagen wie die von BURGER (2003:170), dass in Bezug auf Phraseologie

„die meisten zweisprachigen Wörterbücher mit Deutsch als der einen Sprache schlechter als die einsprachigen“

²⁴³ Da die KL traditionell im engen Zusammenhang mit der Sprachlehrforschung gesehen wurde (REIN 1983), kann diese z.T. auch darunter subsumiert werden.

²⁴⁴ Etwa 1990-2005.

seien, ist es nicht getan, v.a. wenn nicht präzisiert wird, nach welcher lexikographischen Theorie und welchen Bedürfnissen sie „schlecht“ sind (vgl.u.). DOBROVOL'SKIJ (2002:446) gehört zu den wenigen Metalexikographen, die tatsächlich das Äquivalenzproblem diskutieren. Er kritisiert die fehlende lexikographische Relevanz der bereits besprochenen „Äquivalenztypen“ (vgl. 6.3.1.):

„vom Standpunkt des Wörterbuchbenutzers aus ist es unwichtig, ob ein Idiom der[...] L1 in [...] L2 mit einem absoluten (a), einem partiellen (b) oder einem nichtidiomatischen Äquivalent übersetzt [sic!] wird. Wichtig ist nur der Grad der funktionalen Äquivalenz, d.h. wenn der Benutzer die L2-Übersetzung [sic!] in den gleichen funktionalen Domänen wie die entsprechende L1-Einheit gebrauchen kann, erfüllt der betreffende Wörterbuchartikel seine Aufgabe“

Auch DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005) beschäftigen sich mit (fehlender) Idiomäquivalenz in der Lexikographie. Ihr Zugang ist dem hier verfolgten nicht unähnlich, da sie konkreten Wörterbuch-Idiomäquivalenzen kritisch gegenüberstehen. Trotzdem kann ein wichtiger Unterschied identifiziert werden. Zunächst ein paar Beispiele für die Argumentationsweise der Autoren:

“Thus, all bilingual dictionaries which consider these two idioms absolute equivalents[...] give the user misleading information” (70)

“Although the German [...] and the Russian idiom[...] are traditionally regarded as full equivalents [...], they differ with regard to both actual meaning and image component” (72)

„Idioms [X] and [X] are not equivalent as erroneously assumed in many dictionaries“ (75)

Dazu sollen vorläufig folgende Anmerkungen gemacht werden: Erstens kann aus der konkreten Wörterbuchbehandlung nicht unbedingt geschlossen werden, dass die Lexikographen die Idiome tatsächlich als „full equivalents“ betrachten. Vielleicht haben sie durchaus ihre Gründe gehabt, Divergenzen in Kauf zu nehmen. Zweitens – und dies ist wichtiger – ist aus der Sicht dieser Arbeit die *monolithische*²⁴⁵ Kritik der beiden Autoren an die Äquivalenzrelationen problematisch. Ihr Zugang unterscheidet sich nämlich nicht grundsätzlich von einer lexikologischen Untersuchung (10.). Sie stellen einfach fest, dass die Wörterbücher Äquivalenz suggerieren, wo keine ist. Dieser Zugang kann differenziert werden.

12.3. Das spezifisch Lexikographische: Zwei Theorien

Aus Platzgründen kann hier nicht die gesamte metalexikographische Diskussion über bilinguale Wörterbücher (s.u.a. WIEGAND 2000), sondern nur zwei wichtige Theorien berücksichtigt werden. Es handelt sich um zwei neuere metalexikographische Konzeptionen, (1) die „Aktiv/Passiv-Theorie“ von Kromann et al. und (2) der „lexikographische Funktionalismus“ der (hauptsächlich) Aarhuser Schule.

12.3.1. Zur „Aktiv/Passiv-Theorie“

Die Aktiv/Passiv-Theorie (APT) („The active-passive principle“, KROMANN et al. 1991:2720) wurde systematisch von KROMANN et al. (1984) entwickelt. Die Theorie geht aber auf die Arbeit von Ščerba (1940) zurück (dazu MIKKELSEN 1984). Es handelt sich stark vereinfacht um einen Zugang zur Lexikographie, der systematisch

²⁴⁵ Auch DOBROVOL'SKIJs (2000:169) Kritik existierender Wörterbücher, dass sie „do not allow us to find parallel expressions which can be used equally in all the relevant cases“ ist monolithisch. Was sind übrigens „the relevant cases?“.

zwischen vier grundverschiedenen Typen bilingualer Wörterbücher unterscheidet, nämlich (1) *aktive für Muttersprachler*, (2) *passive für Muttersprachler*, (3) *aktive für Nicht-Muttersprachler*, und (4) *passive für Nicht-Muttersprachler*. Jedem Typ ist ein eigenes Informationsinventar eigen, denn in der APT sind Form (Wörterbuchtyp) und Funktion (lexikographische Angaben) nach festen Gesetzen interdependent.

Die APT geht – im Gegensatz zum lexikographischen Funktionalismus²⁴⁶ – explizit auf phraseologische Einheiten ein (vgl.a. HESSKY 1992), wobei „Phraseologie“ i.e.S. verstanden wird (7.6.) und die Bezeichnung „idiosynkratische Syntagmen“ das kollokationelle Inventar abdeckt. Die Kollokationen sind bei der Textrezeption transparent (KROMANN et al. 1984:208), sind in L2 aber unvoraussagbar, weshalb

„eine bis in die Einzelheiten eindringende Beschreibung der zu vereinbarenden lexikalischen Einheiten für den Benutzer eines aktiven Wörterbuchs notwendig ist“ (op.cit:209)

Dagegen brauchen sie „wegen der semantischen Transparenz und der muttersprachlichen Kompetenz im passiven Wörterbuch“ u.U. nicht registriert zu werden. Damit ist „ein deutlicher Unterschied zwischen dem aktiven und passiven Wörterbuch“ festzustellen (211). Bei den Idiomen (hier: i.w.S.) verhält es sich dagegen anders. Diese

„sind möglichst erschöpfend in das passive Wörterbuch aufzunehmen, weil der Benutzer beim Verstehen fremdsprachiger Texte keine Chance hätte, wenn er aufgrund der Bedeutung der jeweiligen Einheiten das Gemeinte erraten sollte. Wegen der fehlenden semantischen Transparenz dieser Syntagmen ist er auf das passive Wörterbuch angewiesen“ (ebd.; s.a. SVENSÉN 2004:245)

KROMANN et al. (ebd.) problematisieren dagegen den Sinn von Idiomen im L1-L2-Wörterbuch und SVENSÉN (2004:245f.) spricht von einem „Luxusartikel“. KROMANN et al. (ebd.) weisen schließlich darauf hin, dass das Problem „tiefergehender Überlegungen“ bedarf. In KROMANN et al. (1991:2722) werden diese Überlegungen dann ergänzt:

„It is however an indispensable requirement, that the English-German dictionary presents exactly those constructions that cannot be translated directly into German. Consequently not all the possible phrases should be selected and presented in the bilingual dictionary – only those that are unpredictable for the translator [sic!]”

Dabei müssen

“the true idioms[...] be given in both active and passive dictionaries, because they have the same status as lexical units” (ebd.)

Zunächst sind mir ein paar präliminäre Einwände gegen die APT relevant: Einmal fällt auf, wie sehr sie auf „Übersetzung“ fokussiert (z.B. 2725). Dabei werden bilinguale Wörterbücher nicht nur für Übersetzung verwendet, vielleicht sogar recht wenig, weshalb „translation dictionary“ (ebd.) kein geeigneter Terminus für allgemeine bilinguale Wörterbücher ist (vgl. BERGENHOLTZ 1997). Wörterbücher sind auch nicht „aktiv“ oder „passiv“: Die Wörterbücher sind an sich immer passiv, während der Wörterbuchbenutzer ohne Aktivität nichts erreicht. Nach MOGENSEN (2005:165) ist die „aktiv/passiv“-Unterscheidung sogar „vom heutigen Forschungsstand aus betrachtet überholt“, spricht: wegen des lexikographischen Funktionalismus. Nach HALLSTEINSDÓTTIR (im Druck, b) ist die APT v.a. für die kommerzielle Lexikographie von Interesse, weil sie den Verkauf von möglichst vielen

²⁴⁶ Ein paar Untersuchungen, die sich explizit diesem Problem annehmen, sind aber im Druck: BERGENHOLTZ/VRANG und LEROYER. Vgl. FARØ (2004b) sowie BERGENHOLTZ (im Druck).

unterschiedlichen monofunktionalen Wörterbüchern legitimiert. Ein weiteres Problem sind die Auswahlkriterien der Idiome in der APT: „only those that cannot be translated directly into German“ und „only those that are unpredictable for the translator“. Es scheint sich hier um die Richtung L2-L1 zu handeln, aber was ist mit „unpredictable“ gemeint? Und sollen wirklich nur die ‚nicht direkt übersetzbaren‘ selektiert werden? Ist dies nicht mit dem Gebot „both active and passive dictionaries“ unvereinbar?

Meine Antwort auf diese Unklarheiten ist, dass die Idiome grundsätzlich zwar in beide Wörterbuchtypen hingehören, weil – wenn man von L1 ausgeht – die Existenz möglicher äquivalenter Idiome in L2 unvorhersagbar ist, und die Bedeutung unbekannter Idiome in L2 nicht unbedingt – oder laut der Idiom-Semiotik der vorliegenden Arbeit: prinzipiell *niemals* – vorhersagbar ist. Andererseits werden beim Idiomrezipieren „Ratestrategien“ verwendet (vgl. HALLSTEINSDÓTTIR 2001:210f.; SVENSSON, in Arbeit): Wenn dänische Leser z.B. dem Idiom *die Rechnung ohne den Wirt* begegnen, gehen sie vermutlich davon aus, dass dessen Bedeutung mit der des I-DÄs äquivalent ist, falls dies mit dem aktuellen Kontext übereinstimmt. Aus dieser Überlegung wäre *die Rechnung ohne den Wirt machen* im L2-L1-Teil eines bilingualen Wörterbuchs für Dänen nicht unbedingt notwendig, und zwar aufgrund des „kontrastiven Prinzips“ (vgl. FARØ im Druck, c).

Die ATP hat also in diesem Vorstadium der Analyse einige Schwächen. Wenn man sie vom Gesichtspunkt des LF aus betrachtet, hat sie mehr und vor allem größere.

12.3.2. Der lexikographische Funktionalismus

Wie auch im theoretischen (3.1.) und translatorischen (11.) Teil ist ein Zweig des allgemeinen wissenschaftlichen Funktionalismus die Hauptgrundlage des vorliegenden Großabschnitts. Ein adäquater theoretischer Hintergrund auch für die Diskussion von Idiomäquivalenz in Wörterbuch scheint mir somit der lexikographische Funktionalismus zu sein, der vor allem von TARP (u.a. 1994, 1995, 2002, 2004a, 2004b) und BERGENHOLTZ/TARP (u.a. 2002, 2003, 2004, 2005) entwickelt wurde²⁴⁷. Was die Funktionslehre interessant macht, ist ihre theoretische Insistenz, dass ein Wörterbuch nicht in erster Linie ein Buch mit Wörtern und Wendungen ist (der „linguistic approach to lexicography“, TARP 2005b:32), sondern ein *Werkzeug* (z.B. Bergeholtz 1997, TARP 2005:15; vgl. bereits WIEGAND 1989), das eine Menge expliziter Funktionen zu erfüllen hat. Erst die Reflexion über diese Funktionen berechtigt dazu, sich Überlegungen über die Aufnahme und Handhabung einzelner Lemmatypen zu machen, darunter auch idiomatischer solcher.

Es wurde m.W. bisher nicht theoretisch über Idiomäquivalenz (i.e.S.) in bilingualen Wörterbüchern reflektiert, indem explizit der Ausgangspunkt in eine elaborierte lexikographische Funktionstheorie wie die LF genommen wurde²⁴⁸. Hier soll zumindest der Ansatz dazu getan werden.

²⁴⁷ Mit einer Kontroverse darüber, wer der Urheber dieser Theorie ist, wurde die lexikographische Gemeinschaft bereits bereichert, s. WIEGAND (2002) vs. BERGENHOLTZ/TARP (2002, 2004b).

²⁴⁸ WIEGAND (2005) ist nicht spezifisch auf die Idiomatik i.e.S. angeschnitten, DOBROVOL'SKIJ (1999c) und DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN (2005) sind wie bereits gezeigt (6.2.) nur ansatzweise, keineswegs genuin funktionalistisch. Außerdem fehlt ihnen eine radikal funktionalistische Wörterbuchtheorie.

12.3.2.1. „Bilinguale Wörterbücher“?

Der lexikographische Funktionalismus impliziert eine Relativierung der tradierten lexikographischen Gattungsvorstellungen. Er will „nicht nur von der rückschauenden Beobachtung vorliegender Wörterbücher“ ausgehen:

„In der Funktionslehre wird[...] von den Wörterbuchfunktionen ausgegangen, nicht von vorliegenden mehr oder weniger gut gelungenen Wörterbüchern“ (BERGENHOLTZ/TARP 2002)

Dementsprechend wurde auch der Begriff „bilinguales Wörterbuch“ als relevante theoretische Größe in Frage gestellt (vgl. TARP 2005 und LEXICONORDICA 11). Da „bilinguales Wörterbuch“ keine feste Größe ist – „bilinguale“ Wörterbücher sind nach TARP (2004b) übrigens immer mehr oder weniger bilingual, niemals einfach „bilingual“ –, und da zwischen dem Anspruch auf „Bilingualität“ und den dargebotenen lexikographischen Funktionen keine eindeutige Beziehung besteht, muss dieser Begriff nach Tarp infrage gestellt werden:

„Theoretisch gesehen ist eine Typologisierung nach Wörterbuchfunktionen grundlegend für die Lexikographie, weit mehr als die äußeren Kennzeichen wie monolinguales Wörterbuch, bilinguales Wörterbuch, Bedeutungswörterbuch, Anglizismenwörterbuch“ (BERGENHOLTZ/TARP 2002)

Nichtsdestoweniger wurde später empfohlen, die Bezeichnung aus praktischen Gründen in der lexikographischen Werkstattssprache beizubehalten. Man sollte sich aber hüten, funktionale Schlussfolgerungen aus dem Begriff zu ziehen (BERGENHOLTZ/MALMGREN 2004).

12.4. Welche lexikographische Theorie?

Die APT ist – zumindest in ihrer ursprünglichen Form – also ziemlich spezifisch auf bilinguale Wörterbücher ausgerichtet, während der lexikographische Funktionalismus eher als eine lexikographische Basistheorie bezeichnet werden kann, die zwischen mono- und bilingualen Wörterbüchern keinen prinzipiellen Unterschied macht. Die Frage ist, welche dieser beiden Theorien die Grundlage der empirischen Analyse lexikographischer Idiomäquivalenz am adäquatesten unterstützen kann. Zwar meine ich, dass die Funktionslehre im Prinzip die adäquatere, weil flexiblere Theorie ist. Andererseits können die Einsichten der APT, trotz verschiedener Defizite, nicht sämtlich von der Hand gewiesen werden. Weiter wäre anzumerken, dass auch die APT durchaus funktionalistische Merkmale aufweist, denn auch hier sollen die Bedürfnisse des Benutzers den Ausgangspunkt der lexikographischen Disposition bilden sollten. Entscheidender Unterschied ist aber, dass Kromann et al. diese Bedürfnisse mit einer spezifischen lexikographischen Gattung verknüpfen, während die Funktionslehre offen lässt, wie sie erfüllt werden. Andererseits ist, seitdem die APT veröffentlicht wurde, die entscheidende lexikographische Erneuerung passiert, dass Wörterbücher immer mehr elektronisch²⁴⁹ vorliegen²⁵⁰, was der Theorie gewisse Hindernisse in den Weg legt.

Die Konsequenz aus diesen Überlegungen ist, dass anstelle einer konsequent monotheorischen Analyse der lexikographischen Idiomäquivalenz, beide Theorien flexibel eingesetzt werden. Der theoretische Ausgangspunkt ist dabei, dass die Funktionslehre die Grundlage aller lexikographischer Arbeit ausmachen sollte. Andererseits bildet die APT – zumindest in modifizierter Form – einen potenziell

²⁴⁹ Siehe dazu den Themenband LEXICONORDICA 12.

²⁵⁰ Hallsteinsdóttir hat mehrmals auf den prinzipiellen theoretischen Unterschied zwischen Print- und elektronischer Lexikographie hingewiesen (u.a. in HALLSTEINSDÓTTIR im Druck, b).

applizierbaren „Oberbau“, der zwar nicht mit der Funktionslehre theoretisch zusammenhängt, mit ihr jedoch auch nicht grundsätzlich unvereinbar ist. Es wäre deshalb für die weitere Forschung noch zu überlegen, ob und ggf. wie die Inhalte der APT und der Funktionslehre sinnvoll verbunden werden könnten.

12.5. Lexikographische Funktionen

Lexikographische Funktionen, die nach WIEGAND (2002a) „wichtige lexikographische Entscheidungen determinieren“ – m.E. determinieren sie auch das Problem Idiomäquivalenz im Wörterbuch –, verstehen BERGENHOLTZ/TARP (2002) als Hilfeleistung für die Lösung der Problemfälle, die bei vorgesehenen Benutzern in vorgesehenen Situationen aufkommen können. Damit handelt es sich um einen terminologischen Gebrauch des Wortes „Wörterbuchfunktion“ (WIEGAND 2002a).

TARP (2004b) erwähnt 9 lexikographische Funktionen, die bei der Konzipierung eines Wörterbuchs in Frage kommen, und betont, dass wahrscheinlich weitere denkbar sind. Es handelt sich um Funktionen innerhalb der Grobkategorien (a) *kommunikations-* und (b) *wissensorientierte* Funktionen. Abgesehen davon, dass vielleicht nicht so sauber zwischen „Kommunikation“ und „Wissen“ unterschieden werden kann (vgl. 12.7.), ist eine solche „Atomisierung“ der lexikographischen Funktionen jenseits aller tradierten Gattungsvorstellungen von kaum zu überschätzendem Wert. Es handelt sich bei TARP (2004b:16f.) um folgende Funktionen²⁵¹:

- 1) bei der Textrezeption in der Muttersprache helfen
- 2) bei der Textproduktion in der Muttersprache helfen
- 3) bei der Textrezeption in einer Fremdsprache helfen
- 4) bei der Textproduktion in einer Fremdsprache helfen
- 5) bei der Übersetzung aus der Muttersprache in eine Fremdsprache helfen
- 6) bei der Übersetzung aus einer Fremdsprache in die Muttersprache helfen
- 7) generelles kulturelles und enzyklopädisches Wissen vermitteln
- 8) Spezialwissen über ein Fachgebiet vermitteln
- 9) sprachliches Wissen vermitteln

Diese Funktionen²⁵² sollten bei der Wörterbuchkonzeption die entscheidende Rolle spielen und nicht das Format oder die Gattung des Wörterbuchs. Auch bei der Untersuchung der lexikographischen Idiomäquivalenz sind diese Funktionen zentral (vgl. die Überlegungen HALLSTEINSDÓTTIRs im Druck, a). Ich diskutiere in 12.10. eine Auswahl an lexikographischen Funktionen unter dem Aspekt Idiomäquivalenz und die Handhabung dieses Problems durch verschiedene Wörterbücher.

12.6. Die Wörterbücher und ihre ex- und impliziten Funktionen

Die untersuchte Empirie besteht in einer traditionellen Typologie-Optik zunächst aus (1) einer großen Gruppe von Allgemeinwörterbüchern (MU, GY_{1, 2, 3}, PON, LA, GA₁, 2) und (2) einer kleinen Gruppe von phraseologischen Spezialwörterbüchern (HØ, TA,

²⁵¹ Bearbeitung durch KF.

²⁵² Z.T. sind die Funktionen mit WIEGAND (2002a, 2005) daraufhin zu differenzieren, dass es sich um *gestörte* Kommunikationssituationen handelt.

JE). Eine solche Aufteilung ist funktionalistisch nicht zwingend und sagt auch nicht unbedingt etwas über den Inhalt der Wörterbücher aus. Trotzdem scheint mir berechtigt davon auszugehen, dass mit Spezialwörterbüchern generell ein weiterer Erwartungshorizont verbunden ist, sowohl was die Quantität als auch was die Qualität der Idiom-Behandlung betrifft. Ob diese Erwartung zutrifft, steht natürlich auf einem anderen Blatt.

Um diese Wörterbücher aus ihren eigenen Prämissen untersuchen zu können, braucht man Informationen darüber, welche lexikographischen Funktionen sie zu erfüllen beanspruchen²⁵³, darunter auch welche Benutzer vorgesehen sind. Diese Informationen sind idealerweise im Umtext zu finden (vgl. dazu NIELSEN 2005). Es können zwei Arten von Hinweisen auf Benutzergruppen und Funktionen festgestellt werden: (a) *explizite* und (b) *implizite*. Die impliziten sind solche, die sich z.B. aus der Präsentationsform herleiten lassen; darauf wird im nächsten Abschnitt eingegangen.

12.6.1. Zur Benutzersprache

Wenn ein Wörterbuch wie LA zwei Umtexte enthält, einen auf Deutsch und einen auf Dänisch, muss man daraus schließen können, dass sowohl deutsch- als auch dänischsprachige Benutzer vorgesehen sind. Dies kommt nur in einem Fall vor. Dagegen scheint das in Deutschland verlegte PON nur für Deutschsprachige gedacht zu sein. Alle anderen untersuchten Wörterbücher scheinen für dänischsprachige Benutzer konzipiert zu sein. Darauf deuten Elemente wie Um- und Metatext hin, aber auch explizite Angaben wie in GA₁, dessen wichtigste Funktion es ist zu helfen, „ein echtes, alltägliches Deutsch hervorzubringen“ (S. 5, m.Ü.). Auch GY₃ deutet zumindest an, dass seine vorgesehenen Benutzer Dänen sind, denn seine Primärfunktion ist es, als Werkzeug bei der Rezipierung von *deutschen* Texten zu helfen (S. 7).

In den allermeisten Fällen wird in den untersuchten Wörterbüchern aber *nicht* explizit gesagt, an welche Muttersprachler sie sich wenden.

12.6.2. Zum Benutzerniveau

Zu den Funktionen i.w.S. kann auch das Sprachniveau des Benutzers gerechnet werden, d.h. wie weit sein Sprachlernprozess fortgeschritten ist. Dieser Faktor ist für die Selektion und Gestaltung des Wörterbuchs nicht unwesentlich.

GA₁ ist z.B. für „junge und erwachsene Anfänger“ [m.Ü.] konzipiert (5). Es ist so aufgebaut, dass es dem Benutzer dazu befähigt, „ein echtes, alltägliches Deutsch hervorzubringen“. GY₃ dagegen ist nicht nur für Fortgeschrittene, sondern auch für „professionelle“ (7) Benutzer gedacht. Mit GY₂'s „Schule, Arbeit und Freizeit“ wird nur scheinbar ein Niveau angedeutet, denn die Allgemeinheit dieser Kontexte heben sich fast gegenseitig auf: Es ist offenbar *kein* Lernerwörterbuch. Sonst wird in den untersuchten Wörterbüchern kaum über das Benutzerniveau informiert.

Da die Idiomatik der jeweiligen Fremdsprache wohl allen Sprachbenutzern Schwierigkeiten bereitet, besteht zwischen Idiomatik und Benutzerniveau nur insofern ein Zusammenhang, als mit der APT und SVENSÉN (2005, s.a. Kap. 12.3.1.) Idiome als *Produktions*problem wohl realistisch kaum zu den wichtigsten Anfänger-Prioritäten gehören (vgl. nächsten Abschnitt): Es wäre didaktisch sicherlich verfehlt, Anfänger zur

²⁵³ Angaben über die Handhabung des Problems Idiomäquivalenz sind, was wenig überrascht, nirgendwo zu finden.

Produktion von Idiomem i.e.S. aufzufordern, so lange grundlegendere Probleme wie Grammatik und Basiswortschatz nicht gesichert sind. Ohne Idiome lässt sich im Prinzip gut leben (vgl. REICHMANN 2004).

12.6.3. Zu den Funktionen (i.e.S.)

Als Funktionen im *engeren* Sinn kann man die von Tarp (12.3.2.) besprochenen 9 rechnen, während das bereits erwähnte Niveau und die des Benutzer-Muttersprache Funktionen im *weiteren* Sinn sind. Es gibt in dieser Hinsicht grundsätzlich zwei Kategorien von Wörterbüchern: eine, die mit ihren beabsichtigten Funktionen recht explizit umgehen (aber meistens ohne sie erschöpfend zu verbalisieren), und eine, die sie gar nicht erwähnt. Der letzteren Gruppe gehören GY₁, GY₂, PON, JE und LA an. Auch TA, das einfach (monolithisch) angibt, dass „in vielen Fällen englische, deutsche und französische Redensarten [existieren], die der dänischen entsprechen“ (18, m.Ü), gehören dieser Kategorie an. Was unter „Entsprechung“ verstanden werden soll, wird nicht erklärt.

Zu den funktional informativen Wörterbüchern gehören dagegen (a) GA₁, (b) GY₃ und (c) GA₂, bei denen es sich jeweils um ein (a) primär Produktions- (5), (b) ein primär Rezeptionswörterbuch (7) und um ein (c) Wörterbuch, das explizit beide Funktionen abdecken will, und zwar sowohl schriftlich als auch mündlich.

Bei der expliziten Angabe von Wörterbuchfunktionen kommt es nicht auf die Terminologie an: GY₃ bedient sich der Fachterminologie („reception“), was nicht unbedingt benutzerfreundlich ist, während GA₁ und GA₂ die Funktionen gemeinsprachlich erklären. Dasselbe tut auch das sehr funktionsexplizite HØ: Ganze *fünf* Wörterbuchfunktionen werden hier beansprucht: (1) „Für eine große Menge dieser Ausdrücke gilt, dass ihre Bedeutung nicht ohne Weiteres aus den Einzelelementen[...] hergeleitet werden können [= *Rezeption*]. (2) Gerade deshalb sind die Idiome ein schwieriges Gebiet für alle, die eine Fremdsprache lernen wollen [= *Sprachlernen*]“[...]. Das Wörterbuch werde „hoffentlich ein nützliches Hilfsmittel darstellen, (3) in dem man Entdeckungen machen kann“ [= *Lexikotainment*]. Außerdem werden (4) das Reden [= *mündliche Produktion*] und (5) Schreiben [= *schriftliche Produktion*] „eines lebendigen und modernen Deutsch“²⁵⁴ erwähnt. Selbstverständlich ist dies nicht gleichbedeutend damit, dass die angeführten Funktionen tatsächlich auch eingehalten werden.

Insgesamt werden, von ein paar besprochenen Ausnahmen abgesehen, in den untersuchten Wörterbüchern wenig Funktions- und Benutzerauskünfte gegeben, was der Analyse von Idiomäquivalenzproblemen Hindernisse in den Weg legt (s.u.). Übrigens kann man feststellen, dass dieses Inventar an bilingualen Wörterbüchern anscheinend das Wörterbuch-Modell von KROMANN et al. (1984, 1989) im Groben und Ganzen bestätigt: Nur *ein* Wörterbuch ist anders konzipiert, als die APT es vorschreibt, nämlich LA, das sowohl für Deutsche als auch Dänen konzipiert ist. Die Frage ist aber erstens, ob die Wörterbücher optimale Realisierungen der APT sind, zweitens ob die Forderung der APT überhaupt relevant ist. Zumindest zeigt die aktuelle Lage, dass sie in diesem Sinn die *realistischere* Theorie ist, was der lexikographische Funktionalismus kaum verneinen würde.

²⁵⁴ Generell: M.Ü.

12.7. Default- und Spezialfunktionen

Es besteht also für die lexikographische Analyse das grundlegende methodische Problem, dass man wenig Einblick in (1) die Funktionen bekommt, die die Wörterbücher zu erfüllen beanspruchen, wie KROMANN et al. (1991:2713) festgestellt haben, und (2) darin, wie die Idiomäquivalenz gehandhabt wird. Man kann diese „fehlenden“ metalexikographischen Angaben im Umtext zwar kritisieren (TARP 2001), die Konklusion ist aber nicht unbedingt, dass somit keine Analyse der lexikographischen Idiomäquivalenz möglich ist, sondern eine Lösung wäre, von lexikographischen *Default-* und *Spezialfunktionen* auszugehen. Defaultfunktionen sind solche, von deren Erfüllung der Wörterbuchbenutzer, wenn keine expliziten Angaben vorliegen, in jedem Fall ausgehen kann, während Spezialfunktionen nicht vorausgesetzt werden können und deshalb extra angegeben werden müssen.

In Bezug auf Idiomatik definiere ich folgende Funktionen in einem bilingualen Wörterbuch als Defaultfunktionen: solche, die helfen sollen, grundlegende *kommunikative* Probleme zu lösen. Diese Funktionen müssen dabei auf einem funktionalen Äquivalenzbegriff basieren (5.4. und 12.3.2.). Damit nähern wir uns für die Lexikographie einer theoretischen Verknüpfung des Begriffs Äquivalenz mit dem der Funktion. Als Spezialfunktionen betrachte ich dagegen (a) *Hinweis auf konvergentes, aber nicht funktional äquivalentes Idiom in L2*; (b) *Einsicht in die L2-Idiomkomposition*; (c) *etymologische Motivierung des L2-Idioms*. Es handelt sich um solche Funktionen, die unter TARPs (1998) „wissensbezogene Funktionen“ subsumiert werden können, auch wenn sie natürlich im gewissen Sinn auch sprachlich sind.

Die Annahme von Default- und Spezialfunktionen ist eine pragmatische Maßnahme, die keineswegs mit traditionellen Auffassungen davon, was ein bilinguales Wörterbuch enthalten *muss*, gleichgesetzt werden soll. Vielmehr ist sie eine Folge davon, dass die Wörterbücher diese Angaben nicht selbst machen.

12.8. Analysen

Abgesehen von lexikographischen Funktionen (s.o.), die auch auf bestimmte Benutzergruppen zu differenzieren sind (v.a. Muttersprachler vs. Nicht-Muttersprachler und z.B. Lerner vs. Fortgeschrittene), umfasst ein Wörterbuch einen „Gegenstandsbereich“ (BERGERNHOLTZ/TARP 2002). Obwohl die untersuchten Wörterbücher meistens mehr enthalten, werde ich nur den Gegenstandsbereich *Idiome* analysieren, und zwar in Bezug auf Äquivalenz Dänisch-Deutsch und umgekehrt. Im Folgenden wird die Behandlung einer Auswahl von empirischen Problemen unter dem Aspekt Idiomäquivalenz analysiert. Es ist dabei v.a. zu untersuchen, inwiefern die Wörterbücher kommunikative Defaultfunktionen lösen, wobei vom LF ausgegangen wird. Wenn es relevant scheint, wird auch die APT eingesetzt. Dabei sind eine wichtige Teilgrundlage der Untersuchung die „lexikologischen Tatsachen“ in 10.4.3. Zunächst erfolgt eine Übersicht über die Behandlung der genannten Idiome durch die Wörterbücher:

DÄ-DE:

Idiom	TA	MU	JE	LA	GY1	GY2	POL	PON	GA1	GA2
<i>holde ngn stangen</i>	–	jn in Schach halten	=255	jm die Stirn bieten	sich gegen jn behaupten	sie vom Leibe halten	–	–	–	–
<i>bide i græsset</i>	= (spe- cielt om at dø)	=	–	= (sterben)	=	eine Niederlage einstecken	–	–	–	–
<i>have sommerfugle i maven</i>	–	ich spüre ein Kribbeln im Bauch, mein Magen rotiert	–	–	(omtr.) nervös sein	ganz kribbelig vor Aufregung sein	–	–	–	Kribbeln im Magen spüren
<i>lægge ngt på hylden</i>	=	=	=	= (fig.)	= (fig.) etw an den Nagel hängen	an den Nagel hängen; (cigaretterne) das Rauchen aufgeben	–	=	=	–
<i>have hovedet under armen</i>	–	–	–	–	–	–	–	–	–	–
<i>vove det ene øje</i>	–	–	–	–	–	sein Heil versuchen	–	–	–	–
<i>klappen går ned for ngn</i>	–	–	–	ich hatte Mattscheibe	Mattscheibe /Ladehemmung	ich hatte plötzlich Mattscheibe	–	–	ich hatte Mattscheibe	–
<i>ngt er en by i Rusland</i>	=	filosofi – det er en by i Rusland for ham =	–	–	= (= er ukendt) for ham	das sind für mich böhmische Dörfer	–	–	(for ham) =	–
<i>det grønne bord</i>	+	(omtr.) der Examenstisch	–	–	der Examenstisch	–	–	–	–	–
<i>ngt ligger i luften</i>	= (om uudtalte ideer, forestillinger)	die Idee liegt ja in der Luft; (er i vente) etw liegt in der Luft	–	–	=	=	–	–	–	=
<i>ngt slår benene væk under ngn</i>	+	=	–	–	das nahm ihm den Lebensmut	=	–	–	–	–
<i>der er ingen hund/(kat), der gør ad ngt</i>	+	=	= [FUT]	= [FUT]	=	–	–	+256	=	–
<i>tage ngn ved næsen</i>	=	= [...]	–	=	=	jn übers Ohr hauen	=, jn anführen	=	nasführen	=
<i>tage bladet fra munden</i>	=	das Blatt vom Mund nehmen	=	=	brach das Schweigen	Klartext reden	–	+257	–	–
<i>få blod på tanden</i>	= (få blod på tanden) ²⁵⁸	er hat Blut geleckt; det giver blod på tanden: das reizt den Appetit	[PRÄT] er fand Geschmack daran	= [INF II]	=	(omtr.) er hat Blut geleckt	–	–	= [PP]	–
<i>holde ørene stive</i>	die Ohren aufmachen/ aufsperrn/ auf tun	die Ohren aufmachen, steifhalten	–	=	=	die Ohren spitzen	nu må I holde ørerne stive! = Also, haltet die Ohren steif!	–	–	=
<i>der [LØBE] meget vand i åen/ stranden</i>	=	= [...] seitdem ist viel Wasser den Rhein hinuntergelaufen	–	–	=	–	seitdem ist viel Wasser den Rhein hinuntergelaufen [...]	–	–	–
<i>skyde ngn i skoene</i>	=	= [...]	–	=	=	=	–	–	–	–

²⁵⁵ Ein Gleichheitszeichen meint, dass das Äquivalent mit dem Ausgangsidiom konvergent ist.

²⁵⁶ „Ingen interesserer sig for ngn/ngt“.

²⁵⁷ „Ikke lægge fingre imellem“.

²⁵⁸ *give én blod på tanden* ist ein selbstständiger Artikel ohne Äquivalent.

<i>hoppe på limpinden</i>	jm auf den Leim gehen/kriechen	(jm) auf den Leim gehen	–	=	(jm) auf den Leim gehen	auf den Leim gehen	–		–	–
<i>vise tænder</i>	(over for én) = jm die Zähne/Hörner zeigen	(jm) die Zähne zeigen	–	–	= (fig.)	–	–	–	die Zähne fleischen	(=)
<i>kaste handsken</i>	(til én) = jm den Handschuh hinwerfen	kaste handsken (til en) = jm die (Fehde)handschuh hinwerfen	–	–	til ngn = jm den Handschuh hinwerfen	–	–	–	–	(til ngn) =
<i>træde i spinaten</i>	= (bei jm) ...	=	=	=	= (fig.)	=	–	=	=	–
<i>bo på en kuffert</i>	–	–	–	–	–	=	–	–	–	–
<i>åbne ballet</i>	=	–	–	–	–	als Erste(r) an der Reihe sein	–	–	–	–
<i>være den, der har bukserne på</i>	= die Hosen anhaben	hans kone har bukserne på =	–	–	hun har bukserne på =	–	sie führt das Regiment	–	–	have bukserne på =
<i>skyde fra hoften</i>	=	=	–	–	–	=	–	–	–	=
<i>have ben i næsen</i>	+	Mumm haben	=	=	–	mit Mumm	Mumm in den Knochen	Rückgrat haben	Grips haben	Mumm in den Knochen haben
<i>løfte sløret for ngt</i>	= (von einem Geheimnis)	(for hemmelighed) = (eines Geheimnisses)	–	–	=	= (+ G)	= (højt.) sie lüftete den Schleier ihrer Pläne	–	–	–
<i>gå over åen efter vand</i>	(specielt om at gå unødige omveje) mit der Kirche ums Dorf laufen/fahren; die Kirche ums Dorf tragen	mit der Kirche ums Dorf laufen, Wasser ins Meer schütten	–	–	(omtr.) Eulen nach Athen tragen	die Kirche ums Dorf tragen	Eulen nach Athen tragen, Wasser ins Meer tragen	–	–	–
<i>være (langt/helt) ude i tovene</i>	–	=	–	(fig.) =	in der Klemme sitzen	völlig außer sich sein	in der Klemme sitzen	–	–	–

Fig. 15: Wörterbuchartikel dänisch-deutsch

DE-DÄ:

Idiom	LA	GY1	GY2	GY3	POL	PON	GA1	GA2	HØ
<i>jm die Stange halten</i>	holde med én	beskytte en etc.; SZ =	–	(dagl.) stå ved éns side, støtte én; (schweiz.) kunne måle sig med én	–	–	–	–	bakke ngn op, gå i brechen for ngn
<i>ins Gras beißen</i>	= (fig.), dø	NB: fx ins Gras beißen	stille træskeone (fig.)	(dagl., eufem.) bide i græsset (bukke under i kamp); (spøg.) være vegetar	= , kradse af	=	–	–	dø, bide i græsset
<i>Schmetterlinge im Bauch haben</i>	–	fx Schmetterlinge im Magen	–	–	–	–	–	–	–
<i>etw an den Nagel hängen</i>	=	=	=	den Sport an den Nagel hängen = (dagl.) lægge sporten på hylden	=	=	=	=	holde op med ngt, opgive ngt, lægge ngt på hylden
<i>den Kopf unter dem Arm halten</i>	–	–	–	–	–	–	–	–	–
<i>ein Auge riskieren</i>	–	kaste et hurtigt (prøvende)	kaste et stjålent blik	(dagl.) kaste et hurtigt blik	–	–	–	–	kaste et hemmeligt blik på ngt

		blik							
<i>jm geht die Klappe herunter</i>	–	–	–	bei ihr ging die Klappe runter (dagl.) hun var ikke til at tale med	–	–	–	–	–
<i>etw sind böhmische Dörfer</i>	= for mig	det er volapyk for mig	det er lukket land for mig	das sind für mich böhmische Dörfer (talemåde) det forstår jeg ikke en pind af, det er en by i Rusland for mig	det er det rene volapyk for mig	=	(für mich) = (for mig)	für mich = det er volapyk for mig	være uforståeligt, volapyk
<i>am grünen Tisch</i>	–	rent teoretisk, bureaukrati sk	(neds.) teoretisk, bureaukrati sk	eine Entscheidung am grünen Tisch fällen træffe en afgørelse ved skrivebordet	–	–	–	grüner Tisch = bureaukrati	–
<i>etw liegt in der Luft</i>	–	–	–	es liegt ein Gewitter in der Luft der er Torden i luften; die Idee liegt in der Luft ideen ligger i luften; etwas liegt in der Luft der er noget i luften	–	–	–	–	–
<i>jm/etw den Boden unter den Füßen wegreißen</i>	–	fjerne grundlaget for ngt	–	jm den Boden unter den Füßen wegziehen trække tæppet væk under fødderne på én, fjerne eksistensgrund-laget fra én	–	–	–	–	tage (eksistens)grund-laget fra ngn, ødelægge ngn økonomisk, slå benene væk under ngn
<i>kein Hahn kräht nach etw</i>	–	det er der ikke nogen der tager sig af [...]	det er der ikke nogen, der bekymrer sig om	danach kräht kein Hahn det er der ikke nogen, der tager notits af	–	+259	–	–	ingen interesserer sig for ngn/ngt, ingen spørger efter ngn/ngt
<i>jn an der Nase herumführen</i>	=	–	–	=	=, snyde ngn	=	–	snyde, vildlede ngn	snyde ngn, tage ngn ved næsen
<i>kein Blatt vor den Mund nehmen</i>	=	=	ikke lægge fingrene imellem	(dagl.) =	=	+260	sige sin mening rent ud	–	sige sin uforbeholdne mening, ikke lægge fingrene imellem
<i>Blut lecken</i>	=	–	have fået blod på tanden	Blut geleckt haben (dagl.) have fået smag for noget	–	=	= [FUT]	–	få blod på tanden
<i>die Ohren steif halten</i>	=	fx die Ohren (steif halten)	–	halt die Ohren steif!	tab modet! ikke	–	–	–	ikke lade sig kue, ikke miste modet
<i>es [LAUFEN] viel Wasser den Rhein/... hinunter</i>	–	–	–	seitdem ist viel Wasser den Bach, den Berg, den Rhein (o.s.v.) hinuntergeflossen = der er løbet meget vand i stranden siden da	–	–	–	–	–

²⁵⁹ „Ingen interesserer sig for ngn/ngt”.

²⁶⁰ „Ikke lægge fingre imellem”.

<i>jm etw in die Schuhe schieben</i>	=	=	ihm in die Schuhe schieben, dass =	jm etw in die Schuhe schieben (dagl.) skyde én ngt i skoene; jm die Schuld in die Schuhe schieben give én skylden for ngt	=, give ng skylden for noget	=	–	–	give ngn skylden for ngt
<i>auf den Leim gehen</i>	=	e-m auf den Leim gehen = hoppe på limpinden	ihm auf den Leim gehen = hoppe på limpinden (hos ham)	wir sind ihm auf den Leim gegangen (dagl.) han har taget os ved næsen	jm. auf den Leim gehen = hoppe på limpinden	=	–	=	jm auf den Leim gehen = lade sig snyde af ngn, hoppe på limpinden
<i>jm die Zähne zeigen</i>	–	slå i bordet for en, sætte en på plads	–	jm die Zähne zeigen (fig.) vise tænder over for én	–	–	–	= (over for ngn)	die Zähne zeigen = vise tænder, vise at man er besluttet på at gøre modstand og lign.
<i>jm den Fehdehandschuh ins Gesicht werfen</i>	–	= kaste handsken til en	–	jm den Fehdehandschuh ins Gesicht, vor die Füße werfen kaste handsken til én	–	–	–	–	–
<i>ins Fettnäpfchen treten</i>	–	=, kvaje sig	=	(dagl., spøg.) =, komme i fedtefadet	trampe i klaveret, vække anstød	–	=	=	=
<i>aus dem Koffer leben</i>	–	–	–	er lebt aus dem Koffer (dagl., fig.) han lever i en kuffert (han er altid på farten)	=	–	–	–	–
<i>den Reigen eröffnen</i>	–	(fodb.) han åbnede målscoren	–	er eröffnete den Reigen der Reden han åbnede rækken af taler	–	–	–	–	–
<i>die Hosen anhaben</i>	–	sie hat die Hosen an = hun bærer bukserne	være den der har bukserne på	seine Frau hat (daheim, zu Hause) die Hosen an hans kone har bukserne på	–	–	–	–	–
<i>aus der Hüfte schießen</i>	–	–	–	(også fig.) =	–	–	–	=	–
<i>Haare auf den Zähnen haben</i>	= (fig.)	hun er ikke til at løbe om hjørner med	være skrap	sie hat Haare auf den Zähnen (dagl., spøg.) hun er en bestemt dame	ikke være til at løbe om hjørner med	–	være galsindet og herskesyg	–	(om kvinder) være barsk, stridbar og rethaverisk
<i>den Schleier lüften</i>	–	–	–	den Schleier eines Geheimnisses lüften (højt.) løfte sløret for en hemmelighed	–	–	–	–	–
<i>In den Seilen hängen</i>	–	han er ude i tovene	–	(fig.) være helt udkørt	–	–	–	–	–

Fig. 16: Wörterbuchartikel deutsch-dänisch

12.9. Lexikographische Normäquivalente

Nach NEWMARK (1993:3) gibt es „standard equivalents“, wobei er nicht erklärt, welchen ontologischen Status diese haben. Das Problem macht m.E. in der Lexikographie mehr Sinn als in Newmarks Translatologie. Ich möchte dabei im aktuellen Zusammenhang von „lexikographischen Äquivalenznormen“ sprechen (vgl. FARØ 2004e), die einzelnen Fälle von Äquivalenznormen sind dann als „Normäquivalente“ zu bezeichnen. Es handelt sich bei lexikographischen Normäquivalenten um die Feststellung, dass die Wörterbücher bei bestimmten Idiomem zu den gleichen Äquivalenzassoziiierungen neigen, wobei operational von lexikographischen Äquivalenznormen gesprochen werden soll, wenn mehr als 50% der Wörterbücher eine bestimmte Äquivalenzbeziehung etablieren. Absolute Äquivalenznormen existieren dann, wenn sämtliche Wörterbücher die gleiche Assoziierung machen, wie:

lægge ngt på hylden – *etw an den Nagel hängen* (15 von 15 Wörterbüchern), *hoppe på limpinden* – *auf den Leim gehen* (12 von 12) und *aus der Hüfte schießen* – *skyde fra hoften* (5 von 5)

Bei:

jokke i spinaten – *ins Fettnäpfchen treten* (92%), *skyde ngn ngt i skoene* – *jm etw in die Schuhe schieben* (91%), *få blod på tanden* – *Blut lecken* (91%), *bide i græsset* – *ins Gras beißen* (90%), *jn an der Nase herumführen* – *tage ngn ved næsen* (86%), *have bukserne på* – *die Hosen anhaben* (86%), *tage bladet fra munden* – *kein Blatt vor den Mund nehmen* (67%), *holde ørerne stive* – *die Ohren steif halten* (65%),

liegen dagegen relative, wenn auch teilweise recht starke Äquivalenznormen vor.

Lexikographische Äquivalenznormen sind ein wichtiger Indikator für die Untersuchung lexikographischer Idiomäquivalenz, weil sie einen Einblick in die intersubjektiven Äquivalenzvorstellungen von Lexikographen gewähren. Diese können auf einer theoretischen Grundlage empirisch getestet werden.

12.10. Untersuchung lexikographischer Funktionen bezüglich Idiomäquivalenz

Im Folgenden soll die Analyse lexikographischer Funktionen im Hinblick auf Idiomäquivalenz durchgeführt werden. Es werden insgesamt fünf exemplarische Funktionen untersucht, nämlich drei kommunikative: (1) *Rezeption*, (2) *Produktion* und (3) *Übersetzung*, und zwei wissensbezogene: (4) *Hinweis auf konvergentes aber nicht funktional äquivalentes L2-Idiom* und (5) *Einsicht in die Komposition des L2-Idioms*. Zunächst wird auf die wichtigsten kommunikationsorientierten Funktionen (TARP 2000:196f.) eingegangen.

12.10.1. Primär kommunikative Funktionen

12.10.1.1. Rezeption von L2-Idiomen

Die Liste TARPs (2004a) enthält eine Funktion (3), die „Rezeption von fremdsprachigen Texten“ zur Aufgabe hat. Solche Texte können auch Idiome enthalten, die der Benutzer nicht kennt und deshalb nachschlagen möchte. Bei der Erfüllung der Subfunktion *Rezeption fremdsprachiger Idiome* ist der Spielraum m.E. sehr groß. Die Bedeutung von Idiomen lässt sich auf verschiedene Weise erklären, z.B. durch eine Paraphrase, eine Erklärung seines Gebrauchs, ein Beispiel, ein zielsprachliches

Äquivalent, ob Idiom oder nicht. Diese Techniken können selbstverständlich auch kombiniert werden (vgl. WOTJAK 2005:379). Wenn es nur um das Verstehen des Idioms geht, ist z.B. weder syntaktische (10.4.3.8.) noch kategoriale (10.4.3.11.) Äquivalenz zwischen Ausgangsidiom und Erklärungsentität notwendig. Hauptsache die Funktion Idiomrezeption wird erfüllt (vgl. HESSKY 1992:110).

Inwieweit wird dem Nicht-Muttersprachler anhand der untersuchten Wörterbücher geholfen, Idiome in L2-Texten zu rezipieren? Untersucht man zunächst die Normäquivalente (12.9.), zeigt sich, dass die Rezeptionsfunktion häufig problemlos erfüllt wird: Jeder kompetente L1-Muttersprachler wird beim Nachschlagen der Idiome meistens verstehen können, was der Sinn ist²⁶¹: Obwohl die semantische Selektion (und Bedeutungsstruktur) von *lægge ngf på hylden* und *etw an den Nagel hängen* nicht gleich ist (10.4.3.3.), reicht das Anführen des L1-Idioms um sicherzustellen, dass der Wörterbuchbenutzer das Idiom des L2-Textes versteht. Die festgestellten lexikologischen Äquivalenzprobleme (10.5.) werden also nicht automatisch zu *lexikographischen* Rezeptionsproblemen, sondern sie werden offenbar häufig neutralisiert. Dies ist eine wichtige Pointe.

Ein paar Probleme sollen aber erwähnt werden: *Ins Gras beißen* sorgt bei mehreren Wörterbüchern für Schwierigkeiten. Denn anstatt dass der dänische Benutzer wie in GY₂ die Information bekommt, dass I-DE so etwas wie dänisch *stille træskoene* heißt, wird er von:

(278.) (a) = (*fig.*), dø (LA); (b) =, kradse af (POL); (c) dø, bide i græsset (HØ)

zumindest potenziell verwirrt. Denn diese Informationen deuten an, dass zwischen den beiden homologen Idiomem kein Bedeutungsunterschied bestehe – was durch das Komma als Separator unterstützt wird. Immerhin bekommt man überall die Auskunft, dass *ins Gras beißen* ‚sterben‘ heißen kann, sie wird jedoch von anderen Signalen gestört. Am problematischsten ist die Vorgehensweise von GY₁:

(279.) Gras [...] (z.B. *ins Gras beißen*)

Zwar ist gegen die Technik, Rezeptionsauskünfte in Form von Beispielen anzugeben, nichts einzuwenden. Jedoch ist hier das Problem die Kompositionshomologie von I-DE und I-DÄ bei Bedeutungsdivergenz, über die der Benutzer nicht informiert wird. Im Gegenteil: Er wird in seiner Annahme bestätigt, dass die beiden Idiome das Gleiche bedeuten.

Die adäquate Rezeption von *die Ohren steif halten* scheint auch nicht in allen Wörterbüchern gesichert zu sein: Weder LA's einfache 1:1-Äquivalierung noch GY₁'s Beispiellösung gibt dem dänischen Benutzer eine passende Vorstellung davon, was I-DE bedeutet. Der dänische Muttersprachler wird aufgrund dieser Information deshalb schlussfolgern, dass es auch auf Deutsch um ‚Zuhören‘ oder ‚Sich Konzentrieren‘ geht. POL und HØ's:

(280.) (a) tab ikke modet!; (b) ikke lade sig kue, ikke miste modet

gehen zwar in die richtige Richtung, verzerren aber den Sinn vieler Realisierungskontexte. M.E. würde ein dreifacher Kombi-Text wie dieser, bestehend aus Paraphrase, Metatext und Beispiel, das Problem lösen:

(281.) den Mut nicht aufgeben; y.a. als Abschieds- und Ermunterungsformel, z.B. *also dann tschüß – haltet die Ohren steif!*

²⁶¹ Vgl. HALLSTEINSDÓTTIR (2001:11ff.) zur Rolle der Muttersprache bei der Idiomrezeption.

Diese Lösung hat außerdem den Vorteil, dass sie polyfunktional ist, denn sie erfüllt gleichzeitig produktive Funktionen für den dänischen Muttersprachler.

Fraglich ist auch, ob *kein Blatt vor den Mund nehmen* von LA, GY₁ und POL rezeptionsadäquat behandelt wird. Der Benutzer wird den Sinn zwar einigermaßen verstehen, obwohl die Rezeption dadurch erschwert wird, dass I-DÄ aktionsartssemantisch momentan, während I-DE habituativ ist (vgl. GLÜCK/THÜMMEL 2000:265). Besser scheint deswegen die kompositonell distantere Lösung von GY₂ und HØ zu sein:

(282.) ikke lægge fingrene imellem,

die auch habitual ist. Im Hinblick auf die Rezeptionsfunktion sind auch die Alternativen GA₁ und HØ's adäquat, die sich mit einer Paraphrase begnügen:

(283.) sige sin mening rent ud; sige sin uforbeholdne mening

Die Handhabung von *jn an der Nase herumführen* durch LA, POL und HØ:

(284.) tage ngn. ved næsen

könnte dagegen dadurch gestört werden, dass I-DE in durativen und I-DÄ in momentanen Kontexten verwendet wird. Rezeptiv scheinen deshalb die Lösungen:

(285.) snyde, vildlede ngn

von POL, GA₂, HØ adäquater zu sein, die eher die habituelle Aktionsart von I-DE haben.

Bei *jm die Stange halten* löst GY₁ die Rezeptionsfunktion recht adäquat, indem es erstens ein – wenn auch registermäßig nicht volläquivalentes – monolexikalisches Synonym darbietet und zweitens darauf aufmerksam macht, dass I-DE im Schweizerhochdeutschen mit *holde ngn stangen* äquivalent ist (vgl. 10.4.3.1.). Auch die Lösungen LA und HØ's sind hinsichtlich der Rezeptionsfunktion kaum zu kritisieren:

(286.) (a) holde med én; (b) bakke ngn op, gå i brechen for ngn

Es scheint, dass es für die Funktion Rezeption keineswegs ein Problem darstellt, wenn ein Idiom paraphrasiert wird, im Gegenteil:

(287.) *Haare auf den Zähnen haben* (om kvinder) være barsk, stridbar og rethaverisk (HØ)

Diese kombinierte Metaerklärung und Paraphrase erfüllt die Funktion Rezeption ausgezeichnet; sie stellt sogar eine Produktionshilfe dar. Auch die Paraphrase von GA₁ und das monolexikalische Synonym von GY₂ (*være skrap*) löst die Funktion Rezeption zufrieden stellend. Dies gilt jedoch nicht den jeweils kategorial und strukturell konvergenten Lösungen:

(288.) (a) ikke være til at løbe om hjørner med (GY₁, POL); (b) have ben i næsen (LA),

bei denen die eindeutig negative Eigenschaft des I-DE ins Positive gekehrt wird.

Die Funktion *Idiom-Rezeption* wird offenbar häufig adäquat erfüllt. Einige Äquivalenzaspekte scheinen zwar für Probleme zu sorgen: In erster Linie ist es natürlich der semantische, aber auch die Bedeutungsstruktur und die Pragmatik können problematisch sein. Andererseits halten sich die Probleme einigermaßen in Grenzen, was wohl damit zusammenhängt, dass die Funktion Rezeption lexikographisch flexibel ist: Das Verstehen von Idiomem ist lexikographietechnisch keine gebundene Funktion.

12.10.1.2. Produktion von L2-Idiomen

Eine weitere Funktion TARPs (2004b) ist die Produktion von L2-Texten (4). Bei dieser Funktion handelt es sich nicht etwa um eine Übersetzungssituation – oder um einen Teil derselben –, für die ja eine eigene Funktion vorliegt (12.10.1.3.), sondern um Produktion *an sich*. Die Frage ist nun, ob diese Funktion sinnvoll auf das Problem Idiomäquivalenz appliziert werden kann? Dies ist eine schwierige Frage, denn woher weiß man als Fremdsprachler überhaupt, dass in einen zu produzierenden L2-Text ein Idiom einpassen würde? HESSKY (1992:110) erwähnt zwar die Möglichkeit, dass ein Benutzer nach phraseologischen Ausdrucksmitteln für bestimmte sprachliche Inhalte sucht, aber ist dies ein wahrscheinliches Szenario (vgl. PILZ 1987:13ff.)? Soll diese Funktion als Benutzerbedürfnis relevant sein, muss wohl deshalb folgende Bedingung vorliegen: Der Benutzer glaubt ein Idiom zu kennen, das in einer bestimmten Situation verwendet werden kann, er ist sich dessen aber nicht ganz sicher oder/und braucht weitere Informationen zu seinem Gebrauch.

Die relative Offenheit dieses Benutzerproblems und damit der Wörterbuchfunktion entspricht einer relativen Flexibilität der Lösung desselben. Somit können Beispielsätze, die den typischen Gebrauch des Idioms anzeigen, helfen. Aber z.B. auch ein Metatext, der etwa pragmatische Restriktionen angibt, wie beispielsweise im Fall von *die Ohren steif halten*, bei dem ein Kombi-Text nützlich wäre (12.10.1.1.). Die Funktion „Produktion“ kann also nicht auf den rein onomasiologischen Aspekt eingengt werden (wie bei HESSKY 1992:113), sie kann auch nicht nur an einem bestimmten Ort im Wörterbuch erfüllt werden, sondern durchaus an verschiedenen Stellen. D.h. man sollte bei der Analyse des Produktionsaspekts nicht nur die „Äquivalentenebene“ im L1-L2-Teil betrachten, sondern alle Informationsebenen auf ihre potenziell produktionsunterstützenden Angaben hin untersuchen. Hier werde ich mich aus Platzgründen jedoch auf die erstere Möglichkeit konzentrieren.

Kehren wir nun zunächst zu den Normäquivalenten zurück, die der Rezeptionsfunktion kaum Schwierigkeiten bereiteten. LA's:

(289.) *sie hat die Hosen an*: hun bærer bukserne

ist hinsichtlich des Produktionsaspekts nun plötzlich problematisch geworden, weil der deutsche Benutzer damit sozusagen indirekt zur Produktion der weniger typischen Form aufgefordert wird. Die gesplante Form ist ja im Dänischen die frequenteste (10.4.3.8.10.)²⁶². Der Produktionsaspekt lässt sich aber auch aus der Sicht dänischer Benutzer betrachten, denn das Wörterbuch will ja biskopal sein (12.6.). D.h., der dänische Benutzer kann produktiv aus dieser Angabe schließen, dass hinsichtlich Produktionsbedingungen zwischen den beiden Idiomen kein Unterschied besteht, was nicht zutrifft. Deswegen hätte eine Form wie:

(290.) *sie hat die Hosen an*: det er hende, der har bukserne på

für produktive Zwecke größere Chancen, adäquat angewandt zu werden, und zwar sowohl für deutsche als auch dänische Benutzer.

Produktiv problematisch für dänische Muttersprachler ist auch das normäquivalente *ihm in die Schuhe schieben, dass* (GY₂), weil diese Form ja nur 5% des Idiomvorkommens ausmacht. Stattdessen könnte man explizit darauf aufmerksam machen, dass die Konstruktion wenig gebräuchlich ist, z.B. anhand der Notation:

²⁶² Darüber hinaus ist das Partikelverb *have på* als Komponente typischer als *bære*, wie eine Korpusuntersuchung zeigt.

(291.) *jm etw in die Schuhe schieben* – *skyde ngn ngt i skoene* (NB: *jm in die Schuhe schieben*, dass ... er sj.; *jm die Schuld in die Schuhe schieben* er normalt),

d.h. unter Zuhilfenahme eines Metatextes.

Will man die Produktionsfunktion beim HIP *auf den Leim gehen* – *hoppe på limpinden* unterstützen, ist mehr erforderlich als die Lösung von LA, PON und GA₂, die syntaktische Volläquivalenz andeuten. Mit dieser Form werden folgende abweichende Konstruktionen ermöglicht:

(292.) dänische Benutzer: ?*schließlich ging er auf den Leim*

(293.) deutsche Benutzer: ?*hun hoppedede dem på limpinden*

Die Lösungen von TA, GY₂ und HØ sind die einzigen, die unmissverständlich die syntaktische Information liefern. Dabei ist die Notation:

(294.) *(jm) auf den Leim gehen* (MU, GY₁)

zumindest missverständlich, weil damit geschlussfolgert werden könnte, das Element sei fakultativ. Ebenso stellt das normäquivalente HIP *Blut lecken* – *få blod på tanden*, das rezeptiv keine Probleme bereitet, ein Produktionsproblem dar: In den meisten Wörterbüchern werden einfach zwei Grundformen miteinander assoziiert, ob im Infinitiv oder im Perfekt bzw. Plusquamperfekt. Damit fehlen Hinweise auf eine mögliche Lösung der Probleme häufiges Präpositionalobjekt im Dänischen (*til ngt*) (10.4.3.8.8.) und fremdkausative Variante des I-DÄ (*ngt giver blod på tanden*). Das letztere Problem löst zwar MU, indem es die Form:

(295.) *das regt den Appetit an*

darbietet. Eine Lösung aber, die beide Probleme umfasst hätte, wäre die folgende gewesen (für Dänen):

(296.) *få blod på tanden* – Blut lecken (*til/für*); *ngt giver blod på tanden* – etw lässt jn Blut lecken (*til/für*) (*især i perfektum og pluskvamperfektum*)

Das mit Abstand normäquivalenteste Idiompaar, *etw an den Nagel hängen* – *lægge ngt på hylden*, stellte kein Rezeptionsproblem dar, weder für deutsche noch dänische Benutzer (12.10.1.1.). Hinsichtlich der Funktion *Produktion* aber sind nicht alle Probleme gelöst: Zwar ist dem deutschen Benutzer mit der 1:1-Äquivalierung gedient, nicht aber dem dänischen. Denn er wird aufgrund von den Angaben der meisten Wörterbücher untypische deutsche Sätze wie:

(297.) ?*Sie hatte die Zigaretten an den Nagel gehängt*

(298.) ?*Das Filmprojekt ist mittlerweile an den Nagel gehängt worden*

Dies gehört zumindest nicht zum normalen Gebrauch des I-DE. Unterstützt wird dieses Bild durch das DDIK, in dem I-DÄ von der gleichen (deutschsprachigen) Übersetzerin jeweils mit *aufgeben* (2x, S. 82, 135) und *an den Nagel hängen* (147) übersetzt wird, was mit der lexikologischen Untersuchung gut korrespondiert: Die dort festgestellte Tendenz, dass I-DÄ u.a. mit Objekten, die ‚schlechte Gewohnheiten‘ bezeichnen, kombiniert wird, I-DE dagegen nur mit ‚permanenten Tätigkeiten‘, passt zum aktuellen Kontext, da es sich bei *aufgeben* um ‚Zigarren‘ handelt, während *an den Nagel hängen* v.a. mit ‚Arbeit‘-Objekten verwendet wird. I-DÄ ist hinsichtlich seiner Objektselektion polysem, was für I-DE nicht zuzutreffen scheint. Lexikographisch lösen kann man dieses Problem, indem man I-DÄ bedeutungsdiskriminiert:

(299.) lægge ngt på hylden: 1. (permanent aktivitet) *etw an den Nagel hängen*; 2. (dårlig vane; projekt) *etw aufgeben*

Im Teil De-Dä dagegen wären keine Probleme, weil die Bedeutung und Selektion des I-DE vom I-DÄ vollständig umfasst werden. Hier wäre also die Darstellung:

(300.) *etw an den Nagel hängen* = *lægge ngt på hylden*

vollkommen adäquat.

Es sollen noch ein paar Beispiele aus den nicht-normäquivalenten Idiompaaen diskutiert werden: MU's Handhabung von *være ude i tovene*, die einfach Äquivalenz angibt, führt den Benutzer bei der Sprachproduktion möglicherweise in die Irre. Denn die Angaben fordern zu unnatürlichen deutschen Sätzen auf wie:

(301.) ?Seitdem seine Mutter gestorben war, hing er völlig in den Seilen

Der deutsche Rezipient wird sich fragen können, wieso ‚Erschöpfung‘ eine Folge des mütterlichen Todesfalls ist.

Mit *ngt er en by i Rusland*:

(302.) (a) *filosofi – det er en by i Rusland for ham* = (TA); (b) = (*for ham*) (GA₁)

sind auch Produktionsprobleme verbunden. Denn diese Angaben legen nahe, dass es sich bei den beiden Idiomen um die gleichen Gebrauchsregeln handelt. D.h. dass ein Däne, der auf Deutsch ausdrücken will, dass ‚etw kaum vorhanden ist‘, möglicherweise zu Folgendem animiert würde:

(303.) ?Bei uns ist die Liebe ein böhmisches Dorf

Die Angabe *Schmetterlinge im Magen*²⁶³ *haben* in GY₁ stellt auch kaum eine produktiv adäquate Lösung dar. Der Benutzer wird das als Beispiel integrierte Idiom als Produktionssignal auffassen können und funktionale Äquivalenz mit I-DÄ annehmen. Auf die Produktion typischer Sätze wie in (94.) und (95.) wird er dagegen kaum kommen. Vielmehr wird er sich vermutlich innerhalb der Gebrauchsregeln I-DÄs halten, bei denen es sich um ‚allgemeines Gespannt-Sein‘ und ‚Nervösität‘ handelt.

Die Funktion *Produktion* scheint im Bereich der Idiomäquivalenz größere Schwierigkeiten zu bereiten als die Rezeption. Dieser Aspekt ist also die anspruchsvollere Funktion im bilingualen Wörterbuch und stellt somit gewissermaßen die Nagelprobe der lexikographischen Behandlung des Problems Idiomäquivalenz dar.

12.10.1.3. Übersetzung?

Die Funktion *Übersetzung* ist im Zusammenhang mit dem Translationsteil dieser Arbeit zu sehen, in dem „Übersetzung“ i.e.S. verstanden wurde (11.2.). Wenn hier somit eine lexikographische Funktion „Übersetzung“ diskutiert werden soll, dann in dem Sinn, dass in einem zu übersetzenden Text ein Idiom auftritt, das ein Übersetzungsproblem (11.5.) darstellt, und nicht im bereits kritisierten pseudolexikologischen (z.B. bei KOLLER 1974:5) oder -lexikographischen Sinn. Das ist übrigens explizit auch die Auffassung der Funktionslehre (vgl. BERGENHOLTZ/TARP 2005:117). Bei „Übersetzung“ in diesem Sinn muss also immer ein explizites textuelles Produkt geschaffen werden.

²⁶³ Dies ist eine sehr viel weniger frequente Variante im Vergleich zu *Bauch*.

Wie ein Wörterbuch bei der Übersetzung von Idiomen am besten helfen kann, ist schwierig zu beantworten. Zwar meint PIRTISAARI (2005:364) im lexikographischen Kontext, dass

„beim Übersetzen solche zs-Entsprechungen, die die Charakteristika des as-Idioms genau wiedergeben und somit in den Texten direkt anwendbar sind, dem Übersetzer Such- und Denkarbeit ersparen“

Wie aber der Übersetzungsteil der vorliegenden Arbeit gezeigt hat (11.11.), haben Übersetzer keine Einheitsstrategie bezüglich der Idiomatik. Vielmehr werden Idiome nach unterschiedlichen Modellen übersetzt und der idiomtranslatorische Dogmatismus (11.4.1.), der bei Pirtisaari hier indirekt zur Sprache kommt, sichert an sich keine erfolgreiche Übersetzung. Da die Probleme konkreter Texte so vielfältig sind, kann kaum eine lexikographische Einheitslösung für die Funktion Idiomübersetzung geboten werden (vgl. DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINEN 2005:67). Die Lösung, im Wörterbuch möglichst ein Idiom der Fremdsprache darzubieten, das so viele Äquivalenzaspekte wie möglich mit dem Ausgangsidiom gemeinsam hat, scheint zwar unmittelbar vernünftig zu sein. Jedoch ist auch sie ohne Gewähr, denn was für das eine Übersetzungsproblem eine gute Übersetzungsoperation ist (11.5.), ist es nicht unbedingt für das nächste. Der Übersetzungsteil dieser Arbeit hat auch beim einzelnen Idiom eine große Übersetzungsdiversität dokumentiert, vgl. die Beispiele *sætte pris på ngt* und *etw an den Nagel hängen*. Manchmal ist diese Diversität eher zufällig (wie im ersten Fall), in anderen Fällen (wie im zweiten) ist sie lexikalisch begründet. Die Vorstellung Pirtisaaris, Wörterbuchäquivalente könnten in Übersetzungen „direkt anwendbar“ oder „fertig“ (364f.) sein und dem Übersetzer „Denkarbeit ersparen“, stimmen mit den empirischen Untersuchungen von Idiomübersetzung in 11.6.3.2. nicht überein.

Es ist dagegen klar, dass es für Übersetzer theoretisch von Vorteil wäre, wenn die Wörterbücher hinsichtlich Idiomäquivalenz weniger *ikonizistisch* wären, d.h. dass mehr Wert auf die Gebrauchsregeln als die ikonographischen Eigenschaften von Idiomen gelegt würde. Es ist auch durchaus möglich, dass mehr explizite lexikographische „Warnzeichen“ (12.11.1.) bei Idiomen Übersetzern helfen könnten. Andererseits sind die Probleme der Übersetzer nicht unbedingt in einem Zusammenspiel mit der bilingualen Lexikographie zu sehen, sondern in vielen Fällen wird es sich um ein fehlendes phraseologisches Bewusstsein (9.9.)²⁶⁴ und translatorischen Ikonizismus (11.11.) handeln. In keinem dieser Fälle wird das Wörterbuch helfen können, weil der Übersetzer wahrscheinlich gar nicht dazu greift.

Übersetzung i.e.S. besteht aus den Teil-Elementen *Rezeption*, *Äquivalenz* und *Produktion* (11.9.). Aus diesem Grund halte ich es für schwierig, hinsichtlich Idiomäquivalenz im bilingualen Wörterbuch die spezifische Funktion Übersetzung zu unterstützen. In dem Maße, in dem das bilinguale Wörterbuch Übersetzern überhaupt helfen kann, ist es wahrscheinlich durch diese Teilelemente der Übersetzung, und nicht im globalen Sinn.

²⁶⁴ In der Diskussion darüber, ob Idiome im Fremdsprachunterricht relevanter Lehrstoff sind (vgl. KOLLER 1974:15) wäre m.E. der Schluss zu ziehen, dass der Fokus auf ein theoretisches „idiomatisches Bewusstsein“ liegen sollte, das auch Erkennen und praktisches interlinguales Umgehen mit den Problemen einschließt. Diese Arbeit will zur Förderung eines solchen theoretisch-praktischen Bewusstseins beitragen.

12.11. Primär wissensorientierte Funktionen

Die Übersicht TARPs (2004b) enthält zwei weitere Funktionen, die diskutiert werden sollen, nämlich *generelles kulturelles und enzyklopädisches* (7) und *sprachliches Wissen* (9). Es wäre zu überlegen, ob diese primär nicht-kommunikativen Funktionen für den Zusammenhang Idiomäquivalenz relevant sein könnten. Ich nenne, im Einklang mit TARP (2000:196) und BERGENHOLTZ (2001), solche lexikographischen Funktionen *wissensorientierte Funktionen*. Mit „primär“ soll angedeutet werden, dass diese Funktionen in gewissen Fällen auch kommunikativ werden können, wenn die Komposition der Idiome gelegentlich tatsächlich eine wichtige kommunikative Rolle spielt. Mindestens zwei nicht-kommunikative Spezialfunktionen scheinen mir in Verbindung mit Idiomen relevant zu sein:

12.11.1. Hinweis auf nicht funktionsäquivalentes konvergentes Idiom

Zunächst wäre der explizite Hinweis auf kompositionell homologe Idiome in L2 zu erwähnen, die mit dem L1-Idiom nicht funktionsäquivalent sind. Diese Funktion leuchtet vielleicht nicht unmittelbar ein, mehrere Argumente sprechen aber für ihre Relevanz im Wörterbuch: Erstens das „kulturelle“ Interesse vieler Menschen auf dem Gebiet der Idiomatik (9.2.4.). Das Projekt *Widespread Idioms in Europe and beyond* (vgl. PIIRAINEN 2005, und PIIRAINEN im Druck) ist ein gutes Beispiel für dieses eher ausdrucksorientierte Interesse. Zweitens könnten solche Angaben als kommunikative „Warnzeichen“ gegen *falsche Freunde* fungieren (6.3.2.).

Dass es sich zunächst um eine eher ideale Funktion handelt, ist klar. Obwohl viele der diskutierten „Äquivalenzen“ im gewissen Sinn bereits diese Funktion haben, weil sie ja z.T. gar keine kommunikativen Äquivalente sind, ist dies von den Lexikographen ja nicht intendiert. Es gibt aber mindestens ein Beispiel für die Existenz dieser Funktion, nämlich in TA (249), in dem bei *gå over åen efter vand* (vgl. 13.3.3.) ein „Äquivalent“ dargeboten wird, das explizit als „*veraltet*“ markiert wird, nämlich *porter de l'eau à la mer*. In diesem Fall kann es sich offensichtlich nicht um ein kommunikatives Äquivalent handeln. Dies ist idiomäquivalenztheoretisch interessant, obwohl wahrscheinlich keine weitere theoretische Reflexion dahinter steckt. Zumindest ist es offensichtlich ein Einzelphänomen.

Dieselbe Lösung wäre bei vielen anderen dänisch-deutschen Idiomäquivalenzproblemen möglich, z.B. bei *have sommerfugle i maven*:

(304.) have sommerfugle i maven = *nervös* el. *gespannt sein*; NB: Schmetterlinge im Bauch haben = *være forelsket*,

was zugleich Produktionshilfe leistet.

Die im aktuellen Wörterbuchmaterial nirgendwo behandelten *jm geht die Klappe runter* und *den Kopf unter dem Arm halten* könnten für dänische Benutzer folgendermaßen gehandhabt werden:

(305.)

a) *jm geht die Klappe herunter* = (uform.) *ngn nægter at høre efter*; NB: ≠ klappen gå ned for ngn

b) *den Kopf unter dem Arm halten* = (uform.) *være meget syg, døden nær*; NB: ≠ have hovedet under armen

Diese Darstellung bietet außerdem Rezeptions- und Produktionshilfe. Die Relevanz der expliziten Warnung an Muttersprachler, die zumindest ideal die Idiome ihrer

Muttersprache kennen und durch die Paraphrase bereits gewarnt sind, ist zwar nach der APT diskutabel. Mir scheint der deutlichere Hinweis aber von Nutzen sein zu können – von den nicht-kommunikativen Überlegungen einmal abgesehen. HALLSTEINSDÓTTIR (2001:286) hat auf empirische Fälle hingewiesen, bei denen Idiome primär aus Interferenzgründen falsch interpretiert wurden, was die Relevanz dieser Warnung unterstützt.

12.11.2. Einsicht in die Komposition von L2-Idiomen

An die gerade diskutierte Teilfunktion von Tarps Funktionen (7) und (9) erinnert auch der Vorschlag, der von einer Teilnehmerin an der 7. nordischen Konferenz zur Lexikographie (FJELD/WORREN 2005) an die Verfasser des färöisch-dänischen Wörterbuchs (HANSEN/JOENSEN 2005) gerichtet wurde: Nämlich dass es nützlich sein könnte, die Idiomkomponenten für den fremdsprachigen Benutzer transparent zu machen. HALLSTEINSDÓTTIR (im Druck, b) macht darauf aufmerksam, dass dies für die Lernfunktion eine Rolle spielt und hat deshalb diese Funktion in ihre Datenbank deutscher Idiome einbezogen.

Prinzipiell spricht in der Tat nichts dagegen, diese Funktion in einem Wörterbuch zu berücksichtigen, v.a. wenn es sich um kleinere Sprachen wie Färöisch und Dänisch handelt. Es lässt sich zwar einwenden, dass die Einzelkomponenten anhand weiterer Nachschläge im selben Wörterbuch auffindbar wären; nur ist dies nicht immer einfach und für den Benutzer natürlich auch zeitraubend. Für Nicht-Fremdsprachler, die spezifisch an Idiomen interessiert sind, kann dies sogar unmöglich sein²⁶⁵. Bedingung der Berücksichtigung dieser Funktion wäre die strikte lexikographische Markierung der Literalisierung als *nicht-kommunikative* Funktion. Rein praktisch wäre sie wohl v.a. für phraseologische Spezialwörterbücher wie TA relevant, und es wäre zu überlegen, ob Englisch in manchen Fällen nicht die natürliche Metasprache darstellen würde, v.a. bei den primär monolingualen Spezialwörterbüchern.

Ein mögliches Beispiel ist dieses I-DÄ für deutsche Benutzer:

(306.) °behandle ngn som et råddent æg („jn wie ein faules Ei behandeln“) *jn wie ein rohes Ei behandeln*²⁶⁶

Es ist nicht auszuschließen, dass diese Information für manche Benutzer und gewisse Thematisierungssituationen (9.3.1.) interessant bzw. nützlich wäre. Es wäre auch eine Möglichkeit bei Idiomwörterbüchern kleinerer Sprachen, die dadurch natürlich eine bi- oder multilinguale Komponente erhielten, was zumindest mit der Funktionslehre in gutem Einklang stehen würde.

12.12. Teilzusammenfassung

In diesem Teil wurde das Problem Idiomäquivalenz im *lexikographischen* Zusammenhang untersucht. Der Gegenstand „Idiomäquivalenz“ hat eine lexikographiespezifische Komponente, die nicht von Idiomäquivalenzproblemen in anderen Kontexten abgedeckt wird, und die seinerseits theorieabhängig ist.

Es wurde anhand zweier Theorieansätze, des lexikographischen Funktionalismus und z.T. auch der APT, untersucht, wie das Problem Idiomäquivalenz in neueren bilingualen

²⁶⁵ Beispielsweise kann ich die Komposition der isländischen Idiome in JÓNSSON (2002) häufig nicht durchschauen, weil sie nicht literalisiert und meine Kenntnisse dieser Sprache begrenzt sind.

²⁶⁶ Dies setzt voraus, dass tatsächlich Volläquivalenz besteht, was ich nicht untersucht habe.

Wörterbüchern des Dänischen und Deutschen gehandhabt wird. Obwohl die APT einen wichtigen Schritt für die metalexikographische Reflexion darstellt und obwohl sie für die praktische, traditionelle (Print-)Lexikographie Dienste leistet, ist sie trotzdem eine recht unflexible Theorie, die Wörterbücher als feste „Gattungen“ betrachtet, die mit ebenso festen Inhalten korrespondieren. Die Kritik der Funktionslehre an sie hat gezeigt, dass eine solcherart rigide Sicht nicht notwendig, ja vielleicht sogar kontraproduktiv ist. Im Gegenteil argumentiert die Funktionslehre, dass Wörterbücher als rein funktionale Gebilde gesehen werden sollten, m.a.W. als Werkzeuge, deren Funktionen nicht von vornherein festliegen, sondern die vor jedem Wörterbuchprojekt festgelegt werden müssen. Der lexikographische Funktionalismus stellt also eine radikale und hochflexible Auffassung des Gegenstands „Wörterbuch“ dar und bietet außerdem die Möglichkeit, mehr Transparenz und Dynamik in die metalexikographische Diskussion auch des Problems Idiomäquivalenz zu bringen. Sie bildete daher die Hauptgrundlage dieser Teiluntersuchung.

Fünf verschiedene Funktionen wurden diskutiert: drei *Defaultfunktionen*: Rezeption, Produktion, Übersetzung, sowie zwei *Spezialfunktionen*. Die festgestellten Probleme in den untersuchten Wörterbüchern sind nicht gleichmäßig verteilt: Nach HAUSMANN (2004) machen Idiome zwar für *Fremdsprachler* kein Produktions-, sondern ein Rezeptionsproblem aus. Diese Feststellung kann aber nicht undifferenziert auf die Lexikographie übertragen werden, was einmal mehr die Wichtigkeit der funktional-disziplinären Differenzierung demonstriert. Denn in der Lexikographie stellt die Funktion Produktion für die Idiomäquivalenz tatsächlich das größere Problem dar (vgl.a. KOLLER 1974:8). Häufig sind die untersuchten Äquivalenzangaben keine wirkliche Produktionshilfe, sondern führen den Benutzer teilweise in die Irre. Demgegenüber lässt sich die Rezeptionsfunktion lexikographisch flexibler lösen und sie bereitet deswegen offenbar auch weniger Probleme. Die Relevanz der Funktion Idiom-Übersetzung (i.e.S.) in der Lexikographie ist dagegen zumindest fragwürdig, weil sie indirekt durch die anderen Funktionen abgedeckt wird und ohnehin ein sehr idiosynkratisches Problem darstellt.

Die *Spezialfunktionen* werden von den Wörterbüchern kaum explizit ausgenutzt. Sie stellen aber durchaus eine Möglichkeit der Lexikographie dar. Ihre systematische Einbeziehung könnte vielleicht sogar dazu führen, dass die lexikographischen Strategien beim Problem Idiomäquivalenz durchdachter und transparenter würden. Es spricht also grundsätzlich nichts gegen sie, solange sie explizit als *Spezialfunktionen* gehandhabt und deklariert werden und nicht *kommunikative* Funktionen vortäuschen.

Wie der Begriff „Äquivalenz“ selbst wird „Idiomäquivalenz“ im Wörterbuch und in der Metalexikographie meistens monolithisch verwendet. KIM-WERNER (1998:150) geht zwar davon aus, dass ein zweisprachiges phraseologisches Wörterbuch „in Form eines erklärenden Wörterbuchs mit Äquivalenten hinsichtlich der Spezifik der Spezifik der Phraseologismen konzipiert werden sollte“. Dies ist aber eine sehr enge und nicht notwendige Perspektive auf die lexikographische Idiomäquivalenz. Ein

„Idiomäquivalent“ im Wörterbuch ist ein ambiges und differenziertes Phänomen: Es ist zunächst zwischen Idiomäquivalenz als (1) *subjektivem* und (2) *objektivem* Phänomen zu unterscheiden (vgl. 5.5.). Dass ein Ausgangsidiom in einem bilingualen Wörterbuch mit einer L2-Entität assoziiert wird, die in der lexikographischen Werkstattsprache „Äquivalent“ genannt wird, ist keine Garantie dafür, dass es sich um ein *objektives* Äquivalent handelt. Ein objektives Idiomäquivalent wäre nach dem Verständnis dieser Arbeit ein solches, das dazu imstande wäre, die vom Wörterbuch (ex- oder – eher –

implizit) anvisierten lexikographischen Funktionen zu erfüllen. Die Aussage SCHEMANN (1989:1021) demonstriert die Relevanz dieser Differenzierung:

„bei zwei- und mehrsprachigen Phraseologien [kann] der Gebrauch der Ausgangsidioms [sic!] und dem zielsprachlichen Äquivalent stark differieren“

Wenn dies der Fall ist, handelt es sich lexikographisch nicht um ein Äquivalent im Sinne von (2), sondern von (1). Ein kommunikatives Äquivalent, das in seinem Gebrauch vom Ausgangsidiom „stark differiert“, ist ein *contradictio in adjecto*.

Ein lexikographisches Idiomäquivalent ist immer nur relativ zu den intendierten lexikographischen Funktionen äquivalent. Das allgemeine Idiomäquivalenzproblem ist im lexikographischen Zusammenhang also noch weiter differenzierbar, weil neben den Äquivalenzaspekten (10.4.) außerdem die spezifischen lexikographischen Funktionen zu berücksichtigen sind. Die „lexikologischen Tatsachen“ sind für die Lexikographie zwar nicht gleichgültig, jedoch sind sie den lexikographischen Funktionen prinzipiell untergeordnet. Wenn in der Lexikographie somit von einem „Äquivalent“ eines Ausgangsidioms gesprochen wird, müsste damit gemeint sein, dass es anhand dieses Lexems möglich ist, die anvisierten lexikographischen Funktionen zu erfüllen – und nicht, dass das „Äquivalent“ irgendwie „gleich“ ist. „Äquivalenz“ im lexikographischen Zusammenhang müsste also idealerweise als ‚Funktionsäquivalenz‘ verstanden werden. Auch wenn monolithische Äquivalente gefunden werden, die tatsächlich sämtliche anvisierten Funktionen befriedigen, muss daran erinnert werden, dass sie nur deswegen das Prädikat „lexikographisches Äquivalent“ (im objektiven Sinn) verdient haben, *weil* sie diese Funktionen erfüllen. Damit wird deutlich, dass die monolithische Vorstellung von „Entsprechung“ in der Lexikographie keine Rolle spielen sollte, weil es nicht Aufgabe der Lexikographie ist, nach irgendwelchen abstrakten „Entsprechungen“ zu suchen, sondern lexikographische Funktionen zu erfüllen. Diese lassen sich übrigens nur erfüllen, wenn die lexikologischen Tatsachen vorher untersucht werden, weshalb die Lexikologie eine wesentliche Grundlage der bilingualen Lexikographie ist.

Die Auffassung von lexikographischer Idiomäquivalenz als ‚Funktionsäquivalenz‘ hat zur Folge, dass der Begriff „Nulläquivalenz“ im lexikographischen Zusammenhang problematisch wird. SVENSEN (2004:314), der explizit mit dem lexikographischen Äquivalenztyp „Erklärungsäquivalenz“ rechnet, erwähnt (319) z.B. paradoxerweise eine Reihe von kulturspezifischen „Nulläquivalenten“ (z.B. *arrondissement*). „Nulläquivalenz“ ist m.E. aber ein lexikologisches und kein lexikographisches Phänomen, denn auch bei Kulturspezifika (CARSTENSEN 1989; MOGENSEN 2004) können lexikographische Funktionen unterschiedliche kommunikative oder wissensbezogene Bedürfnisse erfüllen, womit überhaupt von lexikographischer „Äquivalenz“ gesprochen werden kann. Es gibt in der Lexikographie auch keine „Nulläquivalenz“ hinsichtlich Idiomatik, weil die lexikographischen Funktionen auch hier immer praktisch befriedigt werden können.

Der *Ikonizismus* (8.9. und 10.5.) ist auch im lexikographischen Zusammenhang unverkennbar (vgl.a. FILIPENKO 2001). Dies verwundert nicht, denn auch in der Metalexikographie gibt es deutliche Anzeichen davon. SCHEMANN (1989:1025) etwa diskutiert Sprechaktrestrictionen von Idiomen im lexikographischen Kontext:

„Die Sprechaktrestrictionen[...] sind [in sehr zahlreichen Fällen] mit der *Form* des Ausdrucks gegeben. Der Verstoß dagegen hängt daher aufs engste mit dem besprochenen Mangel der unzureichenden Analyse der Bildbedeutung als funktionales Element der Sprachbedeutung zusammen“

Es braucht hier bloß auf die lexikologischen Analysen von HIPs wie *die Ohren steif halten – holde ørerne stive* und *der grüne Tisch – det grønne bord* erinnert zu werden um zu zeigen, dass die Bild“bedeutung“ kein systemfunktionales Element der Sprachbedeutung ist (vgl. 9.8.) und daher lexikographisch-kommunikativ prinzipiell irrelevant ist. Deshalb können fehlende Informationen zu Sprechaktrestrictionen nicht auf mangelhafte ikonographische Analysen, sondern einzig auf defizitäre Zeichengebrauchsanalysen zurückgeführt werden.

ANDERSSON (1999:148) stellt fest, dass es eine schwierige Aufgabe ist, adäquate Äquivalente für dänische „Redewendungen“ anzugeben, und dass es besser ist, gar kein Äquivalent als ein gekünsteltes anzugeben. Man könnte das Problem aber auch anders betrachten: Wenn es offenbar relativ wenig absolute lexikologische Idiomäquivalente gibt (vgl.a. 10.5.), sollte man vielleicht die Konsequenz daraus ziehen und stattdessen die lexikographischen Funktionen die Hauptrolle spielen lassen. Das „Äquivalent“ ist dann nicht mehr monolithisch zu verstehen, sondern als ein Angabenkomplex, den das Wörterbuch liefert um explizite lexikographische Funktionen zu erfüllen. Dieser Komplex kann mehr oder weniger systematisch, transparent und benutzerfreundlich sein. Wie er im Einzelnen aussehen könnte, gehört zu den Aufgaben der künftigen Forschung (vgl. HALLSTEINSDÓTTIR 2006a). Hier konnten die Probleme nur angedeutet werden.

Lexikographische Idiomäquivalenz kann also als eine trianguläre Beziehung zwischen (1) *den anvisierten lexikographischen Funktionen*, (2) *der spezifischen Präsentationsform derselben*, und (3) *den lexikologischen Tatsachen* beschrieben werden. Von lexikographischer Idiomäquivalenz kann dann gesprochen werden, wenn dieses Beziehungsgeflecht zugunsten des Benutzers erfolgreich zusammenspielt. Vorausgesetzt ist dabei natürlich, dass der Benutzer das Wörterbuch sachgemäß, d.h. den Intentionen des Herausgebers nach, verwendet (WIEGAND 1998).

Dass die Verlage in diesem Zugang möglicherweise eine nicht-erwünschte Komplizierung des Problems sehen werden, ist wissenschaftlich irrelevant. Eine Antwort darauf wäre aber, dass es die einzige Möglichkeit ist, das Problem Idiomäquivalenz transparent und rational zu operationalisieren. Die gegenwärtige Lage, die ein Ergebnis des „einfachen“, intuitiven und ikonizistischen Zugangs zur Idiomäquivalenz ist, ist zumindest nicht optimal. Der Ruf nach „einfachen“ Lösungen, d.h. „Äquivalenten“, die auf einmal sämtliche lexikographische Funktionen befriedigen, ist verständlich. Wenn aber die lexikologischen Tatsachen diesem Ruf nicht entsprechen, ist es vielleicht doch besser, die Funktionen einzeln zu betrachten und es somit ermöglichen, bewusste Prioritäten zu setzen statt unbewusste – oder in Kauf genommene – Defizite zu schaffen.

13. Idiomäquivalenz zwischen Lexikologie, Lexikographie und Translatologie

13.1. Einleitung

An dieser Stelle soll auf der Grundlage der bisherigen Untersuchungen das idiomäquivalenztheoretische Verhältnis zwischen den drei Objektdisziplinen nochmal synthetisierend diskutiert werden. Nach einem expliziten Vergleich der Disziplinen

untereinander werden die drei Fallbeispiele (2.1.) auf der hier etablierten theoretisch-empirischen Grundlage diskutiert.

13.2. Das idiomäquivalenztheoretische Verhältnis zwischen den drei Disziplinen

Idiomäquivalenztheoretisch herrscht zwischen den drei untersuchten Disziplinen eine ideale Arbeitsteilung: (a) Idiomäquivalenz aus der Perspektive der *kontrastiven Lexikologie* ist eine rein theoretisch-deskriptive Problematik, in der die Idiomatik zweier Sprachen theoretisch verglichen wird, und zwar am besten auf empirischer Grundlage; die Idiomäquivalenz ist hier bidirektional; (b) In der *Übersetzung* hat die Idiomäquivalenz grundlegend die Aufgabe, die Textäquivalenz zu sichern, dabei ist Idiomäquivalenz hier als eine einseitige Relation zu verstehen. (c) Idiomäquivalenz in der *bilingualen Lexikographie* ist eine funktionale Relation zwischen einem Ausgangsidiom und den lexikographischen Funktionen, die das Wörterbuch zu erfüllen beansprucht. Auch hier ist die Relation unidirektional.

Betrachtet man nun die *Relationen* dieser Disziplinen zueinander, zeigt sich offenbar ein einseitiges Abhängigkeitsverhältnis:

Kontrastive Lexikologie → Übersetzung und bilinguale Lexikographie: Die kontrastive Lexikologie ist äquivalenztheoretisch eine wichtige – aber keineswegs die einzige – Grundlage der beiden anderen Disziplinen. Dieses Verhältnis motiviert den Pfeil der Überschrift. Die Übersetzung und die bilinguale Lexikographie müssen sich also fast immer an der Lexikologie messen lassen, wenn wohlgerne nicht spezifische funktionale Rücksichten dagegen sprechen. Diese Dependenzbeziehung ist der Grund, warum ich KL und Translatologie nicht „neighbouring branches“ (ROOS 1981:230) nennen würde, denn sie befinden sich nicht auf der gleichen Analysenebene. Als Beispiel kann eine Übersetzung herangezogen werden, die vielleicht zunächst nicht einleuchtet:

(307.) Selbst meine Mutter sagte, daß sich nun **die Spreu vom Weizen trenne**, wir seien schon mittendrin → *Selv min mor sagde, at nu var tiden inde til at skille skidt fra kanel, vi stod alligevel midt i det* (SCHULZE 1998:26/23)

Warum hat die Übersetzerin nicht das I-DÄ *skille klinten fra hveden* benutzt, sondern stattdessen das ikonographisch distantere (FARØ 2000b) *skille skidt fra kanel* („Dreck von Zimt scheiden“)? Die Antwort könnte sein: Die Übersetzerin hat das ikonographisch nahe liegende I-DÄ aus Geläufigkeitsgründen (10.4.3.10.) verworfen. Möglicherweise hat sie dementsprechend I-DÄ als unnatürlich (4.5. und 11.2.) empfunden, weil es dem Zieltext einen „fremderen“ Charakter als der Ausgangstext verliehen hätte. Aus rein *lexikologischen* Gründen ist diese Wahl also durchaus sinnvoll und erklärbar.

Übersetzung ≠ Lexikographie und Lexikologie: Obwohl also teilweise eine Dependenzrelation zwischen Lexikologie und Übersetzung besteht, gilt sie nicht umgekehrt. AGUD (1993:127) stellt zwar die Frage:

„Wäre es nun nicht sinnvoll, die Übersetzung zum *Maßstab der Angemessenheit linguistischer Theoriebildung* zu nehmen[...]. Wäre es nicht gerade das Sinnvollste, die linguistische Theorie[...] von einer uneingeschränkten Beobachtung des übersetzerischen Vorgangs her zu beurteilen?“

Die Antwort ist ein klares „Nein“: Wichtig für den Umgang mit empirischen Übersetzungen und Übersetzungskorpora wie dem DDIK sind nämlich folgende

Tatsachen: Solche Übersetzungsoperationen sagen weder etwas aus über (1) die *Adäquatheit* derselben, über (2) Beziehungen der beiden Idiominventare zueinander (Lexikologie), und (3) über die adäquate lexikographische Behandlung der übersetzten Idiome. Das Korpus ist in erster Linie eine Quelle zur Translatologie selbst, während es für andere Zwecke höchstens als Grundlage für Hypothesenbildungen dienen kann. Aus der Sicht der kontrastiven Lexikologie können die Übersetzung und die bilinguale Lexikographie nur Lieferanten von Hypothesen (HIPs) sein, die korpuslinguistisch falsifiziert werden können. Ein Wörterbuch, das bloß „specific translations“ von Idiomen enthalten würde (PEDERSEN 1986:131), wäre ein problematisches Werkzeug, und kaum „useful al [sic!] the same“ (ebd.).

Kontrastive Lexikologie ≠ bilinguale Lexikographie: Genauso wenig wie die von der bilingualen Lexikographie dargebotenen Äquivalenzrelationen der Übersetzung als unmittelbare Quelle dienen können, ist die in der einzelnen Übersetzungsoperation hergestellte Idiomäquivalenz, wenn gelungen, an sich als Wörterbucheintrag brauchbar. Dies hängt damit zusammen, dass die Idiomäquivalenz im Wörterbuch ein rein *funktionales* Anliegen sein sollte. Wenn man anhand von empirischen Untersuchungen eine irgendwie geartete kontrastive Relation eines HIP festgestellt hat, hat man noch keineswegs etwas darüber gesagt, wie dieses Wissen in einem bilingualen Wörterbuch umgesetzt werden soll. Denn dies kommt vollständig auf die Funktionen an, die das Wörterbuch erfüllen soll. Soll es z.B. primär die Produktion oder die Rezeption unterstützen, bzw. soll es möglichst auf parallel konstruierte Idiome in der Fremdsprache hinweisen? Die weiteren Schritte hängt von der Beantwortung solcher Fragen ab.

Kontrastive Lexikographie ≠ bilinguale Lexikologie: Es existieren viele Fälle, in denen Wörterbuchäquivalentvorschläge mit den lexikologischen Untersuchungen unvereinbar sind. Dies heißt nicht, dass Wörterbuchäquivalente generell mit den „lexikologischen Tatsachen“ identisch sein sollten. Es heißt nur, dass die lexikologischen Untersuchungen darauf hindeuten, dass zentrale und manchmal vom Wörterbuch selbst anvisierte lexikographische Funktionen nicht erfüllt werden. Die Äquivalenzprobleme der bilingualen Lexikographie haben v.a. folgende Gründe: (1) die schwache empirische Idiomlexikologie; (2) der *Ikonizismus* der Lexikographen; und (3) *monolithische* Idiomäquivalenzvorstellungen derselben.

Lexikographie und Lexikologie ≠ Übersetzung: Für die Beurteilung von Übersetzungen ist irrelevant, ob sie mit den Informationen von Wörterbüchern und lexikologischen Untersuchungen übereinstimmen oder nicht (s.a. HÖNIG 1997:44). Es gibt hinreichend Fälle, in denen die Übersetzer von den Äquivalentvorschlägen der Wörterbücher abweichen. Meistens sind diese Entscheidungen trotzdem translatorisch adäquat, weil textuell wohlbegründet. Mitunter sind sie auch darin zu suchen, dass die lexikographischen Äquivalentvorschläge funktional unzureichend sind, was für den kompetenten Übersetzer im Kontext deutlich wird. Ein Beispiel für Ersteres ist dieses:

(308.) – Det er klart, at amerikanerne har **jokket** enormt **i spinaten** i de senere år, både militært og i øvrigt → *Es ist klar, daß die Amerikaner in den letzten Jahren gewaltigen **Mist** gebaut haben, militärisch und auch sonst* (BRØGGER:246/249)

Nach der Vorstellung vieler Übersetzungstheoretiker und Phraseologen ist dies kritisabel (vgl.u.), weil der Übersetzer das Idiom mit einem ikonographisch distanteren

L2-Idiom als potenziell möglich übersetzt hat (*ins Fettnäpfchen treten*). Diese Kritik hat aber funktionalistisch gesehen keine Gültigkeit: Im Gegenteil kann man solche Übersetzungen als ein „Gesundheitssymptom“ betrachten, wenn sie wie hier den Ausgangstextinhalt adäquat wiedergeben. Selbst die Transzendierung der lexikalischen Kategorie „Idiom“ kann niemals *an sich* als kritisabel betrachtet werden.

Das Verhältnis zwischen den drei Disziplinen bezüglich Idiomäquivalenz kann überblicksmäßig folgendermaßen dargestellt werden:

Disziplin:	Lexikologie	Translatologie	Lexikographie
Kontext?	– Kontext	+ Kontext	– Kontext
Langue/Parole?	Langue	Parole	Langue/Parole
Funktion?	Zeichenbeschreibung	Textinhaltstransmission	Sprachwerkzeug
funktional/deskriptiv?	deskriptiv	funktional	funktional
interdisziplinäre Relation?	Grundlage	nur Abnehmer	nur Abnehmer

Fig. 17: Übersicht über das Verhältnis zwischen Lexikologie, Übersetzung und Lexikographie bezüglich Idiomäquivalenz

In der Praxis wird diese Arbeitsteilung unter den drei Disziplinen bezüglich Idiomäquivalenz nicht hinreichend aufrechterhalten. Darauf deuten viele der hier festgestellten empirischen Probleme als auch große Teile der theoretischen Forschungsliteratur hin. Damit entsteht nicht nur Redundanz, sondern es werden auch konkrete Probleme für die Forschung und die angewandte Sprachwissenschaft generiert. Genau das soll die Diskussion der drei Fallbeispiele zeigen, die nun erneut herangezogen werden sollen.

13.3. Die drei Fallbeispiele revisited

Auf der somit etablierten theoretisch-empirischen Grundlage können die drei Fallbeispiele nun adäquat diskutiert und in die Untersuchung eingeordnet werden. Dabei soll nur das Allernötigste wiederholt werden; im Übrigen sei auf das Kapitel 2.1. verwiesen.

13.3.1. Wie sagt man also „*stirre sig blind på ngt*“ auf Deutsch?

Es war davon die Rede, wie das I-DÄ *stirre sig blind på ngt* „auf Deutsch heißt“. Als lexikologische Frage kann sie auf dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen beantwortet werden, nämlich durch die beiden Teilantworten: (1) *Es gibt diesen Ausdruck auf Deutsch nicht* und (2) *die Frage ist falsch gestellt*. Denn sie geht offenbar grundsätzlich von einer idiomatischen Symmetrie des Dänisch-Deutschen aus, die nicht vorliegt. Die beiden Vorschläge, (a) die „freie Übersetzung“: „sich nur auf etwas Bestimmtes konzentrieren“ – die übrigens weder eine Übersetzung noch frei ist – und (b) das ad hoc „expandierte“ Idiom (vgl. 11.6.3.2.6.) „sich so auf etwas konzentrieren, dass man den Wald vor Bäumen nicht sieht“, sind lexikologisch ohne Wert, denn sie beschreiben keine systematischen Beziehungen der beiden Inventare, sondern den Versuch einer Umgehung von Nicht-Parallelismus. Darüber hinaus sagen sie weder etwas über Übersetzung noch über Lexikographie aus, denn dazu fehlt ein textueller Zusammenhang bzw. eine Angabe konkreter Funktion(en). Deswegen kann auch nicht überprüft werden, ob es sich in der Tat um „funktionale“ Äquivalente handelt, denn

man weiß gar nicht, worauf es hier kommunikativ ankommt: Was will A mit dem Idiom ausdrücken? Deshalb können die vielen potenziell in Frage kommenden Äquivalenzaspekte (10.4.3.) nicht gegeneinander abgewogen werden, womit der Versuch einer Aufstellung eines kontextfreien Äquivalents bestenfalls sinnlos ist, sei es nun paraphrastisch, idiomhaltig oder etwas anderes.

Solche Wortschatz“vergleiche“ sind also wenig sinnvoll, weil die grundlegenden Prämissen des Vergleichs nicht reflektiert bzw. angegeben werden. Ob sie für angewandte Zusammenhänge nützlich sein könnten, ist zumindest fragwürdig.

13.3.2. Wann sind Idiomübersetzungen also „angreifbar“?

Im empirischen Übersetzungsteil wurde bereits auf KORHONENs (1992a) Übersetzungskritik eingegangen, hier soll sie etwas systematischer besprochen werden. Zwei Punkte wurden von Korhonen kritisiert, nämlich (1) Idiomübersetzungen, die zwar idiomatisch sind, die aber „bezüglich der Lexik und Syntax keine primäre Entsprechung“ darstellen (119); und (2) solche, die „nichtidiomatisch übersetzt [werden], obwohl[...] ein Idiom zur Verfügung gestanden hätte“ (ebd.).

Es sollte mittlerweile deutlich geworden sein, warum Korhonen das finnische Idiom „den Axt in den Brunnen werfen“ dem tatsächlich verwendeten „die Handschuhe auf die Theke schlagen“ vorzieht. Denn gemäß der Distanztaxonomie in 10.4.3.12. ist jenes dem I-DE formal „näher“ (Quaternärrelation und auch übersetzungstypologisch Nr. 4 – das tatsächlich benutzte Idiom ist dagegen „nur“ Nr. 5): Es handelt sich auch ikonographisch um das gleiche Motiv, denn in beiden Fällen wird eine *WAFFE IN ETW GEWORFEN*. Das ist für den systematischen Linguisten psychologisch befriedigend, kann aber für die Übersetzungswissenschaft kein gültiges Kriterium sein. Denn sie hat andere Erfolgskriterien, in erster Linie das der funktionalen Äquivalenz bzw. Adäquatheit (11.2.). Nach KORHONEN (1992a) selbst gibt es zwischen der Bedeutung der beiden finnischen Idiome „keinen deutlichen Unterschied“. Somit ist seine Kritik auch nicht relevant, denn man muss davon ausgehen, dass sie damit funktional äquivalent sind. Für die funktionale Äquivalenz spielt es keine Rolle, ob die Komponentenstruktur bzw. Ikonographie möglichst parallel sind, denn es kann nicht davon ausgegangen werden, dass dieser Aspekt am Idiom vom Autor intendiert ist, da es sich um ein rein semiotisches Epiphänomen zum Gebrauch handelt (Kap. 9.). Zumindest liegt es im Aufgabenbereich des Kritikers, die eventuelle Relevanz durch Textanalyse zu beweisen; der bloße Hinweis auf die formale Struktur des Idioms sagt noch nichts über dessen *funktionalen* Wert im Text aus.

KORHONENs (op.cit:124) zweite Kategorie an „kritisierbaren Übersetzungen“ kann von einem arbitraritätstheoretisch-funktionalistischen Zugang zur Idiomäquivalenz auch nicht ohne Vorbehalte unterstützt werden. Korhonens Forderung, dass Idiome verwendet werden müssen, falls überhaupt vorhanden, ist Phraseologie-*biased*. Es ist zwar richtig, dass Idiome tendenziell zur Informalität neigen (9.5.), das tun viele andere Lexeme aber auch. Die „Farbigkeit“ als Kriterium wurde auch verworfen. Die fehlende 1:1-Beziehung von Form und Funktion der Kategorie Idiome wurde schon besprochen und genau dieses Phänomen ist der Hauptgrund, warum Korhonens Kritik keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann. Sie muss auch deshalb modifiziert werden, weil ein so dogmatischer Zugang zur Idiomübersetzung wahrscheinlich ein beitragender Grund für die Probleme der Idiomtranslation ist, für die in 11.9. einige Beispiele

diskutiert wurden. Sie ist m.a.W. eine Zwangsjacke für einige Übersetzungskritiker, die Beispiele wie diese als nicht äquivalent kategorisieren würden:

(309.) Hatte denn nicht etwa Helga, bei einem Gespräch **unter vier Augen** [...], mir das Versprechen abgenommen [...] → *Fik Helga – en af de sidste dage i bunkeren, da vi talte **alene** sammen – mig ikke til at love [det]?* (SCHLINK:287/280)

(310.) den intensiverede en seksualdrift, der under andre omstændigheder måske ville have været et aktiv og en velkommen afrodisi, men som **set i lyset af** hendes aleneliv af og til virkede forstyrrende → *Was unter anderen Umständen vielleicht ein aktives [sic!] und willkommenes Aphrodisiakum gewesen wäre, wirkte jedoch **angesichts** ihres Singledaseins ab und zu störend* (LARSEN:90/101)

(311.) Rebekka, der aldrig manglede ord, når hun skulle **kaste glans over** Løvinernes særlige livskunst, oplevede flygtningetilværelsen som en scene fra ”Fransk uden tårer” → *Rebekka, der es nie an Worten fehlte, wenn sie die besondere Lebenskunst der Løvins **rühmen** wollte, empfand das Flüchtlingsdasein wie eine Szene aus „Französisch ohne Tränen“* (BRØGGER:124/122)

M.E. sind diese Übersetzungen durchaus textäquivalent, da die Funktion des Idioms hier keineswegs prägnant und die Ikonographie vom Übersetzer kaum intendiert ist, sondern als ein reines Epiphänomen zu bezeichnen ist (die „semiotische Last“ des Lexems, vgl. 9.8.).

Das Problem am idiomtranslatorischen Dogmatismus ist, dass er so intuitiv richtig zu sein scheint. M.E. geht er mit seinen Generalisierungen zu weit und kann für die Übersetzungsdidaktik (FLEISCHMANN 1997) direkt kontraproduktiv sein, weil er eine Vorstellung wissenschaftlich legitimiert, die ohnehin die unmittelbar einleuchtende ist. Ich habe empirisch-theoretisch zu zeigen versucht, dass dies sie nicht richtig macht.

13.3.3. Wann geht man also lexikographisch über den Fluss, um Wasser zu holen?

Im dritten Fallbeispiel ging es um „das“ deutsche Äquivalent des I-DÄ *gå over åen efter vand* in einem bilingualen Wörterbuch. Zunächst kann festgestellt werden, dass in der Diskussion von lexikographischen Funktionen keine Rede ist, was teilweise durch den damaligen Forschungsstand erklärbar ist. Mit dem jetzigen Wissen aber – und zwar sowohl über den Gegenstand Idiome als auch den der Wörterbücher – besteht die Möglichkeit, die Frage auf einer theoretisch solideren Grundlage zu beantworten. Hinzu kommen die heute weitaus besseren Bedingungen empirischer Untersuchungen (4.5.).

Die Debatte wird äquivalenztheoretisch monolithisch geführt, denn es wird kaum zwischen Lexikologie, Lexikographie und Übersetzung unterschieden und auch die Möglichkeit der Polysemie scheint nicht überlegt zu werden (10.4.3.2.). Es werden keine Kriterien angegeben, nach denen operational von Äquivalenz gesprochen werden kann. Am meisten im Dunkeln scheinen COLLIANDER/HANSEN (1991) zu tappen, denn sie geben gar keine Argumente dafür an, warum sie *Eulen nach Athen zu tragen* gegenüber *mit der Kirche ums Dorf tragen* vorziehen.

Die beiden anderen Diskutanten argumentieren eher *ikonizistisch*: AXELSEN (1992) lehnt Colliander/Hansens Vorschlag auf der Grundlage einer ikonographischen Analyse ab:

”**’gå over åen efter vand’** heißt ’sich überflüssige Mühe machen um etwas zu erreichen’: das Wasser kann ja genauso gut auf der Seite des Wasserlaufs geholt werden, auf der man sich gerade befindet (aber Wasser bekommt man trotzdem davon), während **’Eulen nach Athen tragen’** sich etwas komplett Nutz- und Sinnloses unternehmen heißt, weil sie ja in Athen überhaupt keine Eulen brauchen, und der deutsche Ausdruck kann deshalb nicht verwendet werden”

Bemerkenswert ist dabei das unbeschwerte Hinübergleiten Axelsens von der Inhalts- auf die Ausdrucksebene: Die Bedeutung ist hier offenbar eine direkte Funktion der Komposition und der Metapher; aus der Ikonographie lassen sich dann verschiedene Schlussfolgerungen herleiten: Nämlich sowohl im Rahmen der Ikonographie selbst, als auch von der Ikonographie auf die Bedeutung, und von dort wiederum auf die Frage nach Äquivalenz. Axelsen kann auf dieser Grundlage mit großer Sicherheit behaupten, dass *Eulen nach Athen tragen* kein lexikographisches Äquivalent von *gå over åen efter vand* sein kann, was wiederum einen neuen Ebenensprung darstellt.

BERGENHOLTZ/MOGENSENs (1993) Vorschlag scheint sich im selben Rahmen zu befinden, obwohl der Ikonizismus hier eher indirekt zum Ausdruck kommt:

”Beide Vorschläge sind u.E. nicht ganz treffend. *Eulen nach Athen tragen* verfehlt in jedem Fall den Kern des dänischen Idioms, das keine überflüssige, sondern eine umständliche/dümmliche, aber dennoch praktische Handlung umschreibt. Wir würden eine wortwörtliche Übersetzung wählen: *den Fluß überqueren, um Wasser zu holen*”

Weder mit der Kirche ums Dorf laufen/fahren noch *Eulen nach Athen tragen* sind nach den beiden Autoren brauchbare lexikographische Äquivalente. Die Begründung: *Eulen nach Athen tragen* sei im Gegensatz zu *gå over åen efter vand* keine überflüssige, jedoch aber eine praktische Handlung. Deswegen würden sie eine Literalisierung wählen. Auch diese Lösung stellt, zunächst rein lexikologisch, eine problematische Aufhebung des Arbitraritätsprinzips dar, weil sie nahelegt, die Bedeutung des Idioms sei eine *unmittelbare* Funktion seiner Ausdruckskomposition. Eine zwar psychologisch nachvollziehbarer, arbitraritätstheoretisch jedoch inakzeptable Vorstellung.

Versuchen wir nun, denselben Vorschlag in einen funktionalistischen Zusammenhang zu stellen: Welche lexikographischen Funktionen erfüllt das Modell Bergenholtz/Mogensens? Da es sich bei MU ja um ein dänisch-deutsches Wörterbuch für dänische Benutzer handelt, kommt die *Rezeptionsfunktion* (von L2-Text), zumindest nach der APT, weniger in Frage. Leistet der Vorschlag dann *Produktionshilfe*? Kaum, denn in einem deutschen Kommunikationszusammenhang kann m.E nicht einfach davon ausgegangen werden, dass der Sinn dieser Ad-hoc-Metapher verstanden wird (s.w.u.). Semiotisch ist der Vorschlag ikonizistisch, weil er dem Gedanken entsprungen ist, der Inhalt des Idioms trete im Ausdruck unmittelbar zutage. Diese Idee wurde in 8.8. theoretisch zurückgewiesen.

Wie verhält es sich dann mit der *Übersetzungsfunktion*? Nach meiner ersten Kritik des Vorschlags (in FARØ 2001) hielt Mogensen auf dem Nordischen Lexikographiesymposium (s. LEXICONORDICA 10) einen Vortrag über Übersetzungsfunktionen (vgl. MOGENSEN 2004) in dem er meine Kritik seinerseits mit der Begründung kritisierte, dass sie zu undifferenziert sei. Gewisse Übersetzungsstrategien, wie etwa die exotisierende (vgl. HANSEN 2001), könnten durchaus ein Äquivalent wie *den Fluss überqueren um Wasser zu holen* legitimieren. HALLSTENSDÓTTIR (1997:568) sieht darin die Möglichkeit, dem Leser „kulturelle und sprachliche Besonderheiten anzubieten“. Darüber hinaus wäre vielleicht auch zu überlegen, ob der Literalisierungsvorschlag der beiden Autoren nicht mit der in 12.11.2. diskutierten Funktion „Einsicht in die Idiomkomposition“ vereinbar ist?

Aus mehreren Gründen möchte ich aber an meiner Kritik des Vorschlags festhalten: Der Hinweis auf die – übrigens umstrittene (vgl. POLITIKEN 28.08.02)²⁶⁷ –

²⁶⁷ Die Kritikerin Heltberg meint, der Übersetzer von Grass' *Im Krebsgang* habe den Roman ins Deutsche übersetzt.

exotisierende Übersetzungsstrategie scheint mir in dieser Diskussion etwas peripher zu sein, v.a. wenn dieser Vorschlag offenbar das *einzigste* Äquivalent ausmachen soll – keiner der Diskutanten überlegt Mehrfachäquivalierung. Und „Übersetzung“ ist ja nicht die einzige mögliche Funktion des Wörterbuchs; sie ist wohl nicht einmal die am meisten benutzte. Ohne weitere Information wird der dänische Benutzer davon ausgehen, dass *den Fluss überqueren um Wasser zu holen* eine Defaultfunktion ausübt, also eine rein kommunikative. Somit wird er davon ausgehen, dass diese Metapher im deutschen Sprachsystem die gleiche Funktion hat wie *gå over åen efter vand*, was ja keineswegs der Fall ist. Mit dem gleichen Argument könnte man übrigens alle ikonische Idiome, Komposita und Onomatopetika in bilingualen Wörterbüchern literalisieren. Dieser Haltung ist auch HENSCHER (1993:143), und zwar weil der Benutzer die Strategie „entweder gar nicht oder falsch verstanden wird“²⁶⁸. Es handelt sich beim Vorschlag um ein „ad hoc instituiertes isoliertes Zeichen“ (ENGLER 1986:3). Auch der mögliche Einwand, dieser Vorschlag könnte als eine wissensbezogene Funktion gesehen werden, wäre m.E. verfehlt: Für die Rezeption mag diese Funktion von einiger Relevanz sein (kaum aber als *einzigste* Lösung), in der Richtung L1-L2 scheint sie dagegen wenig Nutzen zu bringen.

Ich sehe deshalb keinen anderen Ausweg, als den bereits eingeschlagenen deskriptiv-lexikologischen Weg zu gehen (vgl. 10.) und zu untersuchen, wie es sich mit den im Laufe dieser Äquivalenzdiskussion erwähnten Idiomen im *Sprachgebrauch* verhält. Ich werde also *gå over åen efter vand* und drei unterschiedliche deutsche Idiome als ein komplexes HIP behandeln. Eine 25/25-Stichprobe ergab folgendes Schema:

Bedeutung	Idiom	Idiom	Idiom
1. Überflüssigkeit, Redundanz	Wasser ins Meer tragen/schütten	Eulen nach Athen tragen	<i>gå over åen efter vand</i>
2. Umständlichkeit	Mit der Kirche ums Dorf laufen/die Kirche ums Dorf tragen	<i>gå over åen efter vand</i>	–

Fig. 18: Übersicht über (Gebrauchs-)Bedeutungen von *gå over åen efter vand* und seinen hypothetischen Äquivalenten

Die Gebrauchsbeispiele der jeweiligen Idiome auf der Grundlage dieser Analyse sind:

(a) ‚Überflüssigkeit, Redundanz‘:

(312.) Was soll ich sagen, Insideout zu loben hieße **Wasser ins Meer schütten!** Ihr ward klasse, Jungs, super gig! (www.insideout.live.de)

(313.) Alfred Brendel hat unter Musikfreunden viele Liebhaber und seine Aufnahmen lobzupreisen, hieße **Eulen nach Athen zu tragen** (www.crescendo-online.de)

(314.) Der er ingen grund til at **gå over åen efter vand** og købe træet i udlandet, når vi har det stående i de danske skove i fineste kvalitet (www.trae.dk)

(b) ‚Umständlichkeit‘:

²⁶⁸ Dies ist wohl zu überspitzt, denn es kommt sicherlich auf den Zusammenhang an. Es besteht aber keine Sicherheit, dass die Intention verstanden wird, wie Bergholtz/Mogensens zu meinen scheinen.

(315.) Für ersterers Problem gilt es Kompromisse eingehen, Letzteres kann umgangen werden, indem man die Batchverarbeitung mehrmals ausführt, aber warum **die Kirche ums Dorf tragen**? Dafür gibt es keinen Grund! Gerade bei komplizierteren Aufgaben sollte man es sich nicht schwieriger machen als nötig! (www.traum-projekt.com)

(316.) Men jeg er nu skeptisk over for din påstand. Det virker som at **gå over åen efter vand** at udfase analogt tv alene for at gøre det ulovligt at optage fra fjernsynet. Det ville være lettere blot at forbyde analoge tv-optagelser (aggemam.dk)

Die Belege von *gå over åen efter vand*, das – zumindest einer fein granulierten Untersuchung nach (5.6.) – also polysem ist, was offenbar von keinem Diskussionsteilnehmer überlegt wurde, verteilen sich etwa gleichmäßig auf die beiden Bedeutungen ‚Überflüssigkeit, Redundanz‘ und ‚Umständlichkeit‘. Dabei ist es nicht so, dass alle Realisierungen vollständig und diskret in diese Zweiteilung passen, was kein unbekanntes Problem ist. Im Großen und Ganzen gruppieren sie sich aber recht eindeutig um diese beiden Bedeutungen.

Eine mögliche lexikographische Schlussfolgerung für ein Wörterbuch wie MU, das explizit für dänische Benutzer konzipiert ist, und das z.B. die Defaultfunktionen Rezeption, Produktion und Übersetzung bietet, könnte folgendermaßen aussehen:

(317.) **gå over åen efter vand**: 1. (overflødighed) *Eulen nach Athen tragen* el. (sjældnere) *Wasser ins Meer schütten*; 2. (omstændelighed, besvær) *mit der Kirche ums Dorf fahren*

Diese Lösung sieht vor, dass I-DÄ polysem ist; sie bedeutungsdiskriminiert folglich die beiden Bedeutungen für den Benutzer, der somit Produktions- und Übersetzungshilfe erhält. Interessanterweise sind dies die Äquivalentvorschläge, die – abgesehen von *Wasser ins Meer schütten*, das in der Diskussion gar nicht erwähnt wurde –, im Wörterbuch teilweise vorhanden waren, von den Diskutanten aber abgewiesen wurden. Die aktuelle Handhabung von *Wasser ins Meer schütten* und *mit der Kirche ums Dorf fahren* durch das Wörterbuch ist aber nicht funktionsadäquat, da sie die Idiome nicht bedeutungsdiskriminiert und den Benutzer damit im Stich lässt.

Dieses Fallbeispiel demonstriert das Problem der Ikonizität von Idiomen für praktische Kommunikationssituationen. In diesem Fall war es dabei weniger die ikonographische Konvergenz als ikonizistische Versuche, aus dem Idiomausdruck heraus seine Bedeutung zu rekonstruieren, die dem Arbitraritätsprinzip Gewalt antaten: Obwohl es durchaus legitim ist, in gewissen – beispielsweise metakommunikativen – Kontexten den Zusammenhang zwischen Ausdruck und Inhalt der Idiome zu thematisieren, so kann eine ikonographische Analyse niemals den Schlusspunkt von Überlegungen über Idiomäquivalenz bilden, höchstens den Ausgangspunkt einer *Hypothese* über dieselbe. Und für die Herstellung von Wörterbuchäquivalenz im Sinne von Lösung wesentlicher lexikographischer Funktionen sind empirische lexikologische Untersuchungen des Sprachgebrauchs notwendig, um die aufgestellten Hypothesen zu testen.

13.4. Teilzusammenfassung

Die Diskussion der drei Fallbeispiele hat eine wichtige Funktion für die Arbeit: Sie soll die *Anwendbarkeit* des hier entwickelten Theorie- und Methodologieansatzes möglichst illustrativ vorführen. Denn eine Idiomäquivalenztheorie, die nicht sowohl theoretische (lexikologische) als auch anwendungsbezogene (u.a. Übersetzung und bilinguale Lexikographie) in Betracht zieht und diese *integriert*, ist genau so problematisch wie eine, die nicht adäquat zwischen diesen Disziplinen unterscheidet, wie ich es hier

recht konsequent gemacht habe. Es ist deutlich, dass alle drei Fallbeispiele nicht-funktionalistisch (d.h. essentialistisch und monolithisch) an das Problem herangehen, und dass sie nicht auf einer Vorstellung der prinzipiellen Arbitrarität von Idiomen basieren. Beide Prämissen, Funktionalismus und Arbitrarität, sind für ein adäquates Verständnis und eine angemessene Handhabung von Idiomäquivalenzproblemen unabdingbar.

14. Zusammenfassung

14.1. Was ist also Idiomäquivalenz?

Die Forschungsfrage dieser Arbeit lautete: *Was ist Idiomäquivalenz?* Um diese Frage zu beantworten wurden drei interlinguale Disziplinen ausgewählt: eine nicht-angewandte, *kontrastive Lexikologie*, und zwei angewandte, *Übersetzung* und *bilinguale Lexikographie*. Sie sollten die Empirie liefern und gleichzeitig sollte das idiomäquivalenztheoretische Verhältnis zwischen ihnen geklärt werden. Bei der Auswahl dieser Disziplinen, die nur einen Teil der übergeordneten *interlingualen Idiomatik* ausmachen, spielten sowohl die Tatsache eine Rolle, dass sie sich empirisch besonders gut untersuchen lassen als auch die Hypothese, dass zwischen ebendiesen Forschungsfeldern nicht präzise unterschieden wird, was unerwünschte Konsequenzen haben könnte. „Idiomäquivalenz“ in den drei untersuchten Kontexten hat sich dabei als ein zwar teilweise interdependenter, jedoch prinzipiell individuell zu behandelnder Problemkomplex erwiesen:

Lexikologische Idiomäquivalenz kann als vollständige Parallelität einer sehr großen Anzahl von Äquivalenzaspekten beschrieben werden, deren kontrastive Relation sich nur auf der Grundlage umfassender Korpusanalysen untersuchen lässt. Bisherige idiomlexikologische Studien haben das unzureichend oder nicht gemacht, was auch mit geringeren korpuslinguistischen Möglichkeiten bis vor etwa 10 Jahren zusammenhängt. Lexikologische Idiomäquivalenz ist nicht funktionsorientiert, sondern isolierte Wortschatzanalyse. Wenn sich Sprecher Gedanken darüber machen, wie ein L1-Idiom in einer L2 „heißt“, dann ist dies eine lexikologische Fragestellung, und zwar eine, die von der empirisch nicht haltbaren lexikalischen Symmetrie von Wortschätzen ausgeht. Die große Vielfalt der Idiomäquivalenzaspekte, deren jeweilige Relevanz sich im lexikologischen Zusammenhang prinzipiell nicht graduieren lässt, macht idiomatische Totaläquivalenz im lexikologischen Kontext zu einem eher unwahrscheinlichen Phänomen. DOBROVOL'SKIJs (1999c:114) und DOBROVOL'SKIJ/PIIRAINENS (2005) Begriff „funktionale Äquivalenz“ in Bezug auf Idiomatik ist in einem lexikologischen Zusammenhang zweifelhaft, da „funktional“ in diesem lokalen Zusammenhang wenig Sinn macht ohne einen spezifischen kommunikativen Zweck. Es kann kaum *abstrakt* von funktionalen Äquivalenten gesprochen werden, nur in konkreten Zusammenhängen, in denen der kommunikative Zweck definiert ist, vgl. weiter unten.

Translatorische Idiomäquivalenz ist eine adäquate funktionale Beziehung zwischen einem idiomhaltigen Ausgangstext(teil) und einem Zieltext(teil), und zwar in dem Sinn, dass der Zieltext denselben Inhalt wie der Ausgangstext vermittelt und nicht

(unmotiviert) unnatürlich ist. Idiomäquivalenz in der Übersetzung ist also eine einseitige Relation, die vom Ausgangstextidiom gesteuert wird, ohne dass das Resultat unbedingt ein Zieltextidiom enthalten muss. Translatorische Idiomäquivalenz ist somit als ein Teilelement der übergeordneten Textäquivalenz einer Übersetzung zu sehen und legitimiert sich nur durch diese. Die Textäquivalenz mediiert m.a.W. die Idiomäquivalenz. Die empirische Untersuchung des DDIK hat ergeben, dass sich Übersetzer im Allgemeinen einer großen Breite an Übersetzungstypen (genau: 18) bedienen, um das Übersetzungsproblem Idiomatik zu lösen. Tendenziell übersetzen sie aber *dogmatisch*, d.h. mit einem Idiom der L2, das mit dem L1-Idiom mehr oder weniger konvergent ist. Diese Tendenz kann im Zusammenhang mit verschiedenen Problemen rezeptions-, produktions- und äquivalenzmäßiger Art gesehen werden: Wegen des idiomtranslatorischen Dogmatismus beschränken sich die Übersetzer bezüglich möglicher Lösungen nicht selten unnötig und schaffen damit Übersetzungen, die unnatürlich oder textuell nichtäquivalent sind. Die Probleme können z.T. auch andere Gründe haben: Z.B. spielt bei den Rezeptionsproblemen auch fehlende L2-(Idiom-)Kompetenz der Übersetzer eine Rolle. Trotzdem zeigt auch dies, dass in solchen Fällen auf die Ikonographie rekuriert wird, was ein Ausdruck von translatorischem *Ikonizismus* ist. Die Untersuchung des Sonderproblems *Idiomthematisierung* und ihre Übersetzung ergab dabei eine paradoxe Konklusion: Thematisierung ist eine Realisierungsvariante von Idiomem, bei der ihre Ikonographie oder überhaupt die Kategorie Idiom fraglos eine funktionale Rolle spielt, was als ein kommunikativer Ausnahmefall identifiziert wurde. Gerade bei der Thematisierung scheinen die Möglichkeiten der adäquaten Übersetzung sehr begrenzt zu sein, und zwar aufgrund von Ausdruck-Inhalt-Asymmetrien (vgl. HESSKY 1992:111) in der interlingualen Idiomatik. Thematisierung von Idiomem – zumindest semantische und formale: *metakommunikative* Thematisierung bereitet offenbar weniger Schwierigkeiten –, kann in diesem Sinn als das wirkliche Problem der Idiomübersetzung betrachtet werden. Denn im Gegensatz zur Idiomübersetzung im Allgemeinen ist sie nicht durch Vermittlung idiomfunktionalistischer Einsichten an Übersetzer lösbar.

Lexikographische Idiomäquivalenz ist wie translatorische Idiomäquivalenz ebenfalls eine rein funktionale Beziehung. Lexikographische Idiomäquivalenz besteht dann, wenn mit Ausgangspunkt in einem Idiom eine oder mehrere L2-Entitäten oder Metatext(e) dem Benutzer ermöglichen, die vom Wörterbuch anvisierten lexikographische Funktionen zu erfüllen. Es wurden 5 Funktionen untersucht, 3 kommunikative und 2 nicht-kommunikative. Mit 2 der kommunikativen Funktionen, vor allem der Produktion, sind Probleme verbunden, während die Relevanz der Idiomübersetzung als spezifische lexikographische Funktion in Frage gestellt wurde. Die lexikographischen Spezialfunktionen werden in Verbindung mit Idiomäquivalenz nicht oder kaum ausgenutzt, obwohl sie durchaus eine interessante Möglichkeit darstellen. Der lexikographische ist der komplexeste der drei untersuchten Idiomäquivalenz-Kontexte. Denn die Kombination der Bedingungen *lexikologische Tatsachen*, *Kotextlosigkeit*, *Polyfunktionalität* und (printlexikographische) *Platzknappheit* macht die Etablierung von wirklich anwendbaren Äquivalenzrelationen innerhalb sämtlicher (ex- oder implizit) anvisierter lexikographischer Funktionen schwierig. Eine globale Lösung dieses Problemkomplexes habe ich nicht anbieten können. Trotzdem scheint mir eine Bewusstwerdung über diese Komplexität ein notwendiger erster Schritt zu sein, denn nur so können die notwendigen Prioritäten gesetzt werden. Eine sorgfältige kontrastiv-lexikologische Untersuchung der einzelnen Idiomäquivalenzaspekte ist natürlich eine

notwendige Voraussetzung idiomlexikographischen Arbeitens, obwohl sie keine strikt lexikographische Aufgabe ist (FARØ 2004e). Benutzerbezogen ist die häufige Nicht-Explizitierung von Wörterbuchfunktionen ein Problem. Wird nichts angegeben, müsste man im Prinzip davon ausgehen können, dass das Äquivalent alle Defaultfunktionen abdecken kann. Häufig ist es wohl aber eher so, dass gar nicht funktionalistisch reflektiert wird; stattdessen stecken wohl *monolithische* Idiomäquivalenzvorstellungen dahinter (vgl. 6.2., 12.6., 13.3.3.).

Nicht nur lexikologisch, translatorisch und lexikographisch, d.h. auf den spezifischen disziplinären Ebenen, ist ein solcher monolithischer Idiomäquivalenzbegriff inadäquat, sondern auch *global*. Die Forschungsfrage dieser Arbeit war gerade eine Frage nach der globalen Ontologie des Idiomäquivalenzbegriffs, deswegen soll spezifisch auf diesen Aspekt des Problems eingegangen werden:

Auch der durchaus kritische Phraseologe DOBROVOL'SKIJ (2000a:169) legt m.E. einen (moderat) monolithischen Idiomäquivalenzbegriff an den Tag, wenn er schreibt:

„To find functionally adequate [sic!] idioms, we need additional empirical data concerning the actual usage of idioms, and their thorough interpretation against a sound theoretical background“ (vgl.a. die wichtige Diskussion in der Forschungsbesprechung, Kap. 6.2.)

Oberflächlich ist dies der Zugang der vorliegenden Arbeit gewesen, weil ich auch umfassend-empirisch gearbeitet habe – aber eben nur oberflächlich. Denn hier wurde im lexikologischen Teil nicht nach absoluten Idiomäquivalenten gesucht, stattdessen wurde eine Reihe von HIPs falsifiziert. Wie in der Forschungsbesprechung angedeutet wurde, ist der Idiomäquivalenzbegriff dieser Arbeit keineswegs mit Dobrovol'skijs identisch, auch wenn sie beide den Anspruch erheben „funktional“ bzw. „funktionalistisch“ zu sein. Sein Untersuchungsgegenstand ist entweder zu eng oder aber er differenziert nicht systematisch genug zwischen den distinkten Elementen, aus denen dieser besteht. Folglich wird auch sein Idiomäquivalenzbegriff zu schmal. Im Bestreben, pragmatisch an das Problem Idiomäquivalenz heranzugehen – was begrüßenswert ist –, ignoriert er Teilprobleme, die ein echt funktionalistischer Idiomäquivalenzbegriff berücksichtigen müsste. Im Grunde genommen ist sein Idiomäquivalenzbegriff deshalb gar nicht richtig funktional.

Als Korrektiv dazu soll hier folglich ein *genuin funktionalistischer Idiomäquivalenzbegriff* (GFI) vorgestellt werden, der auf der Grundlage der empirisch-theoretischen Untersuchungen dieser Arbeit entwickelt wurde. Er basiert auf den folgenden theoretischen Prämissen:

(1) (Mikrokontextuell): Die Ausdrucksseite von Idiomen spielt nicht *unbedingt* eine funktionale Rolle (häufig tut sie es in der Tat nicht), sie *kann* aber eine solche spielen, z.B. in Verbindung mit Idiomthematisierung (s. 9.7.)

(2) (Makrokontextuell): Idiomäquivalenz ist *nicht* das gleiche Phänomen in Lexikologie, Translatologie und Lexikographie, sondern macht jeweils einen theoretisch eigenen Untersuchungsgegenstand aus (s. 13.)

Was den GFI genuin funktionalistisch macht, ist sein konsequenter phraseologischer Anti-Essentialismus; er ist also das Gegenteil von monolithisch. Er geht nämlich nicht davon aus, dass Idiome z.B. so oder so übersetzt werden müssen, *weil sie Idiome sind*. Andererseits lehnt er aber auch die Vorstellung ab, Idiomäquivalenz bestehe nur aus bestimmten Äquivalenzaspekten (10.4.2.), während andere „irrelevant“ seien, wie

DOBROVOL'SKIJs (1999c) den Funktionalismus im Bereich Idiomäquivalenz auslegt. Solche absoluten Aussagen sind dem GFI fremd, denn was relevant ist, kann nicht isolationistisch entschieden werden, sondern setzt immer eine Relevanzanalyse voraus, und zwar *vor Ort*, im konkreten Kontext. Dabei sind sowohl Mikrorücksichten (z.B. die mögliche Intention des Autors in der Übersetzung, Granularität der Analyse in der Lexikologie, die anvisierten lexikographischen Funktionen) als auch Makrorücksichten (z.B. Übersetzungsauftrag, Wörterbuchkonzept) zu beachten. Ein GFI geht also davon aus, dass Idiome über ein besonderes semiotisches *Potenzial* verfügen, das sich aber bei weitem nicht immer entfaltet. Die Ausdrucksseite *kann* für die Lexikologie, Translatologie und Lexikologie relevant sein, wie hier auch detailliert gezeigt wurde, sie *muss* es aber nicht sein.

Der Idiomäquivalenzbegriff muss also stark differenziert werden, sowohl nach „innen“ (nach den Äquivalenzaspekten) als auch nach „außen“ (disziplinär). „Idiomäquivalenz“ ist im Fall der Lexikologie eine *empirische*, in der Translatologie und Lexikographie dagegen in erster Linie eine *funktionale* Größe, die aber ideal empirisch fundiert ist. Da aber zwischen Lexikologie und den beiden anderen Untersuchungsdisziplinen eine einseitige Dependenzbeziehung besteht – die lexikologischen Tatsachen verpflichten teilweise die Entscheidungen von Übersetzern und Lexikographen, und nicht umgekehrt –, sind in der Übersetzung und der Lexikographie stets auch lexikologische Probleme präsent. Insofern muss die kontrastive Lexikologie als eine Grundlagendisziplin für die Translatologie und die Lexikographie betrachtet werden, obwohl ihre Ziele prinzipiell unterschiedlich sind. Wird den lexikologischen Tatsachen nicht Rechnung getragen, können die beiden angewandten Disziplinen auch nicht erfolgreich praktiziert werden. Somit reicht z.B. Textanalyse offensichtlich nicht aus, um Idiome adäquat zu übersetzen; Systemkenntnis ist ebenso wichtig.

Die empirischen Untersuchungen von Idiomäquivalenzproblemen in Übersetzung und bilingualer Lexikographie haben gezeigt: *Disziplinär* sind die aufgezeigten Idiomäquivalenzprobleme eine Kombination aus einer noch recht schwach fundierten kontrastiven Idiomlexikologie und vermutlich teilweise inadäquaten Idiomäquivalenzvorstellungen von Übersetzern und Lexikographen. Es sind Äquivalenzvorstellungen, die nicht hinreichend funktionalistisch, sondern z.T. monolithisch sind, und die sich im *idiomtranslatorischen Dogmatismus* bzw. in idiomatischen *Normäquivalenten* der Lexikographie manifestieren (vgl. 12.9.). In beiden Disziplinen wurde eine Menge Inadäquatheiten im Bereich der Rezeption, Produktion und Äquivalenz von Idiomen aufgezeigt. Dabei waren die Probleme in der Lexikographie offenbar größer als in der Übersetzung, was durch die unterschiedlichen Bedingungen dieser beiden Disziplinen erklärbar ist: Die Übersetzung stellt insofern einen viel konkreteren und spezifischeren Rahmen dar, als der vorhandene Kontext zumindest helfen kann, die aktuelle Idiomfunktion im Text zu identifizieren. In der bilingualen Lexikographie muss dagegen meist eine Auswahl unter den lexikologischen Tatsachen vorgenommen werden, und zwar relativ zu ihrer kontrastiven Relevanz (nach ATP) und zur Gewichtung der anvisierten lexikographischen Funktionen. Dies ist eine sehr komplexe Aufgabe und kann, nicht zuletzt im Lichte der schwachen kontrastiv-lexikologischen Basis, bisweilen Züge des Unmöglichen annehmen. Eine wissenschaftliche bilinguale Idiomlexikographie ist aber prinzipiell möglich.

Beim *lexikologischen* Vergleich von Idiomen (Wortschatz-Perspektive), und auch für das Fremdsprachenlernen mit allen seinen Nebenkomponten (vgl. JESENSEK, im

Druck), das hier gar nicht berührt wurde, ist ihre Ausdrucksseite deskriptiv relevant. Die *automatische* Relevanz der Kompositionsstruktur in den angewandten Kontexten Übersetzung und Lexikographie wurde dagegen stark in Frage gestellt. In der *Übersetzung* hat sie meistens nur im Fall der Thematisierung funktionale Relevanz und eine adäquate Übersetzung thematisierter Idiome, vor allem bei semantischer und formaler Thematisierung (Modifikation), ist häufig unmöglich. Nicht aber Idiomübersetzung *an sich*, zumindest funktionalistisch gesehen. Für die *bilinguale Lexikographie* könnten nicht-kommunikative Funktionen wie *Hinweis auf nicht funktional äquivalente konvergente Idiome in L2*, *Einsicht in die Kompositionsstruktur von L2-Idiomen* und *(Fremd-)Sprachlernen* als lexikographische Funktionen eine Rolle spielen. Solche Funktionen müssen aber von den rein kommunikativen Funktionen getrennt gehalten werden, z.B. durch eine angemessene lexikographische Markierungspraxis. Der Benutzer sollte niemals im Zweifel sein, welchen funktionalen Status das lexikographische Idiom-Äquivalent hat. Der Status quo ist aus der funktionalistischen Perspektive jedenfalls problematisch, denn die lexikographischen „Äquivalente“ sind in vielen Fällen keine kommunikativen.

Die *semiotische Dualität* von Idiomen i.e.S. habe ich als die Haupterklärung für die Probleme identifiziert, die sowohl bei der interlingualen theoretischen Beschreibung als auch der angewandten Handhabung von Idiomen entstehen. Es wurde argumentiert, dass z.B. metaphorentheoretische, kognitivistische und kulturalistische Erklärungen diese Probleme nicht zufriedenstellend erklären können. Die Spannung zwischen der grundlegenden Arbitrarität und der Ikonizität der Idiome qua ihrer „pseudo-transparenten“ Ausdrucksstruktur macht die Entscheidung von Sprachpraktikern darüber, welche Eigenschaften in welchen Kontexten funktional relevant sind, schwierig. Offenbar wird die Ikonizität der Idiome in den angewandten Zusammenhängen zuungunsten ihrer sprachsystematisch und kommunikativ viel wichtigeren Arbitrarität häufig überbewertet. Dieses Problem wurde hier „Ikonizismus“ genannt. Das Arbitraritätsprinzip relativiert den funktionalen Wert der Ikonographie in der kommunikativen Praxis und damit auch in angewandten Kontexten. Die Ikonographie täuscht absolute kommunikative Wichtigkeit der Kategorie Idiome i.e.S. vor. Sie täuscht auch interlinguale Äquivalenz vor, wo keine ist. Da ihre grundlegende Arbitrarität deswegen noch keineswegs aufgehoben wird, stellt die Ikonizität der Idiome in interlingualen Kontexten ein großes Problem dar. Dies haben sowohl die theoretisch-semiotische Diskussion als auch die empirischen Analysen der drei verschiedenen linguistischen Disziplinen gezeigt.

Vor allem 5 unterschiedliche Größen beeinflussen also, funktionalistisch gesehen, das Phänomen Idiomäquivalenz:

- (1) Die Arbitrarität und Ikonizität der Idiome
- (2) Der Makro- und Mikrokontext
- (3) Die Granularität der Analyse
- (4) Das Vorhandensein lexikologischer Idiomäquivalenzaspekte
- (5) Die lexikologischen Tatsachen

Diese Faktoren sind voneinander nicht unabhängig, trotzdem macht es Sinn, sie getrennt zu untersuchen. Sie sind als Rahmenbedingungen zu betrachten, die bei allen Untersuchungen von Idiomäquivalenz reflektiert werden müssen, weil sie die Antwort auf die Frage nach „Äquivalenz“ restringieren:

(1) Das *Arbitraritätsprinzip* ist die Grundlage aller kontrastiven Analysen von Idiomäquivalenz. Da Idiome sämtliche Bedingungen lexikalischer Zeichen erfüllen, werden sie auch von Arbitraritätsprinzip affiziert. Die Arbitrarität von Idiomen ist eine psychologisch wenig nahe liegende, ja kontraintuitive, dafür aber umso wichtigere Grundlage interlingualer Idiomäquivalenz. Die Konsequenz davon ist, dass nicht vom Ausdruck auf den Inhalt geschlossen werden kann und auch nicht von L1-Idiomausdruck und L2-Idiomausdruck auf die Äquivalenz von Idiomen.

(2) Der Makro- und Mikrokontext der Analyse muss klar definiert sein. Es ist problematisch von „Übersetzung“ zu reden, wenn es sich in Wirklichkeit um eine Untersuchung von bilingualen Wörterbüchern handelt. Genauso sollte nicht erwartet werden, dass sämtliche erarbeitete kontrastiv-lexikologische Daten unbedingt für die bilinguale Lexikographie oder die Übersetzung relevant sind. Die Hauptunterscheidung zwischen auf der einen Seite einem deskriptiv-theoretischen Vergleich und auf der anderen Seite funktionalen Operationen in der Lexikographie und der Übersetzung ist für die Analyse fundamental. Eine Vermischung der disziplinären Rahmen führt zu inadäquaten Ergebnissen. Im Mikrokontext geht es um eine Explizierung und Reflexion über aktuelle Textfunktionen, Autorabsichten und Analysenschwerpunkte. Zwischen Makro- und Mikrokontext besteht auch keine 1:1-Beziehung.

(3) Die *Granularität* der Analyse ist ein Punkt, dem häufig zu wenig Bedeutung beigemessen wird. Zu einem Zeichen gehört nicht nur dessen Ausdruck, sondern auch dessen Inhalt, den ich hier wesentlich erweitert habe. Gleich auf zwei Ebenen ist die Granularität wichtig: Weil die Granularität der monolingualen Idiombeschreibung beim Ausgangsidiom und dem Zielidiom kaum jemals gleich fein ist, ist es ein problematisches Unterfangen, Idiomäquivalenz anhand solcher meist inkommensurablen Quellen wie monolingualen Wörterbücher zu untersuchen. Die Granularität dieser Arbeit ist recht fein, was mit ihrem Rahmen zusammenhängt, der auslandsgermanistisch, kommunikativ und produktionsorientiert ist. Das Interesse ist es letztendlich auf Unterschiede hinzuweisen, die für den kommunikativ-produktiven Umgang mit Idiomen im interlingualen Zusammenhang Probleme generieren.

(4) Die Tatsache, dass „Idiomäquivalenz“ keine monolithische Größe ist, sondern sich aus einer großen Anzahl von *Äquivalenzaspekten* zusammensetzt, ist eine wesentliche Einsicht für die Idiomäquivalenzforschung. Dabei besteht ein Zusammenhang zwischen der Granularität der Untersuchung und den empirisch untersuchten Äquivalenzaspekten. Es ist wohl von mindestens 30-50 Äquivalenzaspekten auszugehen.

(5) Die „*lexikologischen Tatsachen*“ sind das Ergebnis der empirischen Untersuchungen der HIPs anhand der einzelnen Äquivalenzaspekte. Ohne sich einen Überblick über diese verschafft zu haben, ist nicht nur ein seriöser Vergleich der Idiominventare unmöglich, sondern z.T. auch erfolgreiche Übersetzungen und benutzerfreundliche Wörterbuchartikel, die lexikographische Defaultfunktionen erfüllen sollen. Im Sprachenpaar Dänisch-Deutsch herrscht ein solcher Überblick noch nicht, dies muss also als ein dringendes Forschungsdesiderat bezeichnet werden.

Das Schema vermittelt einen Überblick über diese fünf Idiomäquivalenz-Faktoren:

IDIOMÄQUIVALENZ – ÜBERSICHT ÜBER DIE FAKTOREN:	
(1) Arbitrarität	Grundbedingung

(2) Makro- und Mikrokontext	kontrastive Lexikologie	Übersetzung	bilinguale Lexikographie	etc.
	Analyseaspekte	Autorenabsichten, Auftrag, etc.	lexikographische Funktionen	
(3) Granularität	grob		mittel	fein
(4) Äquivalenzaspekte	hängen u.a. von der Granularität ab			
(5) Lexikologische Tatsachen	Grundbedingung der angewandten Bereiche			

Fig. 19: Übersicht über Idiomäquivalenzfaktoren

Untersuchungen von „Idiomäquivalenz“ sollten immer diese Faktoren berücksichtigen. D.h., dass Fragen nach Idiomäquivalenz – sei es zu einzelnen Idiomem, sei es zu ganzen Inventaren –, die diese theoretischen Grundbedingungen nicht reflektieren, wissenschaftlich problematisch sind. Das Bewusstsein über die Existenz solcher Bedingungen kann mehr oder weniger präsent sein. Aber je höher, desto qualifizierter kann die Frage beantwortet werden. „Idiomäquivalenz“ ist ein hochkomplexer und im mehrfachen Sinn relationaler Begriff, der von vielen Bedingungen abhängt. Das heißt, dass nach der Frage nach Äquivalenz zunächst gewisse Gegenfragen beantwortet werden müssen: Innerhalb welcher linguistischen Disziplin? Wie fein granuliert soll die Beschreibung sein? Welche Äquivalenzaspekte sind relevant? Sind diese Fragen erst beantwortet und die Ausgangsfrage somit spezifiziert, dann erst lässt sie sich realistisch untersuchen. Denn dass sie untersucht werden muss, ist klar, und zwar anhand des Sprachgebrauchs (korpuslinguistisch). Konkret wird man dabei häufig von HIPs ausgehen, die aufgrund äußerer (kompositioneller oder struktureller) Merkmale für äquivalent gehalten werden (als Fremd- oder Eigenhypothese).

Viele werden sich scheuen, den ganzen hier beschriebenen Weg zu gehen. Das ist aber kein Argument gegen die Relevanz einer wissenschaftlichen Sicht. Hier hat „Idiomäquivalenz“ in einem wissenschaftlichen Kontext interessiert. Welche Abstriche Lexikographen, Übersetzer und andere Fremdsprachenvermittler aus Ressourcengründen beim hier vorgeschlagenen Konzept machen, ist eine ganz andere Frage – so lange man sich dessen bewusst ist, dass mit nicht-theoretischen und empirischen Zugängen Gefahren und Probleme verbunden sind. Dies umso mehr, als der Status „Äquivalent“ weder ein dia- noch synchron fester ist. Erstens auf Grund der Arbitrarität der Idiome, zweitens auf Grund des Funktionalismus des Begriffs „Äquivalenz“, drittens weil die Konklusion einer Analyse prinzipiell vorläufig ist, was den Wert der Bezeichnung „HIP“ zeigt: „Idiomäquivalenz“ ist immer eine vorläufige Hypothese, die sich falsifizieren lässt.

14.2. 10 Thesen zur Idiomatik und Idiomäquivalenz

Die Untersuchung hat eine übergeordnete Gesamtthese vorgelegt, nämlich einen genuin funktionalistischen Idiomäquivalenzbegriff (GFI), der die Antwort auf die Hauptforschungsfrage darstellt. Darüber hinaus hat sie auf dem Weg zur Beantwortung dieser Frage eine Menge Nebenthesen produziert, die für die Forschung von Bedeutung sein könnten:

- (1) Idiome sind arbiträr und häufig zugleich „ikonisch“. Ihre Arbitrarität ist sprachsystematisch das weitaus wichtigere Merkmal.
- (2) Die Ikonizität der Idiome stellt interlingual eine Störquelle dar.
- (3) Idiome haben weder eine Einheitsfunktion noch eine spezifische Sonderfunktion, sondern sie sind normallexikalische Zeichen.
- (4) Die Ikonographie von Idiomen hat keinen funktionalen Wert an sich.
- (5) Die Phraseologieforschung braucht eine Idiomatologie.
- (6) Idiome sind interlingual arbiträr.
- (7) „Idiomäquivalenz“ ist kein monolithischer, sondern ein funktionalistisch zu verstehender und somit stark komplexer Begriff.
- (8) Das Inventar an Äquivalenzaspekten bei Idiomen ist sehr umfassend.
- (9) In der Phraseologieforschung und angewandten interlingualen Handhabung von Idiomen ist ein kommunikativ inadäquater Ikonizismus zu beobachten.
- (10) „Idiomäquivalenz“ hat (u.a.) eine spezifisch lexikologische, translatorische und lexikographische Perspektive, die theoretisch und methodologisch distinkt sind, zwischen denen aber einseitige Abhängigkeiten bestehen.

14.3. Abschließender Kommentar

Das Neue an dieser Arbeit ist nicht, dass sie die dänisch-deutsche Idiomatik umfassend untersucht hat. Diese Aufgabe wurde bereits mit FARØ (2000b) angefangen. Vielmehr untersucht sie das grundlegendere Problem *Idiomäquivalenz* theoretisch kohärent, fein granuliert, disziplinspezifisch und empirisch umfassend. Alle interlingualen Idiom-Arbeiten und Handhabungen sehen sich mit dem hier diskutierten theoretischen Problem konfrontiert, von daher ist ihre Reichweite und wissenschaftliche Relevanz bedeutend.

Meine Insistenz, dass Idiomäquivalenz auf Grund der prinzipiellen Arbitrarität und Polylexikalität der Idiome ein hochkomplexes Phänomen ist, das nur funktionalistisch und empiristisch gelöst werden kann, wurde in der Phraseologieforschung früher kaum umfassend diskutiert. Die Komplexität der Idiomäquivalenz nach innen (Äquivalenzaspekte) und nach außen (disziplinspezifisch) auch nicht. Vielmehr bestand eine Tendenz der Phraseologieforschung darin, Idiomäquivalenz primär

ausdrucksorientiert zu behandeln, wobei nicht konsequent genug zwischen Idiomäquivalenz in Lexikologie, Übersetzung und Lexikographie unterschieden wurde.

Rein lexikologisch scheint interlingual der Symmetriegedanke von Idiomem verbreitet zu sein. In den Fällen, in denen bei HIPs offenbar keine Äquivalenz vorliegen konnte, hat man von “phraseologischen falschen Freunden” gesprochen. Wenn Nicht-Äquivalenz somit als ein Ausnahmefall behandelt wird, entsteht der Eindruck, dass es sich in allen anderen Fällen tatsächlich um idiomatische Totaläquivalenz handelt. Ich gehe davon aus, dass eine systematische, umfassende und empirische Untersuchung anhand der hier aufgezeigten Idiomäquivalenzaspekte viele HIPs anderer Sprachenpaare in Frage stellen würde, womit sich das Arbitraritätsprinzip durchsetzen würde. Erst das Arbitraritätsprinzip in seiner radikalen Form, wie es hier systematisch für die Idiomatik ausgelegt wurde, kann erklären, warum es das Phänomen “phraseologische falsche Freunde” überhaupt gibt. Das zeigt seine theoretische Stärke. Gleichzeitig bildet es einen skeptischen Ansporn, um auch die angenommenen “echten Freunde” genauer zu untersuchen. Denn Totaläquivalenz ist aufgrund der Komplexität von Idiomem auf mehreren Ebenen eher unwahrscheinlich. Es gibt einfach zu viele Idiomäquivalenzaspekte, die aufgrund der Arbitrarität der Idiome jederzeit von Sprachwandel betroffen werden können. Dabei setzt diese Analyse voraus, dass es sich überhaupt um ursprüngliche Totaläquivalente handelt, was ja nicht der Fall sein muss. Im Gegenteil waren viele Idiome wahrscheinlich niemals totaläquivalent.

Die Ergebnisse der Untersuchungen von Idiomäquivalenz deuten an, dass sie eine seriösere Handhabung erfordert, sowohl innerhalb des theoretischen Wortschatzvergleichs (kontrastive Lexikologie) als auch in der Praxis (z.B. bilinguale Lexikographie und Übersetzung). Statt eines monolithischen und recht oberflächlichen ausdrucksbasierten Zugangs zur interlingualen Idiomatik muss ein empirisch basierter, umfassender und funktionalistischer Zugang erfolgen.